Helv. 922 z-1

Stauffachers Frau

Kleine Chronick

für

Schweizer

1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07/96/101

Verzeichniß der Kupferſtiche, und wo ſolche eingebunden werden.

Dem in Kupfer geſtochenen Titel gegen über kommt: Staufachers Frau, als eine der würdigſten Perſonen der ganzen Schweizergeſchichte. — (Siehe deren Charakter beſchrieben, S. 443.)

Die drey Bundesbrüder. Gegenüber Seite	9
Werner Staufacher.	12
Arnold von der Halden.	13
Tell und ſein Knabe.	16
Arnold von Winkelried.	37
Karl von Burgund.	45
Der Schweizer im Schwabenkrieg.	62
Ein Büſſender aus dem 14ten Jahrhundert.	262
Die Kreuzzügler.	265
Ein alter Schweizer-Bürger	341
Bruder Claus.	389
Zwingli, zieht in Krieg.	401
Schuppach, ein Berner Landarzt.	439
Hedwig ab Burghalden, eine Zürcherinn.	441

Verzeichniß der Kupferſtiche.

	Gegenüber Seite
Heini von Uri, Hofnarr Herzog Leopolds bey Sempach.	523
Schibi, Rebell im Luzerner-Gebiet.	534
Leuenberger, Rebell im Berner-Gebiet.	535
Ein alter Entlibucher.	537
Stärke eines alten Schweizers.	599
Ein alter Schweizerbauer.	616

Vorbericht.

Der Herausgeber dieſes Buches macht keinen Anſpruch darauf, ſich damit Schriftſteller-Ruhm zu erwerben; er wollte nützen und vergnügen, und nennt ſich, wenn es erforderlich iſt, bey einer zweyten Ausgabe. Seine Hülfsmittel hat er, wo es nöthig ſchien, angezeigt; wo aber die Quellen ſich in mancherley Werken zugleich finden, hat er für überflüſſig angeſehen, ſie alle anzuführen, weil ſolche in den alten Schweizerkroniken leicht aufzuſuchen, und jeder eigentliche Geſchichtsforſcher die genaueren Umſtände ſchon kennt; auch laſſen ſich nach den Jahren, wo ſich ein merkwürdiger Umſtand zugetragen,

leicht die Erörterungen anſtellen, da überall der Zeitpunkt möglichſt genau angegeben iſt.

Uebrigens hat der Verfaſſer bey ſeiner Arbeit mehr als fünfhundert verſchiedene Werke nachgeſchlagen, um die Auswahl mannigfaltig zu machen, und überall den Geiſt der Alten zu entwickeln; auch kann dies allein ſein Verdienſt ſeyn, ſo wie die hie und da eingeſtreute Nuzanwendung.

Der Aufſatz: Kriegsthaten der Berner, von S. 99 bis 177, iſt faſt unverändert aus Hrn. Landvogt Tſcharners Hiſtorie der Stadt Bern gezogen.

Druckfehler.

Seite 202 ſoll heiſſen Bechingen ſtatt Uhmiken.

Ein-

Einleitung.

Die Schweiz, wie ſie heut zu Tage iſt, war in den älteſten Zeiten ein Theil von Deutſchland. Die Römer, welche faſt die ganze Welt mit ihrer Kriegskunſt und Tyranney überwältiget hatten, brachten auch unſer kleines Land unter ihre Herrſchaft. Zur Zeit des Julius Cäſars, des Anführers der Römer, fanden ſich dieſe Gegenden in Gäuwe getheilt, oder Diſtrikte gemacht, die von einander unabhängig waren. — So gab es ein Zürichgäuw, ein Thurgäuw, Zugergäuw, und ſ. w. Ueberall wurden Oberherrn geſetzt,

Feſtungen und Schlößer gebaut, um den Deutſchen zu widerſtehen, die in beſtändiger Fehde mit den Römern waren. Dieſe alte Römiſche Feſtungen findet man vorzüglich in Menge am Bodenſee, und am Rhein — welches beweißt, daß die Deutſchen von den Römern gefürchtet worden. Vier hundert Jahre ſchmachteten unſre Urväter unter dem Joch der Römer; ſie muſten mit zu Felde ziehen, und alle Kriegsgräuel mit machen. Zulezt beſiegten die Deutſchen, die Gallier, die Burgunder, die Franken das Römiſche Reich; denn alle dieſe Nationen vereinigten ſich, den allgemeinen Feind der menſchlichen Freyheit auf einmal und zugleich anzugreifen; und dieſe auſſerordentliche

Weltbegebenheit verdient in den Geſchichtsbüchern aller heutigen Europäiſchen Nationen oben an zu ſtehen; weil alle hernach gegründeten Staaten ſich daraus gebildet haben.

Die Allemanier, (ein deutſches Volk) eroberten die Schweiz. Sie nahmen alles vom Rhein an bis an den vier Waldſtätter-See in Beſitz... Und da dieſe mannfeſte, kriegeriſche, ſtarke Nation keine Städte und Feſtungen liebte, indem ſie ſolche als Gefängniſſe für freye Männer anſah; ſo zerſtörten die Deutſchen von Grund aus alles was von den Römern an Städten und Feſtungen übrig war. Sie haben dieſe ſtolze Römer ſo gedemüthiget, daß ſie gleichſam wie vom Erdboden alle Spuren vertilgt haben, die von ihnen übrig geweſen

ſind; daher muß man faſt alles aus der Erde graben, wenn man Römiſche Denkmähler finden will.

Da aber dieſe Hauptnationen, welche die Römer beſiegt und gedemüthiget haben, bald darauf unter ſich ſelbſt in Streit und Krieg geriethen; ſo verlohren die Allemanier wieder einen Theil des Landes, und die Franken ſetzten ſich überall feſt.

Die Schweiz ward alſo ein Theil der großen Fränkiſchen Monarchie.

Die fränkiſchen Kayſer ſchalteten und walteten nun eine lange Zeit über dies Land. Bald ward es dieſem Sohn, bald dem andern in der Erbſchaft zu Theil. Als bey der allgemeinen Verwirrung in Deutſchland im Jahr 888 ſich dort große Spaltungen ereigneten,

ſo wurde auch die Schweiz davon betroffen; ein Theil fiel an Burgund, ein anderer an einen deutſchen König. Als im Jahr 1032 alle Burgundiſche und Deutſche Länder wieder unter die Herrſchaft der deutſchen Kayſer gebracht wurden; ſo war unſere Schweiz durch einige Jahrhundert abermal ein deutſches Reich.

Von dieſer Zeit an kamen die Herzoge, Grafen, Freyherrn in unſerm Lande auf. Sie bauten Städte, und im Namen der Kayſer ſetzten ſie Vogteyen; die Geiſtlichkeit baute Klöſter; die Zwingherrn Kaſtelle und Schlößer.

So ſtund es mit unſerm geliebten Vaterland, als die ewige Vorſicht abermal dem frommen Geiſte unſerer Alt-Vordern ſeine Bande löſte, und

die Schweiz zu einer freyen Republik erhoben hat. Welche Geſchichte wir in den denkwürdigſten Ereigniſſen hiermit beſchreiben wollen, und zwar gröſtentheils ſoll es mit den Worten geſchehen, wie ſie in den verſchiedenen Geſchichtsbüchern eingezeichnet ſtehen.

Der

die dreÿ Bunds Brüder

Der Eidgenößiſche Bund.

Die drey erſten Stifter des eidgenöſſiſchen Bundes ſind: Arnold von Melchthal von Unterwalden, Wernher von Staufach von Schweiz, und Walther Fürſt von Uri. Ihre Geſchichte wird alſo erzählt: Nicht lange nach dem Abſterben Rudolfs von Habſpurg, der nach einer langen Verwirrung durch Verdienſte den Kayſerlichen Thron beſtiegen hat, wurden die ehemals glücklichen Thäler von Uri, Schweiz und Unterwalden, ein trauriger Raub wilder Reichs- oder Landvögte, welche Albrecht I. über ſie geſezet hatte. Von Geſetzen und Rechten wußten dieſe Tyrannen nichts, nur von Grauſamkeit, und Wuth, und Anfällen der Unſchuld, vermeſſener Anſprache auf eines jeden Landmanns wahres Eigenthum, Erfüllung ſchändlicher Lüſte, Muthwillen auf Unkoſten der Armen, harten Strafen und Blutvergieſſen nach ihrem ungezähmten Willen; das war ihre Regierung. — Drey redliche Männer von ſtarkem geſunden Leib, von der Arbeit abge-

härtet, und einer wohldenkenden Seele, faßten den Entſchluß, das hart drückende Joch einmal abzuwerfen. **Arnold von Melchthal** wagte es, laut die Sprache der Freyheit vor dem Diener des Tyranen zu reden, und darum mußte er durch unwegſame Oerter aus ſeinem Vaterland fliehen; ſeinem Vater wurden die Augen ausgeſtochen, weil er liebreich mit beförderter Flucht das Leben des Sohns gerettet hat. **Wernher von Staufach** iſt im Unmuth von Hauſe entflohen, weil er die harte Anſprache des grauſamen **Geßlers** an ſein eigenes neu erbautes Haus, und den ungerechten Trotz nicht vertragen konnte; der offenbares Unrecht anthut, damit die ſchmerzhafte Empfindung darüber, die ein redliches Herz nicht hinterhält, wie ein Verbrechen beſtraft werde: Nur einer gewiſſen Verfolgung zu entgehen, die ſeine Freymüthigkeit unvermeidlich nachgezogen hätte, war er zu ſeinem freundſchaftlichen Gaſtwirth herüber geflohen. Er ſelbſt, der die beyden Bedrängten liebreich aufgenommen hatte, war **Walther Fürſt**; er hatte zwar noch nichts gelitten; aber wie die übrigen ſtund er alle Augenblike in Gefahr, weil er angeſehen, reich, und

redlich war; er hatte dabey auch ein edles, großes, fühlbares Herz, das anderer Elend eben ſowohl drückt, als ſein eigenes.

Dieſe drey Männer, denen das allgemeine Elend ihrer Landsleute näher zu Herzen gieng, als ihr eigenes, redeten vertraulich mit einander, huben ihre Hände zu dem Allmächtigen empor, und ſchwuren, das Unrecht nicht länger mehr zu ertragen. Sie waren aber nicht blutgierig in ihrem Vorhaben; bey der Hitze ihrer Empfindungen hatten ſie noch Mäßigung und Sanftmuth; ſie beſchloſſen, noch die Wüteriche zu ſchonen, und das große Werk auszuführen ohne Blut zu vergießen; nur die ungerechten Landvögte aus ihren Gränzen zu verweiſen, war ihr einziges Beſtreben. Die drey Freunde gewannen jeder ſeine Anhänger und Vertraute, und dieſe wieder andere, bis auf eine groſſe Zahl; und alle waren ſo eingenommen von dieſem Vorhaben, und blieben dem Geheimniß ſo getreu, als wenn es nur unter dreyen geblieben wäre. Auf einen Tag geſchah alles, was verabredet war, mit der äuſſerſten Genauigkeit, und ohne einen Schritt weiter zu gehen, als in der erſten Stunde beſchloſſen war; der Himmel hörte ihren

Schwur, und ſegnete was die Drey auf dem einſamen Alpen-Hügel beſchworen hatten. So entſtand der eydgenößiſche Bund, der ſich nachher ausgebreitet hat, zu einem großen Staat.

Werner Stauffacher von Schweiz.

Er war ein Sohn des Land-Ammann Rudolfs, der wohnte zu Steinen, einem Dorf ungefehr eine Stunde von dem Flecken Schweiz gelegen, und ſtund bey ſeinen Landsleuten in hohem Anſehen; die Gewaltthätigkeiten, welche die vom Kayſer in die dortigen Länder verordnete Reichs-Vögte ausgeübet, hatte er, obgleich oft mit vielem Unwillen, erduldet. — Auf eine Zeit ritt der Reichs-Vogt Geßler oder Geißler, bey erſtgedachten Steinen an der Landſtraß (an dem Ort, wo Anno 1400 die noch ſtehende Capelle zum Heil. Creutz, vermuthlich zu deſſen Andenken erbauet worden) an einem neuerbauten Haus vorbey, und fragte, wem dieſes Haus wäre? Stauffacher, welcher wohl wußte, daß ihm der Reichs-Vogt aufſätzig ware, weil er dem Volk allezeit gerathen, daß ſie ſich nicht an die Herren von Oeſterreich erge-

Werner Staufacher

Arnold von der Halden

ben ſollten, gab zur Antwort: Herr! das Haus iſt meinem Herrn, dem König, und euer, und alſo nur mein Lehen: Mit dieſer Antwort war der Reichs-Vogt nicht zufrieden, ſondern verſetzte: Weil ich nun an meines Herrn, des Königs ſtatt, in dieſen Landen bin, ſo will ich nicht, daß ihr Bauren ohne meine Einwilligung neue Häuſer bauen ſollet; Ihr ſollet es vielmehr bald erfahren, daß ihr nicht euere eigene Herrn ſeyd. Stauffacher betrübte ſich über dieſe Drohworte in ſeinem Innerſten. Seine zärtliche Hausfrau, welche ihme den Kummer anſahe, ſprach ihm Muth und Troſt zu, und gab ihm zugleich den Rath, daß er ſich nach mehreren redlichen Leuten umſehen ſollte, welche mit ihm ein gleich hartes Schickſal tragen müßten, zu dieſen ſollte er hingehen, und mit ihnen auf Mittel und Weg denken, wie ſie einmal das hart drückende Joch ſich vom Halſe ſchaffen könnten. Stauffacher folgte dem guten Rath ſeiner Ehefrau, und gieng nach Uri, wo er erſtlich mit ſeinem guten Freund, Walther Fürſt, und dieſe beyde hernach mit Arnold aus dem Melchthal von Unterwalden, an einem Ort am Urner-See im Bawen oder Grütli ge-

nannt, (Ao. 1307.) berathſchlagten, wie der tyrranniſchen Aufführung der Reichs-Vögte Einhalt gethan, und des Vaterlandes Freyheit wieder hergeſtellt werden könnte. Worauf dann alle drey zur Ausführung ihres wichtigen Vorhabens ſich endlich mit einander verbunden haben. Mithin war Stauffacher einer der drey erſten Stifter des eidgenößiſchen Bundes, und ward Ao. 1313. Land-Ammann des Landes Schweiz.

Gewaltthaten des Landvogts Bilgeri von Landenberg.

In Unterwalden ob dem Wald, wohnte ein wohlhabender patriotiſchgeſinnter Greis, Heinrich von Melchthal genannt, welcher ſteif darauf hielt, daß man die Landes-Freyheiten beſchützen, ſich nicht vom Reiche trennen, noch den Herzogen von Oeſterreich unterwürffig machen ſollte. Zu dieſem ſchickte einſt der Landvogt Bilgeri von Landenberg ſeinen Diener, mit dem ſtrengen Befehl, daß er ihm die ſchönſten Ochſen vom Pfluge wegnehmen ſollte; dieſes gewaltthätige und eigenmächtige Verfahren ſuchte der fromme Greis

durch Vorſtellung ſeiner Unſchuld, ſo gut als möglich war zu verhindern, zumal er ſich keiner einzigen ſtrafbaren Handlung bewußt war, welche eine ſolche Ahndung von dem Landvogt verdienet hat; und wenn er auch je etwas verſchuldet hätte, ſo ſollte vorher eine Unterſuchung und Verhör mit ihme vorgenommen werden. Allein, der Diener, welcher ſeines Herrn Lied ſang, beſtand auf ſeinem Befehl, mit dem Zumuthen, wenn die Bauren das Feld bauen wollen, ſo ſollten ſie ſich gefallen laſſen, ſelbſt den Pflug zu ziehen: Kurz, er hat die Ochſen ſchon ausgeſpannt, und will ſie jezt wegtreiben; Arnold, des alten Landmanns Sohn, welcher bey dieſem Auftritt ein Augen- und Ohrenzeug geweſen, kann nun nicht länger an ſich halten, faßt in gerechtem Zorn ſeinen Treib-Stecken, und ſchlägt den Diener ſo unſanft auf die Hand, daß dieſem ein Finger zerbrochen wird. — Arnold, welcher die Folgen davon wohl einſahe, gerieth in nicht geringe Furcht und Verlegenheit, was ſollte er machen? Er verließ Vater und Vaterland, und floh nach Uri, wo er ſich bey einem ſeiner Blutsfreunden verborgen hielt. — Als inzwiſchen der Landvogt von dem Die-

ner vernommen, was ihm begegnet wær, ließ er Arnolds Vater zu ſich fordern, und begehrte durchaus von ihm zu wiſſen, wo ſein Sohn hingekommen wäre; der alte Vater entſchuldigte ſich mit der Unwiſſenheit, zumal ihm ſein Sohn den Ort ſeines Aufenthalts nicht entdeckt hat. — So ſollſt du, verſetzte der ergrimmte Landvogt, an deines Sohnes ſtatt, das Opfer meiner Rache werden, worauf er ihm beyde Augen ausſtechen, und noch dazu die Ochſen, ſamt den gröſten Theil ſeiner Güter wegnehmen ließ.

Wilhelm Tell.

Wilhelm Tell von Uri, war ein würdiger Tochtermann des Walther Fürſt von Uri, eines der drey erſten Stifter des eidgenößiſchen Bundes. Unterrichtet und eingenommen von ihrem wichtigen Vorhaben, das hart drückende Joch einmal abzuwerfen, und die ungerechten Landvögte aus ihren Grenzen zu verweiſen, weigerte er ſich dem von dem Vogt Geßler oder Geißler zu Altorf aufgeſteckten Huth die anbefohlene Ehre zu erweiſen.

Tell und ſein Knabe.

Nein! vor dem aufgeſteckten Huth,
Du Mörder=Angeſicht!
Bückt ſich kein Mann voll Heldenmuth,
Bükt Wilhelm Tell ſich nicht.

Als er nun einigemal vor dem Huth vorbeygegangen, ohne ſeine Knie vor demſelben zu biegen, ward er deswegen bey dem Vogt verklagt, welcher ihn verurtheilet, daß er ſeinem Söhnlein mit dem Pfeil einen Apfel von dem Haupt wegſchieſſen ſollte. Tell will lieber ſterben, als eine ſolche gefährliche Probe ſeiner Geſchicklichkeit im Schieſſen, ablegen: Er flehet darum den Grauſamen um verſchonen: Umſonſt: Der Tyrann drohet, beyde, ihn, und ſeinen Sohn zu tödten, wenn er ſeinem Befehl nicht ſtraks gehorſamen würde. Tell wagt es, nimmt Pfeil und Bogen, ſpannt, drückt den Pfeil los, und durchbort den Apfel auf des Knaben Haupt in der Mitte; ohne daß er ihm ein Härchen berührt hätte. — Aber, er iſt darum noch nicht auſſer aller Gefahr. Der Vogt wird noch einen Pfeil gewahr; er fragt ihn drohend, für wen er denſelben bey ſich führe. Das iſt Schützenart, verſetzte Tell; zu einem Bogen, werden wenigſtens zwey

Pfeile erforderet. Nicht zufrieden mit dieſer Antwort, nöthigte ihn der Vogt ihm die Wahrheit zu geſtehen. Hierauf geſtund Tell, daß der Pfeil für ihn geſpart geweſen, wenn er den Knaben getroffen hätte. Von neuer Wuth entflammt, befahl der Vogt, daß man ihm Hände und Füße binden, und ihn alſo auf das Schloß Küßnach führen ſollte. — Als ſie mitten auf dem See waren, entſtunde ein heftiger Sturm. — Nun, Herr Vogt! ſprachen die Schiffer, iſt keine Rettung mehr für uns; es ſeye dann, daß wir auf euren Befehl den Tell los binden, dann er iſt ein erfahrner Steuermann. — Gefahr und Angſt war zu groß, als daß Geßler nicht ſollte eingewilliget haben. — Sobald Tell das Ruder in ſeine Hände bekommen, lenkte er den Kahn durch die wütenden Wellen gegen das Geſtad, ſprang mit Bogen und Pfeil auf einen nahen Felſen, und ſtieß den Kahn vom Land zurück. — Mittlerweile nun die Schiffer wider zum Strand arbeiteten, lief Tell dem Vogt vor, verbarg ſich bey einem holen Gebüſch, und drückte ihm, als er jetzt auf ſeinem Pferd ſtolz daher trabte, den Pfeil ſo tief in die Bruſt, daß er vom Pferd ſank, und tod zur Erde geſtrecket lag. —

Bundsbrief der erſten Eidgenoßen.

„In Gottes Namen, Amen. Wenn „Menſchlich Sinne blöde und zergenk„lich, das man der Sachen und der „Dingen, die langwirig und ſtåt ſol„lend bleiben ſo leichte und ſo balde „vergiſſet, ſo iſt es Nutze und Not„túrfftig, daß man die Sachen die den „Lútten zu friden und zu gemach und „zu Nutzen und zu Eren vffgeſetzt, mit „Schrifft und mit Brieffen wyſſenttlich „und kanntlich gemacht werdentt; do„rume ſo kunden und uffnen Wier die „Landtlútte von Vre, von Schwitz, „und von Unterwalden allen denen, die „diſſen Brieff leſſen oder hörendt leſ„ſen, daß Wier fúrſechen und fúrkom„men, die hårte und die ſtrenge der „Zitten; und Wier deßter baß mitt „Fride und mit Gnaden bliben möch„ten, und Wier unſer Lib und un„ſer Gutt deßter baß beſchirmen und „behallten möchten, ſo hand Wier

„Uns mit Trůw und mit Eyd ewenk=
„lich und ſtåttenklich zuſammen verſi=
„cheret und gebunden, allſo daß Wir
„by Unſeren Trůwen und by unſeren
„Eyden gelopt und geſchworen hand,
„einander zu Ratten und zu helffen
„mit Lib und mit Guette, in Unſerem
„Koſten innerthalb Landes und uſſert=
„halb, wider alle die, und wider ei=
„nen yegklichen der Uns oder unſer Ei=
„nem Gewallt oder Unrecht tåtte oder
„tun wellte an Libe oder an Gutte,
„und beſchåche Uns einem darůber
„ein Schaden an ſinem Libe oder an
„ſinem Gutte, dennen ſöllend Wier be=
„holffen ſin des beſten ſo Wier mö=
„gend, daß es imme gebeſſerett oder
„wider tan werde, zu minne oder
„rechte. Wier hand auch das uff Uns
„geſetztt by demſelben Eyde, daß ſich
„Unſer Lender noch von Uns keiner be=
„herren ſoll oder einen Herren anneh=
„men une der andren Willen, und ir

„ratte. Es ſoll aber ein yettlich Menſch, „es ſy Wib oder Mann, ſinem rechten „Herren oder ſiner rechten Herrſchaft „gelimpfflicher und zimlicher Dienſte „gehorſam ſin, ine oder den Herren der „der Länder eines mit Gewalt angriffen „wöllte oder unrechter Dingen benöt„ten wöllte, deme oder den ſoll man „diewila keinen Dienſt tun, bis das ſy „mit den Ländern verſtanden ſind. „Wier ſind auch des überein kommen, „daß der Länderen nie keines noch der „Eidtgnoſſen nie keiner keinen Eydt „oder ein Sicherheit zu den Uſſeren tun „une der andren Länderen oder Eydt„gnoſſen Rätte; es ſoll auch kein Un„ſer Eydtgenoſſen ein Geſpräch mit den „Uſſeren (Auſſern) han une der ande„ren Eydtgnoſſen Ratt oder ir urloub, „diewile Untz daß die Länder unbeher„ret ſind. Were auch jemand der der „Länder verriette oder hingebe oder „der vorgeſchribnen Dingen breche

„oder übergienge, der ſoll trüwloſſt
„und meineyd ſin, und ſin Lib und ſin
„Gutt denen Länderen verfallen ſin,
„darzu ſind Wier überein kommen, daß
„wir keinen Richter nehmen noch ha-
„ben ſollendt, der das Ampt kouffe
„mit Pfenningen oder mit anderem
„Gutt, und der auch Unſer Land-
„mann nit ſye. Were auch, daß
„ſich Mißhelle oder Kryeg erhebe oder
„ufſtand unter den Eydtgnoſſen, dar-
„zu ſollend die Beſten und die Wittze-
„giſten dann kommen, und ſöllent den
„Krieg und die Mißhelle ſchlichten und
„einleggen, nach Mine oder nach Rech-
„te, und jedwedrer Teyll das ver-
„ſpreche, ſo ſollendt die andren Eydt-
„gnoſſen dera andern Mine oder Rech-
„tes beholffen ſin uff eins Schaden der
„da ungehorſam iſt. Wurde auch
„dereinſt Stoß oder Krieg zwüſchend
„den Länderen, und je eins von dem
„andren weder Mine noch Recht neh-

„men, ſo ſoll das drytte Land das ge-
„horſame ſchirmen und Mine und
„Rechtes behollfen ſin. Were auch,
„daß der Eydtgnoſſen einer den and-
„ren zu todt ſchluge, der ſoll auch den
„Lib verlieren er möge denne beſchwö-
„ren als ihm erteyllt wirt, daß er es
„Nottwende ſines Libs getan habe.
„Iſt aber daß er entwichet were, je
„denne Hußet oder Hoffet, (ihm Schutz
„und Schirm giebt) oder ſchirmet in-
„nerthalb Landes, der ſoll von deme
„Lande varn (entfernen) und ſoll nit
„wider in das Lande kommen bis daß
„ihn die Eydtgnoſſen mit gemeinem
„Rath wider in ladentt (einladen).
„Were auch, das der Eydtgnoſſen ei-
„ner den andren diepypliche oder fre-
„venliche brande, der ſoll nimer mer
„Landtmann werden, und wer den
„Huſſet oder Hoffet, oder gehalltett,
„der ſoll jenem ſinen Schaden abtun,
„es ſoll auch Niemand pfenden, er

„ſye danne Gellte oder Bürge, und
„ſoll dannoch nit thun, wan (als) mit
„ſines Richters Urlaube. Were auch,
„daß Unſer Eydtgnoßen einer den an=
„dern mit Raube oder anders am
„Recht ſchattgete (ſchadete) vinnte
„(fånde) man des Guts inner Landes
„man ſoll damit dem Kleger ſeinen
„Schaden abtun. Es ſoll auch ein jet=
„lich Mann ſinem Richter gehorſam
„ſin, und ſinen Richter zeigen inner=
„halb Landes vor deme er durch Recht
„ſölle ſtan; wer auch dem Gerichte
„widerſtůnde oder ungehörſam were,
„und von ſeinem ungehorſam einEydt=
„gnoſſe in Schaden kåmy, ſo ſollend
„ihn die Eydtgnoſſen zwingen, daß
„dem ſchadhafften ſein Schaden von
„ihm werde abgetan. Und durch daß,
„das die vorgeſchriebene Sicherheit
„und die Gedinge ewig und ſtått beli=
„ben, ſo hann Wier die vorgenamm=
„ten Land=Lůtte und Eydtgnoſſen von

Ure,

„Ure, von Schwytz, und von Un„terwalden Unſer Inſigill gehenket an „dieſen Brief der ward gegeben, zu „Brunnen, da man zählte von GOt„tes Geburt, drůzechenhundert und „darnach in deme fůnffzechenden Jah„re, an dem nächſten Zinſtag nach „Sannt Niclaus Tag“.

Verbannung der Tyrannen.

Es war der erſte Tag des Jahres 1308 zu dieſer wichtigen Unternehmung ausgewählet. Es pflegte nämlich an dieſem Tag jeder Canton Deputierte mit Geſchenken an den Oeſterreichiſchen Statthalter abzuſchicken. Dieſes machten ſich die Verſchwornen zu Nutze: fünfzig Mann wurden gen Sarnen geſchickt, davon 30 ſich nächſt dem Schloß in einen Wald verſteckt; die übrigen aber mit den gewöhnlichen Neu-Jahrgeſchenken, welche aus Schaafen, Schweinen, Kälbern, Käſen ꝛc. beſtuhnden, dem Schloß zugegangen. Der Landvogt, welcher eben zur Kirchen gehen wollte, begegnete ihnen unterwegs, und

weil er ſahe, daß ſie neben ihren Stöcken ſonſt keine andere Waffen mit ſich führten, und mit Geſchenken reichlich verſehen wären, ſo gieng er mit Freuden ſeines Wegs; ſobald ſie aber in das Schloß eingelaſſen wurden, bemächtigten ſie ſich deſſelben alſobald, gaben denen im Wald verſteckten das verabredete Zeichen, pflanzten ihre in dem Buſen verborgene Spießeiſen auf die Stöcke, nahmen alle, welche noch im Schloß waren, ſamt dem Landvogt, welcher ſich mit der Flucht retten wollte, gefangen, und ſchickten ſie zum Land hinaus. Eben damals ward auch das Schloß Rotzberg von den Unterwaldnern mit Liſt eingenommen. Es hatte nämlich einer von den Verſchwornen ein Liebesverſtändniß mit einer Magd auf dem Schloſſe, welche gewohnt war, ihren Buhlen des Nachts an einem Seil in das Schloß hinaufzuziehen. Dieſer nun nahm 20 bewaffnete Männer mit ſich, und als er jetzt durch Hülfe ſeiner Amaſia im Schloß war, zog er einen andern die Mauer hinauf, welcher hernach auch allen übrigen den gleichen Dienſt geleiſtet. Als ſie nun alle in dem Schloß waren, haben ſie ſich deſſelben, und der darinn befindlichen Perſonen

bemächtiget. Und ſo nahmen auch die Urner das noch nicht ausgebaute Schloß, Zwing Uri unter die Stägen. Die Unterwaldner bemächtigten ſich der Schlöſſer Rotzberg und Sarnen, und die Schweitzer Lowertz, Schwanau und Küßnacht; ſie zerſtörten alle dieſe Plätze, aber die gefangen genommenen Perſonen und Amtleute führten ſie unverlezt über die Gränze, und nahmen ihnen den Eid ab, niemals mehr ihr Land zu betreten.

Der Sieg bey Morgarten.

Morgarten liegt nahe bey Zug, und iſt eine fruchtbare Alp. — Dieſe Berghöhe diente den erſten Stiftern des Eidgenößiſchen Bundes zu einem Bollwerk gegen ihre Feinde, die mit Reuterey und Heeresmacht mit mehr als 10 tauſend Mann, gegen ſie angezogen kamen. Die Gegend iſt voller Gebürge und ein naher See läßt gar keine Feldſchlacht zu; — ſo daß der Hofnarr, der in des Herzogs Lager war, recht hatte, wie er ihm ſagte: „Ihr wißt wohl „wie ihr hinein ins Land kommt, aber „nicht wie ihr hinaus kommt". — Die verſammelten Eidgenoſſen waren vom Can-

ton Ury, Schwyz und Unterwalden, zuſammen an der Zahl gegen dreyzehen hundert Mann. General Reding, ein alter Greis und im Kriege wohl erfahrner Mann, führte ſie an. Auch **Wilhelm Tell** und **Walther Fürſt** ſollen mit geſtritten haben. Selbſt Zuger, Winterthurer, Zürcher, Aergäuer waren mit unter der öſtreichiſchen Armee gegen die guten ſchwachen drey kleinen Cantone vereinigt.

Den Tag vor dem Treffen ſammelten die Eidsgenoſſen ſich an einem Rein nahe bey der Heerſtraſſe; ſie ſuchten groſſe Steine, Holzſtämme, ſchwere Blöcke auf die Höhe zu bringen; ihre Schuhe waren mit Fußeiſen verſehen, um deſto ſicherer und geſchwinder die Berghöhen herab zu glitſchen; nach vollbrachten Anſtalten zum bevorſtehenden Kampf fielen ſie alle auf die Knie nieder, und beteten eifrig zu Gott. Sobald der Tag anbrach, rückte die feindliche Armee hervor; es war der 16te **Wintermonath** des **Eintauſend, dreyhundert und fünfzehenten Jahres**. Die Feinde lies man immer näher und näher kommen; und als ſie glaubten den Hauptangriff thun zu können, fiengen die Eidgenoſſen an von der Höhe hinab, zu zielen,

die groſſen Steine und Holzblöcke wurden heruntergewälzt, welches eine ſchreckliche Verwüſtung unter der Reuterey verurſachte. Als die Unordnung bereits unter der feindlichen Armee eingeriſſen war, kamen die Eidgenoſſen ſelbſt mit wüthendem Geſchrey den Berg herab, und fielen mit Hellebarden und Spieſſen über ſie her. Die Niederlage die ſie unter ihnen anrichteten, war ſchrecklich. Mehr als 15 hundert Reuter mit ihren Pferden lagen hingeſtreckt; viele von Adel fanden da ihren Tod. Selbſt der Herzog entfloh noch mit genauer Noth. **Und das war der erſte Sieg für die Freyheit.**

Blokade von Bern.

Im Jahr 1289. ſandte der Kayſer Rudolf ſeinen Sohn Albrecht mit einem Kriegsheer vor die Stadt Bern, und lagerte ſich in der Schooshalden.

Venner Brugger gieng ihm haſtig mit einer kleinen Anzahl entſchloſſener Bürger entgegen, worunter auch die kühne Söhne der Neunhaupte waren; ſie ſtürzten mit Ungeſtüm unter die Feinde, deren Anzahl war aber viel zu groß, um etwas gegen ſie

ausrichten zu können. Sie kämpften alſo den Heldentod und die meiſten ſtarben im Gefecht. Das anſehnliche Geſchlecht der Neunhaupte iſt damit gänzlich erloſchen. Johann Walo von Greyerz eilte mit friſchen Bürgerhelden voran, eroberte wieder das Berner Panner, und brachte es in die Stadt zurück, daher man ihm den Beynamen Greyerz der Biderbe gab. Seit der Zeit führt das Berner-Wappen roth im Schilde, wegen des vielen vergoſſenen Bürgerbluts.

Zehen Jahre darauf, 1298, hatten die Berner einen neuen heftigen Anfall von dem geſammten benachbarten Adel auszuhalten. Alle Freyherrn, Grafen, Edelleute, die den beßten Zuſtand dieſer Stadt mit neidiſchen Augen anſahen, wollten durchaus ihren Haß offenbar zeigen. Sie verſammelten heimlich ein groſſes Kriegsheer, und zogen damit vor Bern. Ihr Lager war der Donnerbühl am obern Thor. Redlich kamen eilig die Solothurner den Bernern zu Hülfe. Erlach rückte mit der geſammten Macht aus. Man nennt es die Schlacht im Jammerthal,

weil die feindlichen Heere erſt zurückzogen, bis ſie an einen ſtarken Haag kamen, wo ſie von den Bernern friſch angegriffen und gänzlich beſiegt wurden. Der Feind verlohr gegen tauſend Mann; wovon fünfhundert auf dem Schlachtfelde, die übrigen aber gefangen nach der Stadt geführt worden.

Bey dieſer Gelegenheit darf man nicht überſehen, daß die Solothurner und Berner immer brüderlich und nachbarlich zuſammen gehalten, ſich alles zu gefallen thaten, und ſtets im aufrichtigſten Bund mit einander geſtanden ſind.

Die Bataille bey Laupen.

Im Jahr 1339.

Die Stadt Bern hat mit dem benachbarten Adel lange und blutige Fehden geführt. Mächtige kleine Herrn, waren neidiſch über das Aufblühen der jungen Stadt, die kaum 150 Jahre ſtund. Auch der Kayſer war um dieſe Zeit den Bernern nicht hold, weil ſie ſeine Parthey verlaſſen hatten. Nun gab dieſer Umſtand eine gute Gelegenheit den Grafen, die Berner zu necken. Die Grafen von Nidau,

von Neuburg, von Arberg, von Kyburg, die Biſchöffe von Lauſannen und Sitten, und der Adel in Freyburg ſammelten alle ihre Kräfte zuſammen, um 30 tauſend Mann aufzubringen, gegen Bern loszubrechen, und das Städtlein Laupen zu brandſchatzen und wegzunehmen. Die Berner hatten nur 600 Mann zur Beſatzung dorthin verlegt. Johannes von Bubenberg hat ſie kommandirt. So wie die feindliche Armee bereits 12 Tage vor Laupen lag, und doch nichts ausrichten konnte; ſo näherten ſich jetzt die Berner mit einem Heerhaufen von fünftauſend Mann, wobey 9 hundert Mann Hülfsvölker von Uri, Schwyz, Unterwalden, dieſe edlen Sieger bey Morgarten, nebſt 450 Mann von Haßle und Siebenthal waren; auch 80 Reuter von Solothurn. Rudolf von Erlach führte dieſe Völker vor Laupen, die Stadt zu befreyen und die Feinde zu demüthigen. An einem Sommerabend, den 21. Brachmonath grif er den Feind an. Das Gefecht wurde hitzig, und alles was Muth und Ehrgefühl vermögen, das haben dieſe brafen Leute an dieſem Tage bewieſen. Denn kaum hatte die Bataille 2 Stunden

gedaurt, ſo nahm der ganze feindliche Troß die ſchändlichſte Flucht; die Berner blieben Sieger und hatten unglaublich wenige Todte, da hingegen die Feinde mehr als drey tauſend auf dem Kampfplatz zurückließen; wobey abermals 14 Grafen, und 80 Edle Ritter aufgerieben worden.

Als die Schlacht vorbey war, ſo umarmten die Berner ihre liebe und wahre Freunde die Hülfsvölker von Uri, Schwyz und Unterwalden, die ſich nach ihrer gewohnten Art ſo tapfer gehalten, und den Sieg der Berner gegen die feindliche Reuterey zu erſtreiten wußten, und mit eben ſo viel Tugend als Mannheit ſich auch in dieſer Schlacht ausgezeichnet haben. Denn dieſe brafe Leute wurden auf ihrem Zug nach Bern mehrmals von Feinden der Berner angegriffen, weil man ihre Ankunft hintertreiben wollte, aber allezeit tapfer ſchlugen ſie ſich durch. Als der Herr von Kramburg, als Geſandter bey den 3 Waldſtätten eilige Hülfe im Namen des Standes Bern begehrte, ſagten ihm dieſe liebe Leute in ihrer redlichen Schwyzerſprache: Lieber Herr von Kramburg, man ſpürt den Freund nimmer bas, dann in Nöthen. Dieweil es dann euren

Herrn und Bürgern von Bern an ſo groſſer Noth liegt, ſollt ihr wiſſen, und euern Herrn und Bürgern ſagen; daß ſie Freunde an uns habendt, und wir ihnen angenz zu Hülf kommen wöllen. Und als dieſe Waldſtädter in der Schlacht ſich an die gefährlichſten Stellen gewagt, und mit dem Feinde überall ins Gedräng gekommen, haben ſie einen Mann von ihnen auf den Spießen empor gehoben, der dem Bernerhaufen zugerufen, ſie ſollten ihnen zu Hülfe kommen. Denn ſie hatten ſich in der That die weit ſtärkere Parthey zu ſchlagen ausgewählt.

Plünderungen der ſogenannten Engländer; oder die Gugler.

Im Jahr 1375.

Dieſe ſeltſame Armee von Landſtreichern beſtand aus Engländern, Schotten, Flammländer, Bretagner und Franzoſen; man ſchätzte den Haufen gegen 30 tauſend Mann. — Nicht nur haben ſie im Elſaß alles zerſtört, und überall Furcht und Schrecken verbreitet, ſondern ihre Abſicht war auch die Schweiz zu plündern; wozu ihr An-

führer Markis de *Coucy* ein Recht zu haben glaubte, weil er einige Foderungen auf das Aergäuw und andere Herrſchaften wegen einer Heyrath mit einer öſtreichiſchen Prinzeſſin vorſchützte, obgleich damals noch Oeſtreich im Beſitz davon war. — Als er in die Schweiz gerückt, hätten ihm die Päſſe von den Adelichen Herrn, den Grafen von Farnsburg, Falkenſtein wohl verſchloſſen werden können; aber dieſe Ungetreuen lieſſen ſolche frey paſſiren; ſo, daß der ganze Heerzug ſich im Aergäu, im Luzerniſchen, bey Solothurn und gegen Nidau hinauf bis nahe gegen Bern hin vertheilte. Durch dieſe Vertheilung oder Trennung, die von dem Mangel an Lebensmittel herrührte, wurde ihre Macht aber ſo ſehr geſchwächt, daß man nur mit einzelnen Streifpartheyen zu ſtreiten hatte. Es war um Neujahrszeit, und in einem ſehr ſtrengen Winter, alſo deſto unſinniger, die Schweiz in dieſer Jahrszeit einzunehmen, wo nirgends ſich eine Armee lagern konnte und es an Proviant fehlte. Die Entlibucher erſchlugen im Luzerniſchen gegen ſiebenhundert; die Berner bey Fraubronn und im Kloſter Fraubronn über 8 hundert; der Haufe Gugler ſo ſich ge-

gen Neuenburg hinaufgezogen, wurde von den Städten Arberg, Nidau, Laupen und den benachbarten Bauern angegriffen, zerſtreut und größtentheils getödtet. Der Herr von Coucy, als edler Anführer, hatte ſich indeſſen im Kloſter St. Urban einquartirt. — Als er den ſchlechten Effekt ſeiner Truppen-Verſendung hörte, eilte er mit ſeinen übrigen Helden wieder zum Land hinaus, in das Elſaß, wo er, als in einem offenen Lande, ſeine Räubereyen gemächlicher fortſetzen konnte; bis er zu einer Gouverneurs-Stelle in der Picardie vom König von Frankreich Carl dem VI. erhoben worden.

Auf einem Stein auf der Straſſe bey Fraubronn — (wenn man von Bern herkommt,) findet man folgendes Denkmal. Ein Theil der Aufſchrift iſt lateiniſch; der andere aber deutſch, und heißt:

Tauſend dreyhundert, ſiebenzig und fünf
Jahr.
Auf Sankt Johannes Tag, der um die
Wienacht war:
Zu Fraubronnen ward durch die von
Bern vertrieben
Das engliſch Heer, davon 800 tod
geblieben.

Arnold Winkelried

Die man in dieſem Land, die Gugler
hat genennt;
Auch darinn noch viel mehr, zerſchla-
gen und zertrennt;
Der Herr, der dieſen Sieg, aus Gna-
den hat beſcheret,
Sey darum ewiglich, geprieſen und
geehret.

Die Sempacher-Schlacht.

Auf erhaltenen Brief, daß der Herzog Leopold die Belagerung von Sempach beſchloſſen, zogen die verbündeten Schweizer aus, und kamen den 9. Jul. 1385 zugleich mit dem Herzog vor dieſer Stadt an. Daſelbſt kam es zu einem ſcharfen Treffen. Die Eidgenoſſen gaben ſich lange Zeit vergebliche Mühe, in die feindliche Schlacht-Ordnung einzubrechen, und ſie zu trennen. Sechszig aus ihnen lagen ſchon erſchlagen auf dem Kampf-Platz; ehe noch ein einiger der Feinde zu Boden geſtreckt wurde. Dazumal geſchah die patriotiſche That, welche in den Eydgenöſſiſchen Geſchichten mit gröſtem Recht oben an ſtehet. Arnold von Winkelried von Unterwalden, opferte ſich ſelbſt freywil-

lig auf, um ſeinen Landsleuten einen gewiſſen Sieg und den Genuß der Freyheit zu verſchaffen; nur bat er ſie, daß ſie ſich nach ſeinem Tode ſeine Wittwe und Wayſen möchten empfohlen ſeyn laſſen. Er umklafterte darauf ſo viele feindliche Glänen (Speere, Lanzen), als er ergreifen konnte, und drückte ſie mit dem obern Leib zu Boden. Durch dieſe heldenmüthige That erhielten die Eydgenoſſen eine Lücke in die feindliche Schlacht-Ordnung. Sogleich ſchlug alles zum Vortheil der Eidgenoſſen aus. Anton zum Port, ein alter verſuchter Kriegsmann, der unter den Eidgenoſſen angeſeſſen war, gab ihnen zu gleicher Zeit den Rath, mit ihren ſchwer gewichtigen Helleparten auf die ausgeholten feindlicheu Spieſſe zu ſchlagen, und durch dieſes Mittel ſie zu zerbrechen. Der Herzog ſelbſt hatte das Unglück, mit dem Kern ſeines Kriegsheers von den Eidgenoſſen erſchlagen zu werden. Dieſelben machten ſonderheitlich unter den Rittern eine erſchreckliche Niederlage. Dieſe waren an Kräften erſchöpft; in der Verwirrung konnten ſie ſich nicht mehr helfen, weil viele die von der Schwere der Waffen unbeſchädigt zu Boden gedrückt waren,

von der Hitze deſſelben Tags verſchmachten mußten. An dieſem merkwürdigen Tage wurden 676 Adeliche getödtet.

Die Belagerung von Solothurn.

Im Jahr 1318 fiel der Herzog Leopold die Stadt Solothurn mit Feindes Gewalt an; die Anhänger waren abermals die Adelichen, die es immer mit den Fürſten hielten. Zehen Wochen lang ward Solothurn eng eingeſchloſſen; die öſtereichiſchen Völker fraßen allen Vorrath der Erndte auf, und die Noth war faſt groß; die Berner waren ſchon lange die treue Gehülfen der benachbarten Solothurner, ſo wie dieſe auch den Bernern in allen Gefahren redlich beyſtunden. Solothurner und Berner zeigten bey dieſer Gelegenheit was Standhaftigkeit vermag.

Ein Vorfall machte dieſer Belagerung plötzlich ein Ende. Das Waſſer (die Aare) war von anhaltendem Regenwetter ſo angeſchwellt, daß die Joche der neugebauten Belagerungsbrücke nicht halten mochten; um die Brücke aber zu beſchweren, befahl der Herzog, daß die Mannſchaft darauf ſtehen ſoll, ſoviel ſie Platz hatten.

Dieſes Uebergewicht machte, daß die Brük-ke noch früher einſtürzte. Eine Menge Soldaten fielen ins Waſſer. — Die mei-ſten ſind ertrunken, viele retteten ſich durch Schwimmen. Sobald die Solothurner und Berner dies Unglück ſahen, eilten ſie mit aller Macht ihnen zu helfen. Ein himm-liſches Gefühl des Mitleidens bemächtig-te ſich ihrer Seele, und machte ſie aller Beleidigung vergeſſen, die dieſe Feinde ih-nen anthun wollten. Alſo naheten ſie mit Inſtrumenten, Stangen, Kähnen zu ret-ten, was zu retten war; ſie zogen die Halbtodten aus den Wellen; viele ſpran-gen ins Waſſer, um zur Mithülfe deſto ei-lender zu ſeyn. Dieſe geretteten, und zum Theil in Todesangſt zitternden Men-ſchen führten ſie in die Stadt; wärmten und pflegten ſie; und man that es ſo wil-lig und freudig, wie man es dem beßten Freunde nicht wohlwollender hätte thun können. Dieſe groſſe, wahrhaft helden-müthige Handlung bezauberte auch dieſe Ge-fangenen ſo ſehr, daß ſie mit Thränen ihre Dankſagungen abſtatteten. Und wie er-ſtaunten ſie, als die Solothurner ihnen noch die Freyheit ſchenkten, wieder zurück in ihr Lager zu gehen.

Als Herzog Leopold dies hörte und ſah, war er beſchämt, und legte von Stund an ſeinen Haß gegen die Solothurner ab. Er rief ihnen Friede zu, und reiste nach Bern, wo dieſer Friede beſchloſſen und unterzeichnet worden.

Die Helden von Glarus.

Da ſich die Glarner in ein Bündniß mit den Eidgenoſſen eingelaſſen, ſo neckte ſchon lange der öſtreichiſche Herzog Albrecht dieſe brafen Leute, die nichts, als was der beſſern Menſchheit ſo natürlich und unveräuſſerlich iſt, ausübten, nämlich Verbrüderung mit edlen, tapfern, gerechten Männern, und Haß dem Unterdrücker und Tyrannen. „Dieſe Verbrüderung mit den edlen Eidgenoſſen, und der eifrige Beyſtand, den die Glarner bey jeder Gelegenheit geleiſtet haben, reizte den benachbarten Adel und den Stolz des Fürſten, daß ſchon im Anfange des Jahres 1388 in einem Dorfe nächtlicher Weiſe, 34 Glarner und drey Urner durch die ſchändlichſte Verrätherey ermordet worden. — Kaum war dieſe abſcheuliche That vollbracht, ſo hörte man ſchon überall,

daß der Herzog ein ſtarkes Heer zuſammen zöche, das ganze Land zu zerſtören. Anfang Aprills zog ſchon eine Armee Oeſtreicher und adelicher Ritter von mehr als 10 tauſend Mann den Glarnern entgegen. Der 9te Aprill war der Tag des Kampfes, wo kaum fünfhundert Glarner es mit einer ſo furchbar ſtreitbaren Menge aufnahmen. Matthias am Bühl führte die Glarner dem ſtolzen Heer mit dem Muth eines Löwen entgegen. Zwar konnte er dem ſo zahlreichen Haufen das Eindringen in das Land nicht wehren, aber am Rautiberg erwarteten ſie ihre Feinde; in der Höhe ſammelten ſie eine ungeheure Menge Steine, und ſobald die Armee, ſonderlich die Reuterey, bey dieſem Paß vorbey zog — eilten die Glarner mit einem Hagelregen von den ſchwerſten Steinen ſie zu Boden zu ſchmettern. Die Niederlage war furchtbar, denn mit einer ungeſtümmen Freyheitsliebe, mit Hoffnung auf den Sieg, flogen ſie ſelbſt herunter und vereinigten ſich unten am Berg, die in Unordnung gebrachte Feinde noch mit ihren Spießen zu tödten, wo ſie mehr als tauſend noch erſchlugen. Das Gefecht dauerte beynahe 6 Stunden; 183

Adeliche fand man unter dieſen Todten. Man zählte überhaupt zwey tauſend fünf hundert getödete. Die ganze feindliche Armee zertheilte ſich ſo, daß viele hundert in den Wallenſtädter See verſprengt worden. Achtzehn hundert Harniſche, 12 Panner, kamen den Siegern zu. Dieſe Heldenthat wird die Schlacht bey Näfels genannt; und noch alljährlich thun die Glarner einen Zug dahin, das Andenken ihrer brafen ſtreitbaren Altvordern zu loben und zu preiſen.

Die Schlacht bey St. Jakob.

St. Jakob iſt nur eine Viertelſtunde von der Stadt Baſel. Hier auf dieſem Todtenhügel liegen nahe bey zweytauſend brave Eidgenoſſen begraben; und auch über 7 tauſend erſchlagene Feinde. Faſt ohne Beyſpiel iſt der Heldenmuth eines ſo kleinen Haufens, da ſich 16 bis 18 hundert Eidgenoſſen einer Armee von 40 tauſend Franzoſen kühn entgegen ſetzte. Der 26te Auguſt im Jahr 1444 war dieſer merkwürdige Tag. Das Gemezel dauerte von früh morgens bis zu Untergang der Sonne; als nur noch gegen 20 Eidgenoſſen

lebend übrig waren. — Die Eidgenoſſen, die hier den rühmlichen Heldentod ſtarben, waren zwar aus den meiſten Kantonen, aber die gröſſere Zahl Berner, Luzerner, Solothurner ꝛc. Ein neuer Geſchichtſchreiber bricht in folgende Worte bey der Beſchreibung dieſer Schlacht aus:

„O, ſo ſchlummert dann, Ihr Helden! vor St. Jakob in der Stille des Hügels, wo man Eure erſchlagenen Gebeine hingelegt! Unſer Gebeth ſoll Euch ſegnen, und der Friede Gottes, den kein Wechſel des Jahres verdrängt, zu allen Zeiten eure Ruheſtätte umgeben. Nicht um leere Kronen habt Ihr geſtritten: für das Wohl der Väter, auch für unſer Wohl ſeyd Ihr gefallen, verwundet, getödtet, ermordet. Der Ewige rief Euch von der Arbeit des Sieges zum Throne der Ehre, zur Palme des Friedens. Von jenen Gefilden blickt hinüber ins Vaterland. Euer Leben, Euer Tod gab ihm Friede und Wohl. Darum ruhet geſegnet, ihr Helden! ruhet, Ihr Männer von Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Solothurn und Baſel! ruhet! Der Ort, wo Schweizer liegen, iſt Gott geweiht, iſt heilig. Fremde, Einwohner,

Carl von Burgund

Schweizer werden ewig Eure Thaten erzählen, Eures Streits gedenken, Eure Gebeine ſegnen, und ein Freund dem andern ſagen: Sie ruhen im Frieden, die zu St. Jakob gefallenen Schweizer. —

Von dieſer Zeit an zogen unſere Eidsgenoſſen lange nicht mehr insgeſammt zu Felde. Aber öfter, ja man konnte ſagen, faſt täglich ereigneten ſich kleine Gefechte und Streifereyen: denn ſie hatten ſich ſo ſehr an ein kriegeriſches Leben gewöhnt, daß es nicht nur die kleinſte Beſchimpfung brauchte, ſie in Harniſch zu jagen, ſondern daß ſie auch öfter zu Beſtrafung fremder Beleidigungen gerne, ja faſt ungebeten, die Waffen ergriffen".

Der Burgunder Krieg.

„An den Gränzen unſrer Schweiz gegen Frankreich herrſchte ein mächtiger Herzog von Burgund, **Karl der Kühne**. Unſre Jahrbücher ſchildern ihn als einen berühmten Krieger, roh und ſtreng, grauſam in ſeiner Rache, und voll eigenſinnigen Stolzes. Dieſem hatte der verarmte Herzog von Oeſtreich die Grafſchaft **Pfird** mit mehrern an die Schweiz gränzenden

Ländern um eine groſſe Geldſumme abgetreten. Karl ließ ſie durch einen Vogt, Namens Peter von Hagenbach, verwalten, der durch ſein niedriges Betragen alle ſeine Untergebenen und die benachbarten Eidsgenoſſen gegen ſich aufbrachte. Vergebens beklagte man ſich bey ſeinem Herrn; Karl verachtete die Bothen der Eidsgenoſſen. Durch ſolche Unbilden, und noch mehr durch Kaiſer Friedrichs des Dritten Anſuchen, König Ludwigs des Eilften in Frankreich Schmeicheleyen und den Zauber der franzöſiſchen Jahrgelder, wider Karln erbittert und aufgehetzt, ſchickten ihm endlich die Eidgenoſſen eine Kriegserklärung, überfielen die Grafſchaft Burgund, brannten eine Menge Schlöſſer und Dörfer nieder. — Karl, der indeſſen in der Ferne Krieg führte, und eben den Herzog von Lothringen beſiegt hatte, zog ſeine Macht zuſammen, und lagerte ſich mit ſeinem an Pracht und Ausgelaſſenheit einer groſſen Stadt ähnlichen Heere vor Granſon, einem neulich eroberten Schloſſe am Neuenburgerſee, darinn die Eidgenoſſen einige hundert Mann Beſatzung gelegt hatten. Tapfer und kühn vertheidigten dieſe fünfhundert Schweizer

ihre kleine Veſte, bis Mangel an Lebensmittel, Liſt und Verrätherey ſie in die Hände ihrer bübiſchen Feinde brachten. Zehn zu zehn wurden angefeſſelt, in dem burgundiſchen Lager herumgeſchleppt, dreyhundert aufgeknüpft, und die übrigen in den See geworfen. Dieſes unbarmherzige, meyneidige Betragen ſchlug tiefe Wunden in jedem wackern Schweizerherzen. In allen Schweizergebürgen ertönte das Kriegsgeſchrey; mit dem Schwerte in der Fauſt eilte ein Jeder dieſen Unmenſchen aufzuſuchen. — Nach Neuenburg gieng der Zug, und unweit der eroberten Burg Vaumarcus begegneten ſich beyde feindliche Heere in einer für den Herzog etwas ungünſtigen Gegend. Unſre Eidgenoſſen vertheilten ihre Mannſchaft in hohle Wege und Gebüſche, und, nach der Väter Sitte, mit gebognem Knie und bethräntem Auge flehten ſie zum Vater, der den Krieg lenkt und die Siege entſcheidet. Wie Sie vorgeſehen entſtund das Gefecht. Ohne Mühe rückte der burgundiſche Vortrab in den hohlen Weg ein: aber da erwachte der ſchlummernde Schweizer, auf allen Seiten ward der Feind gedrängt, umſchloſſen, und ohne zu wiſſen woher Strei-

che auf Streiche fielen, gerieth das burgundiſche Heer in Unordnung. Kein Einziger, der ſich in den hohlen Weg gewagt hatte, entrann dem Mordſchwerdt; Todes-Schrecken überfiel die Burgunder, und Herzog Karl floh mit ſeinen ſechzigtauſend Söldnern. Zweytauſend davon blieben auf der Wahlſtatt. Hundert und zwanzig Stücke Geſchützes, vierhundert ſeidene, zum Theile mit Gold und Perlen geſtickte Zelte, ſechshundert Panner, über vier Zentner Silbergefäß, die Kriegskanzley, Siegel und Geſchmeide des Herzogs und ſeines Bruders fielen in der Sieger Hände. Ueber der Beute vergaßen unſre Eidsgenoſſen die Verfolgung des Sieges, und eilten mit Siegesfrüchten beladen nach Hauſe. —

Indeſſen kehrte Karl kaum nach ſieben Tagen mit ſeinen neugeſammelten Truppen zurück, und belagerte rachedürſtend die kleine Stadt **Murten**, wo der edle **Adrian von Bubenberg** von Bern und **Wilhelm von Avri** von Freyburg mit zweytauſend Kriegern eingeſchloſſen war: Den 16ten **März** 1476 fieng der Herzog die Belagerung von Murten an. Gleich das Erſtemal wurde er mit einem Verluſt

von

von mehr als tauſend Mann zurückgeſchlagen. Die Noth ward indeſſen dringend. Die Berner ſchrieben überall hin an ihre Bundsgenoſſen und Freunde, daß ſie die Mithülfe beſchleunigen, weil bey längerer Zögerung Karl nicht nur Murten beſezt, ſondern auch nach Bern vorgerückt wäre. Schon hatte dieſer Fürſt ſeinen Soldaten die Plünderung der beßten Städte der Schweiz verſprochen. Mit groſſer Eile ſammelten nun die Berner und Freyburger ihre ganze Macht; ſie brachten beynahe 30 tauſend Mann zuſammen; ſtreitrüſtig, voller Muth, und von erfahrnen Generalen angeführt. Hallwyl von Bern, Nikolaus von Scharnachthal, Petermann von Wabern, dieſe Männer ſtellten die Berner an die Spitze ihrer Heere. Nun eilten auch mit faſt unglaublicher Geſchwindigkeit die Eidgenoſſen herbey. Tag und Nacht marſchirten ſie; mit zweytauſend Mann von Baſel kamen auch ſiebenhundert Mann aus der deutſchen Reichsſtadt Straßburg; zweyhundert öſterreichiſche Reuter; viele Hülfstruppen von Colmar, Schlettſtadt, Kayſersberg, Rothwyl: alle eilten dem Bernerheer zu Hülfe. Dieſe fremde Truppen, nebſt den Eidgenoſſen, die ſich

von allen Kantonen einfanden, brachten die Schweizer-Armee auf beynahe 45 tauſend Mann. Niemals hatten ſie auf einen einzigen Platz ſolche Menge verſammelt. Der tapfere Waldmann von Zürich führte den Gewalthaufen an; General Hartenſtein von Luzern marſchirte mit ihm an der Spitze ins Gefecht.

Schon war Herzog Karl in ſeinem Lager aufgebrochen, und ſchon ſtunden die feindlichen Armeen gegen einander in fürchterlicher Schlachtordnung, als der Himmel ſich auf einmal in ſchwarze Wolken einhüllte, die Sonne ihr Licht verbarg, gräßliche Donner daherrollten, ganze Bäche von Regengüſſen losſtürzten, das herzogliche Heer abgemattet, die Waffen zum Gefechte untauglich gemacht, der muthloſe Burgunder zum Abzuge gerufen und die Schlacht auf morgen vom Herzoge verſchoben wurde. — Mittlerweile ſich Karl kaum mehr einen Angriff träumte, benützte der erfahrne von Hallwyl, Hauptmann der Berneriſchen Vorhut, dieſen Vorfall. „Heut' iſt der herrliche Tag", rief er mit edler Miene ſeinen Kriegern zu, „an dem vor hundert und ſieben und dreyßig Jahren unſre Väter in geringer An-

„zahl vor Laupen fochten, ſiegten, und
„das bedrohte Vaterland retteten! Stau-
„nend ſoll die Nachwelt hören, daß wir,
„ihre Enkel, heut' dieſen ſchönen Tag der
„Freyheit mit einem zweyten Siege ver-
„ewigten! Feyern wir dieſe Jahrszeit;
„flehn wir den Gott um Hülfe an, von
„dem wir Alles zu erwarten haben; Er, der
„Heerſchaaren aus dem Staube ruft, und
„Heerſchaaren in Staub zurückwälzt;
„knieen wir nieder"! — Als die Krieger
noch auf den Knieen lagen, öffnete ſich
der düſtere Himmel, und die Sonne gieng
entſchleyert hervor. Von Hallwyl, der
zu gut wußte, wie viel oft der geringſte
Zufall auf den Geiſt des Soldaten Ein-
druck macht, fuhr begeiſtert fort: „Der
„Himmel iſt unſrer Bitte günſtig; die
„Sonne will unſre Thaten beleuchten; ſtehet
„auf, ſchlagt die Henker, die Eure Brü-
„der zu Granſon würgten, folgt mir
„nach"! — Er ſprachs, und im gleichen
Augenblicke wurde angegriffen, in das
feindliche Lager eingeſtürzt, das Geſchütz
erobert und gegen den Feind gerichtet.
Noch hielten die engliſchen Schützen den
Sieg etwas zweifelhaft (denn Heldenmuth
und Geſchicklichkeit fochten gegen verzwei-

feinde Raſerey), als Waldmanns und Hartenſteins Gewaltshaufen herbeyeilten, ihnen in die Seite fielen, und ſie zerſtreuten. Schrecken und Furcht hatten ſich des feindlichen Heers bemeiſtert, die Burgunder flohn in unordentlichen Haufen, und tauſende fielen unter dem freſſenden Mordſchwerte des ſiegenden Schweizers. — Hartenſtein, der dieß ſah, zog ſich mit ſeiner kleinen, tapfern Schaar auf die nahe Anhöhe Wifflisburg, die ihm zwiſchen dem Kampfplatz eine vortheilhafte Stellung, den fliehenden Feind einzuſchlieſſen, both, und jagte über tauſend Mann zurück, dem eidsgenöſſiſchen Lager zu. Durch Bubenbergs und Avrys gut angeführten Ausfall wurden ſie in den See geſprengt, das Waſſer war mit Leichen angefüllt, von ihrem Blute ganz gefärbt, und Alle bis auf Wenige fanden in den tobenden Fluthen ihren Untergang. Wer von den Uebrigen noch fliehen konnte, floh, und wer keinen Weg zur Flucht mehr übrig ſah, erflehte ſich von der Großmuth ſeines Ueberwinders das Leben. Karl ſelbſt eilte ohne vom Pferde zu kommen nach Lauſanne, und von da zog er traurig nach Beſanſon zurück; ſchwarze Verzweiflung war ſein

Geleitsmann. — Zwey und zwanzigtauſend und fünf und fünfzig Erſchlagene wurden auf dem Murter Schlachtfelde begraben, woſelbſt itzt noch ihre Gebeine modern*). Nach den Sitten der Zeit blieben unſre Siegesväter drey Tage auf dem Schlachtfelde, ſie ſchenkten das eroberte Geſchütz dem Herzoge von Lothringen, und ſie theilten unter ſich die Beute.

Der Schweizername wurde durch dieſe zwey Schlachten ſo berühmt, daß der König von Frankreich, Ludwig der Eilfte, eine eidsgenöſſiſche Geſandtſchaft an ſeinen Hof einlud, zwar unter dem Vorwande, ihre Tapferkeit zu belohnen, mehr aber ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Frankreichs Schmeicheleyen und Jahrgelder hatten die Schweizer bald gefeſſelt. Denn als Karl von Burgund den letzten Ueberbleibſel ſeines muthloſen Heers zuſammenraffte, um den Herzog von Lothringen zu bekriegen, ſo waffneten ſich achttauſend Schweizer, und zogen gegen Bezahlung mit in Krieg. — Dieſe Schweizer, mit Re-

*) Lauffer ſchätzt den Verluſt ſammt den Ertrunkenen auf dreyßigtauſend, Andre auf ſechs und zwanzigtauſend, darunter fünfzehnhundert von Adel waren.

nats von Lothringen eignen Truppen machten nun bey zwanzigtauſend Mann aus. Zu Nancy begegneten ſich die feindlichen Heere den 5ten Jänner 1477: aber ſchon beym erſten Brüllen des Schweizerhorns *) zitterten und flohen die Burgunder. Vergebens ſprengte Karl von einem Flügel des Heers zum andern, ſchrie ſich heiſer die fliehenden Miethlinge zu ſammeln, und ſuchte den ſinkenden Muth der Seinigen wieder anzufachen: das burgundiſche Heer wich, Schrecken und Verderben verbreitete ſich, und das Winſeln Zahlloſerſchlagener ſtieg in die Luft empor. Karl ſelbſt wurde im Gedränge erſchlagen: mehrere Säbelhiebe warfen ihn entſeelt zu Boden, und ein dumpfes Ach! der Seinigen begleitete den Fall des Unglücklichen.

Dieß iſt nun die kurze Geſchichte jener drey berühmten Siege, die unſre Vorväter über die fürchterlichen Heere Herzogs Karls erhielten; jener Siege, die den Namen des ſchweizeriſchen Heldengeiſtes auf die höchſte Stufe ſetzte, ihn ſelbſt bey allen entfernteſten Nazionen berühmt,

*) Das Schlachthorn von Uri wurde wegen ſeines ſchrecklichen Tones in den alten Zeiten nur der Stier von Uri genennt.

geſchätzt, gefürchtet machten, und den Grundſtein zur nachmaligen engen Verbindung mit der franzöſiſchen Krone legten.

Allein eben dieſe glänzenden Siege waren auch jener unſelige Zeitpunkt, da unſer Helvezien fremdes Verderben und fremde Gebrechen dem Auslande abborgte, da Tugend- und Sittenverfall unſre Hütten zu beſchleichen und alte Einfalt, Redlichkeit und Eintracht ſich von unſern Gebirgen zu entfernen anfieng, wo fremde Kriegsdienſte uns zu Lohnknechten machten. — Granſon, Murten und Nancy, dieſe unvergeßliche Denkmäler eidgenöſſiſcher Tapferkeit, wurden, ſo zu reden, die Pflanzſtätte ihres Verderbniſſes, und Pracht, Uebermuth und Schwelgerey die Früchte der unglücklichen Burgunderbeute. Von daher kam es auch, daß der äußere Schimmer von Ehre und Glückſeligkeit nur das innere Elend verbarg, welches dieſen burgundiſchen Kriegen auf dem Fuſſe folgte, und daß es das Anſehen hatte, als wenn die daher entſproſſene Peſtſeuche des Luxus gleichſam den Schatten des erſchlagenen Burgunders zu rächen ſuchte.

Streit unter den Eidgenoſſen.

(Kurz nach den Burgunder Kriegen.)

Neid und Eiferſucht quälte die Eidgenoſſen als ſie nach den Burgunderkriegen wieder in die Ruhe kamen, und die Vortheile überrechneten, die ein Kanton vor dem andern davon gezogen habe. Einige glaubten ſich dabey verkürzt, und das Mißvergnügen hätte leicht zu einem innerlichen Krieg ausbrechen können. Eine allgemeine Verſammlung der Eidgenoſſen, die zu Stans gehalten ward, ſollte den Zwiſt endigen; aber die Erbitterung nahm zu, und die Geſandten waren im Begriff, mit vermehrtem Unwillen auseinander zu gehen, da eilte ein würdiger Pfarrer zu Stans, mit Vorwiſſen der meiſten Geſandten, zum Nicolaus von Flüe in ſeine Einöde, erzehlte ihm die fruchtloſe Bemühung der Eidgenoſſen, und ihren Vorſatz, mit vermehrter Erbitterung ſich zu verlaſſen, und bat ihn mit Thränen im Aug, dem allgemeinen Verlangen zu entſprechen, und zu verſuchen, durch treuen Rath die ſtreitenden Brüder zu vereini-

gen. Er lieſſe ſich erbitten, kam mit ihm, trat in die Verſammlung der Eidgenoſſen, und redete Sie alſo an:

„Gott grüſſe euch, liebe Herren und Oberen! Ich komm zu euch, in euere Verſammlung, mit dem aufrichtigen Sinn, mit dem ich täglich zu Gott, dem ich in der Einſamkeit diene, für euren Wohlſtand bitte. Ich hatte geglaubt, das wäre alles, was ich für die Angelegenheiten dieſes Lebens, und meines lieben Vaterlandes thun könnte und ſollte; aber die göttliche Vorſehung fordert noch am Ende meiner Laufbahn, daß ich mehr thue: Ich verehre ihren Wink, in dem dringendlichen Bitten meines Bruders, des treuen Pfarrers von Stans, der mich mit Thränen ermahnet, daß ich hieher kommen, und euere Gemüther vereinigen möchte, und hoffe, daß Gott ſeinen Segen gebe zu meinem Thun. Theuerſte Eidgenoſſen, worüber ſtreitet ihr? Ueber die Folgen von dreyen Siegen, die euch Gott verliehen hat. War es eure Macht, ihr Städte der Eidgenoßſchaft! die geſiegt hat? Ueberhebet euch nicht, und erkennet die höhere Hand, und danket Ihr. Wann menſchliche Kräfte allein zu rechnen ſind, wiſſet

ihr, wer am meiſten gethan? Die genaue Vereinigung euer aller, das ſtehen für einen Mann, die Eintracht und Zuſammenſezung Leibs und Lebens, die haben mit dem Beyſtand Gottes, die Feinde geſchlagen, und die können izt, euren tödtlichern Feind, der euch alle im Herzen ſizt, auch zu Boden ſchlagen, ich meyne die Zweytracht und die Erbitterung der Gemüther. Nur wieder in wahrer Treue zuſammen geſtanden, wie bey Granſon, und bey Murten, nur jeder des andern Leben für das ſeine, des andern Glück für ſein eigenes gehalten, ſo werdet ihr ſiegreich über euch ſelbſt aus dieſer Verſammlung gehen. Hättet ihr gern geſehen, ihr Städte! wenn die Länder damals auf die Seite geſtanden, und euch alles allein überlaſſen hätten? Warum wollet ihr dann izt ſo allein auf die Seite ſtehen? Der Eidgenöſſiſche Bund iſt gut genug, nehmet Freyburg und Solothurn darein auf, die euch allen ſo treulich beygeſtanden; aber dann brauchts keinen andern Bund mehr. Haltet nur die treulich und redlich, wo izt ſind, ſo iſt nichts weiters vonnöthen. Liebet und ehret euere minder geſegnete Brüder, ſo die erſten den Eidgenöſſiſchen Bund beſchwo-

ren haben. Ihr! denen Gott mehrere Macht beygelegt, und ihr lieben Herren aus den Ländern, nehmet die beyden Städte Freyburg und Solothurn, mit Freuden in den Eidgenöſſiſchen Bund auf: Er iſt noch nicht zu groß, und ſie haben es um euch verdienet: Danket Gott, daß er euch ſo tapfere und mächtige Freunde gegeben, daran euere Altvordern nicht hätten denken dörfen, haltet euere Bünde getreulich, und ſie werden keine neue mehr machen, das bin ich verſichert. Da ihr ſo viel Ehre, Glück und Segen von Gott empfangen, liebe Herren! könnet ihr dann mit einander über eine Hand voll Koth ſtreiten, wer davon mehr oder weniger haben ſoll? Oder auch über ein Stück Lands? Theilet das mit der Eintracht, wie ihr es gewonnen, und es wird euch geſegnet ſeyn. Ueber alles, liebe Herren! muß ich euch bitten, als ein alter treuer Eidgenoß, der ſein Vaterland liebet, und es gern vom Verderben bewahren möchte, ſtrebet doch dem eiteln Haab und Gut nicht ſo ſehr nach, lebet wie eure ſeligen Väter, die auch ſtreitbare Männer waren, ſo brauchet ihr weniger, haltet Zucht und Ehrbarkeit in euern Häuſern zuerſt, und

dann in dem ganzen Land, unter euerm Volk, ziehet es vom Muthwillen ab, und gewöhnet es an eine nüzliche Arbeit. Nun behüt euch Gott, liebe Herren! trettet izt in Gottes Namen zuſammen, wie ihr vor dem Feind bey einander geſtanden, mit Treu und Eintracht, es wird, ob Gott will, wohl ein Vergleich zu Stande zu bringen ſeyn, ich will nicht dieſen Flecken verlaſſen, bis ihr als gute Eidgenoſſen von einander ſcheiden könnet: Gott aber leite ſelbſt euere Herzen, und behüte Städt und Länder durch ſeine Gnade". —

Nach dieſer Zurede, und bey fernerem treuen und frommen Anhalten des frommen Nicolaus von Flüe, ward die Erbitterung geſtillet, der Ausbruch eines einheimiſchen Kriegs, der um ſo gefährlicher war, je mehr von den vorigen Unternehmungen die Gemüther zu Gewaltthaten ſich lenkten, glücklich vermieden, und die in der Eidgenöſſiſchen Geſchichte bekannte Verkommniß zu Stans errichtet, und ſchieden die Geſandte mit Freuden und Liebe von einander.

ein ins Feld ziehender Schweizer
im Schwabenkrieg

Der Schwabenkrieg.

Im Jahr 1499 kam dieſer lang vorbereitete Krieg zum Ausbruch. Es war der lezte Verſuch des Kayſers die Schweizer unter das Joch zurück zu bringen; daher lies er durch allerley Volksverführer die Gemüther der benachbarten ſchwäbiſchen und tyroler Einwohner gegen die Schweizer zum Haß reizen, um dadurch deſto kräftiger ſeine Abſichten auszuführen. Selbſt auf den Kanzeln wurde gegen die Schweizer geprediget; an allen öffentlichen Orten wurden ihre Namen beſchimpft; in Wirthshäuſern und auf Märkten mußten ſie zum Spott dienen. An die Wände und Fenſter mahlten ſie ſchandbare Handlungen, die ſie den Schweizern zueigneten. — Wenn ſie die Schweizer recht beſchimpfen wollten, ſo ſagten die ſchwäbiſchen Bauren: „Man hätte vor Zeiten einen „todten Schweizer mehr gefürchtet, als „jezt zehen Lebende". —

Durch ſolche ſchlechte Mittel ſuchte man die Völker hintereinander zu bringen, und den Krieg deſto nachdrücklicher zu führen. Den Anlaß zum Ausbruch gaben einige

Streithändel in Graubündten; wo der Kayſer Urtheil zu ſprechen das Recht zu haben glaubte. — Aber der franzöſiſche Hof hatte ſein Spiel dabey; er wollte ſich Luft machen, um im Mayländiſchen deſto freyere Hände zu haben. Daher wußten die Schweizer lange nicht, wer ihr gröſſerer Feind war, ob die Franzoſen oder die Kayſerlichen; — doch behielt endlich die franzöſiſche Parthey durch Beſtechungen die Oberhand.

Die Eidgenoſſen ſtellten ſich als kühne entſchloſſene Männer. — In der damaligen Kriegsverordnung der Schweizer ſtehet: Bey Ehren, Eiden und bey Straffe der Enthauptung, ſoll verbotten ſeyn ohne Vorwiſſen des Feldherrn heim zu gehen; unter keinem Vorwand im Treffen die Flucht zu ergreifen, oder auch nur aus dem Glied zu treten. Die Waffen ſollen auf feindlichem Boden weder bey Tag noch Nacht abgelegt werden; keine Lebensmittel ſoll man aus dem Lager verkaufen; eben ſo iſt ſtreng verboten: Mühlen zu verwüſten, Kirchen zu berauben; für Löſegeld Feinde loszulaſſen. — Ein jeder ſoll den Befehlen ſeiner Anführer ſchnell folgen; alle Meuterey und Zänkerey meiden;

und in der Schlacht ſich der Stille befleiſſen, den flüchtigen Soldaten niederhauen, und erſt nach gänzlich erfochtenem Sieg, die Beute ſammeln. Ein jeder trägt, nebſt ein paar neuer Schuhe, Habermehl auf zwey Wochen mit; und braucht der Mann keinen andern Mundvorrath. — Statt der groſſen Streitſchwerdter ſoll der Mann, neben dem Handrohr oder Spieſſen, ſich kleiner Mordkeulen und kurzer breiter Säbel bedienen". —

Zwanzigtauſend Schwaben und Oeſtreicher, wozu hernach auch die Böhmen, Ungarn, Sklavonier ſtieſſen, ſtreiften an allen Seiten der Schweiz; die Eidgenoſſen hielten ſich überall ſo tapfer, daß ihnen durchaus nichts abgewonnen worden; vielmehr bey ſieben Hauptſchlachten waren ſie fünfmal Sieger, die die Wahlſtadt behauptet, und ihre ſtolzen Feinde groß gedemüthiget haben. Nur eine Einzige iſt für ſie etwas unglücklicher ausgefallen. Zu Dornach aber war die lezte Hauptſchlacht, wo der eidgenöſſiſche Namen noch herrlich triumphirt hat. Die Feinde ſtunden an der Birs gelagert. Unter Lauberhütten lagerten ſie, ſangen,

ſcherzten, machten ſich luſtig, badeten, muſizirten, banketirten. Unverſehends kam der Heerhaufen der Schweizer an.

„Es war gegen Mittag, der öſtreichiſche Soldat kochte oder tanzte, der Adel ſoff und ſpielte. Viele ſchlummerten am Ufer des Waſſers bey der ſchwülen Hitze. — Nie iſt ein Lager mehr überraſcht worden, als von den wie Blitze daher geeilten Schweizern. Ankommen und in Schlachtordnung ſtellen, war hier bey unſern braven Leuten Eins. Mit Muſketen- und Hellebardenſchlägen weckten ſie dieſe weichliche und ſichere Heerde aus ihrem Wolluſtstaumel. — Die Feinde waren aber nicht blöde; wie Furien liefen ſie durch einander, ſuchten ihre Ordnung; aber es war zu ſpät; die Schweizer waren überall da, beſezten alle Wege und Anhöhen, und die ganze feindliche Armee hörte auf eine Armee zu ſeyn. Auf einer groſſen Wieſe ſammelte ſich doch ein Haufen wieder. Es kam aufs neue zu einem langen und harten Gefecht; welches nun bis in die Nacht dauerte. Zum Glück kamen jezt noch zwölfhundert Mann friſcher Truppen, Luzerner und Zuger an, eben da der Streit am hitzigſten ward, und dieſes glückliche

Ereigniß half den ſchon gewonnenen Sieg noch vollkommener machen. „Tapfer dran, ihr Bundsgenoſſen (rief ihnen der Dechant Schönbrunner zu) tapfer dran — Eure Brüder von Luzern und Zug ſind da“! Dieſes Wort gab den Müden Kraft. Nun war kein Widerſtand mehr möglich. Die Eidgenoſſen erlegten bey dreytauſend Feinde, worunter ſich abermals viele vom höchſten Adel befanden. Erſt am Tag nach der Schlacht kamen die Panner von Uri, Unterwalden, Schwyz, Freyburg an. Die ſtreitenden Schweizer waren alſo gröſtentheils Solothurner, Zürcher, Berner, Aergäuer ꝛc. und gegen Ausgang des Streits Luzerner und Zuger.

Dieſe Schlacht geſchah den 12. Heumonath 1499. Die Schweizer verlohren gegen 4 hundert Mann; die Oeſtreicher gegen dreytauſend. Aus dieſer Schlacht bey Dornach führten die Berner nach Hauſe, auſſer vielen kleinen Kriegsgeräthen, auch die noch heut zu Tag im Zeughaushof liegende groſſe Feldbüchſe, 55 Zentner ſchwer, genannt das Rätterly von Enſisheim; auch meſſingene Karthaunen und Halbſchlangen, Steinbüchſen, kleine Feldſchlangen. — Hieraus urtheile man von der damaligen Artillerie. —

Nach dieſem hohen Sieg wünſchten endlich beyde Theile eifrig den Frieden. Obgleich die Schweizer hier im Vortheil waren, ſo haben ſie doch ihre Siege nicht benutzt. Aber auch die Schweizer drükte Mangel an Lebensmittel; vornemlich fehlte ihnen Salz, weil ihnen die Zufuhr überall abgeſchnitten war, und das Vieh bey dem fetten Gras ohne Salz nicht gedeihen kann, auch das Seeſalz nicht ſo gute Dienſte thut. Die Berner ſprachen laut, man müſſe Frieden machen. Der Kanton Schwyz erklärte: „Was ſollen uns Siege, die unſern Landesſeckel lären"? — Nachdem der Krieg acht Monathe gedauret hatte, kam es zum Frieden, wodurch die Schweizer ihre Unabhängigkeit und ihren Kriegsruhm für alle künftigen Zeiten geſichert hatten. —

Während dieſem Schwabenkrieg haben die Wölfe in der Schweiz ſo überhand genommen, daß kein Dorf mehr ſicher war. Man glaubt, daß die viele unbegraben gelegene Leichname, und der Aasgeruch dieſe nebſt andern Raubthieren herbeygelokt habe. —

Wie ſehr die Hungersnoth und das Elend ſchon in dem obern Theil der Schweiz, gegen Graubündten, überhand genommen, mag man aus folgender wahrhaften Erzählung eines ſehr glaubwürdigen Geſchichtsſchreibers, der Augenzeuge geweſen, abnehmen. Er war mit einem Trupp Oeſtreicher über die Gebürge gezogen. Da ſah Pirkheimer, ein öſtreichiſcher Offizier, folgendes ſchrekbare entſezliche Elend:

„Als ich (ſagt dieſer Geſchichtſchreiber) in ein groſſes, aber abgebranntes Dorf kam, traf ich am Ende deſſelben auf zwey alte Weiber, welche an die 400 kleine Kinder wie eine Heerde vor ſich trieben. Sie waren alle von Hunger hager und abgezehrt; ein entſetzlicher Anblik! Ich fragte die Weiber, wo ſie die Armee Kinder hinführen wollten? Sie antworteten mir mit einem verwirrten Blick, und konnten vor Mattigkeit und Schmerz kaum den Mund öffnen: Ihr werdet es bald ſehen. Ich folgte ihnen. Sobald wir auf die nächſte Wieſe kamen, fielen die Kinder auf ihre Knie, weideten das Gras mit den Händen ab, und verzehrten es. Durch die Gewohnheit hatten ſie ſchon gelernt, die

unſchmackhaften oder ungeſunden Kräuter- ſchen zu laſſen, und beſonders die ſäuerlichten auszuſuchen. Ob dieſem traurigen Spektakel ganz beſtürzt, ſtuhnd ich eine Weile da, und konnte kein Wort reden. Endlich ſagte eine von den Alten: Siehſt du nun, was dieſe Jammerſchaar hier thut? Ach! wie viel beſſer wenn ſie nie gebohren wären. Ihre Väter ſind erſchlagen, ihre Mütter vor Hunger umgekommen; ihre Habſchaft hat der Feind genommen, und ihre Hütten ſind abgebrannt. Uns elenden Weibern, und dieſen Kindern, wurde, um unſers Alters willen, allein verſchont. Ach! wir hoffen, der Tod werd' uns und ihnen bald ein Ende machen! Es waren ihrer vor wenig Tagen noch einmal ſo viel. Bittre Thränen ſtiegen mir bey dieſer Erzählung in die Augen; ich verfluchte den Krieg mit ſeinen ſchrecklichen Folgen".

Feldzug der Oeſtreicher in Graubündten.

Und was die Feinde bey dem Marſch nach Graubündten ausgeſtanden, leſe man

mit Erſtaunen in folgender Schilderung von dem gleichen Oeſtreicher:

„Als nun meine Leute den Berg (das Wormſerjoch) beſteigen ſollten, wollten ſie unter allerley Ausflüchten nicht daran, bis ich endlich vom Pferde ſtieg, meine Reuterzierde mit der Rüſtung eines Fußknechts vertauſchte, vorangieng, und ſie aufmunterte. Die Wegweiſer betrogen uns mit der Hoffnung, innert vier Stunden, noch vor Nacht, den Berg zu überſteigen. Es währte aber bis um Mitternacht, da wir, von dem einſchmelzenden tiefen Schnee und ſchlüpfrigen Grund todmüde, und nach mancher überſtandenen Lebensgefahr, endlich erſt auf der Höhe anlangten, und in einem Wachthäuschen, das uns nicht alle faſſen mochte, ein wenig ausruheten. Hierauf ſetzten wir unſern Weg fort, und kamen bey anbrechendem Tag zu der warmen St. Martinsquelle, am jenſeitigen Fuße des Bergs, endlich auch um Mittag, erbärmlich ausgehungert, zu Worms an. Da erhielten wir, anſtatt des Proviants, welchen Mayland liefern ſollte, den Bericht, daß die Feinde in groſſer Menge ſich in der Nähe hielten: Dennoch

brachten wir den übrigen Tag daſelbſt unter vieler Beſorgniß zu. Nachdem wir nun höchſtens 50 Saumroſſe mit dem wenigen Mundvorrathe beladen hatten, den wir finden konnten, brachen wir folgenden Morgens eilfertig auf, das Heer zu erreichen, welches unterdeſſen durch einen andern Weg gegen dem Engadin gerückt, und nicht mehr ferne war. Um aber dahin zu kommen, mußten wir noch über das Mayländiſche Bergſchloß, Scala genannt; der einzige Paß in dieſer Gegend, wo wir Menſchen und Vieh mit unſäglicher Arbeit und Gefahr kaum hinüber bringen konnten; ſo daß wir öfters gleichſam in freyer Luft hiengen. Endlich kamen wir doch bey den Unſrigen an, die wegen des geringen Vorraths, den wir mitbrachten, übel auf uns zu ſprechen waren. Die benachbarte Welſchen führten zwar Wein die Menge herbey, womit ſich aber der gierige abgemergelte Soldat ſo viehiſch berauſchte, daß es darüber zu Wunden und Beulen kam. Hierauf zog die ganze Armee nach einem Raſttag weiters, und ſchlug ihr Lager in einem angenehmen Thal, an dem Fuß eines Gebürges, über welches der Einfall ins obere Engadin ge-

ſchehen ſollte. Wir theilten unſer Heer in drey Haufen. Vier Fahnen mit 2000 Mann, unter welchen auch die meinige war, wurden beordert, von hinten zu, dem Feind, der die Gipfel bewachte, in den Rücken zu fallen, mittlerweile der Gewaltshaufe von vornen, und ein drittes Corps von der Seite den Berg erſteigen ſollten. Ueber ſchroffe Felſen und Fußſteige, die beynahe den Bergthieren unzugänglich ſind, geriethen wir (der erſtbenannte Haufe) bald in einſchmelzende Schnee-Hügel, wo wir nicht mehr feſten Fuß faſſen, und nur langſam fortrücken konnten. Hier entdeckten wir auf dem höchſten Gipfel, der mit ewigem Schnee bedeckt iſt, wie eine Schaar kleiner Vögel die Engadiner, welche uns in Ordnung erwarteten; ein kleines Corps ausgenommen. Dieſe mußten einen guten Theil des Berges gleichſam zerſtüken, damit ſchleuderten ſie auf einmal dieſe ungeheure Laſten den Berg herab, daß die ganze Gegend von dem Krachen wiederhallte; jedoch ohne Erfolg, weil Stein und Holz, eh es zu uns gelangen konnte, in dem tiefen Schnee ſeine Kraft verlohr. Alſo rükten wir vorwärts, und erreichten

endlich, unter dem Streit mit der feind-lichen Vorhut, die Spitze. Sobald wir daſelbſt anlangten, ſchwungen unſre Fähn-driche ihre Fahnen, und gaben damit dem Gewaltshaufen, der nicht mehr ferne war, das abgeredte Zeichen; worauf dieſer und der dritte Haufe von 1000 Mann eilfer-tig nachrükten. Sobald ſich aber die Bündt-ner in der Mitte eines weit überlegenen Heers ſahen, ergriffen ſie, nach dem Ver-ſuch eines kurzen Widerſtandes, durch ih-nen bekannte Fußſteige die Flucht berg-niederwärts. Da wir nun unſer Heer geſammelt, fiengen auch wir an, den Berg herabzuſteigen, als mit eins eine Lauwe auf uns ſchoß, 400 Mann ergrif, und vor unſern Augen wie eine ungeheure Woge verſchlang. Aber unſer plötzliches Entſe-tzen verkehrte ſich bald in Lachen, da die-ſes Schneegebürg zerplatzte, und einen Mann nach dem andern wieder von ſich gab. Keiner wurde vermißt, viele aber beſchädigt, und alle verlohren ihre Helme, Schuhe oder Waffen. Endlich kamen wir, nach langem Marſch, bey Sonnenunter-gang, in dem anmuthigen und wohlge-bauten Engadin an, wo viele Einwohner, vor unſrer Ankunft, nicht nur die Inn-

brü-

brücke, ſondern ihre vornehmſten Marktflecken, Zutz und Scamfs, angezündt, ihre koſtbarſte Haabe vergraben, den Mundvorrath verheeret hatten, und ſich ſelbſt über die Albelen retteten. Wir übernachteten in einem dieſer abgebrannten Dörfer, und fochten mit dem Hunger. Folgenden Tags theilten wir uns abermals in drey Haufen: Die Vorhut hielt der ſogenannte verlorene Haufe mit dem groben Geſchütze, welches uns auf dieſem ganzen Zuge beſonders zur Laſt fiel; denn an den meiſten Orten konnte es nur auf Einem Rad fortgezogen werden, indeſſen der Soldat das andre Rad mit Stricken halten mußte: Hiernächſt folgte der Gewaltshaufen in ordentlichen Gliedern; und endlich deckte die Nachhut unſre Bagage und einen überflüſſigen Troß. Alſo durchzogen wir das Thal, und folgten dem fliehenden Feind auf dem Fuſſe nach, der inzwiſchen vor unſern Augen ſeine eigene Wohnungen niederbrannte oder plünderte, und ſich bisweilen zu einer verſtellten Gegenwehr umkehrte, aber ſofort wieder weiter floh, wenn wir ihn beynahe erreicht hatten. So kamen wir durch Rauch und Flammen einſtürzender Dör-

ſer, auf den Abend, bis in die Mitte des Thals zum Amſelbrunn, da Hunger und Müdigkeit uns nöthigten, auf einen Rückzug bedacht zu ſeyn. Die Hauptleute waren verſchiedener Meinung: die mehrern wünſchten, in dem geſegneten Gelände des benachbarten Veltlins ſich von dem ausgeſtandenen Elend zu erholen. Andere aber ſagten: So müſſen wir noch über einen Berg, und dann doch wieder über das entſetzliche Joch! Und dem Mayländer iſt nicht zu trauen. Lieber den nächſten beßten Weg zurück, und ausgehalten ſo gut man kann! Zum Glück behielt dieſe Meynung die Oberhand: Denn wirklich hatten unſre Feinde die Päſſe gegen dem Veltlin beſetzt, und wir entrannen vermuthlich einer groſſen Gefahr, um in eine andre zu fallen. Als wir nämlich gen Zerneus kamen, hatten die Einwohner bereits angefangen, die dortige Brücke einzureiſſen; wäre es ihnen vollends gelungen, ſo hätte der Hunger unſer ganzes Heer aufgerieben".

Die Religionskriege.

Nur ein paar Worte ſollen hier ſtehen, denn dieſe traurige Zurück-Erinnerung thut gewis jedem brafen Schweizer wehe. Als die Reformation in den Jahren 1527 bis 1532 in mehreren Gegenden der Schweiz Bewegung machte, ſo nahmen natürlich die Gemüther der Katholiken eine weniger nachbarliche Richtung gegen die Reformirten an, und man merkte bald die Erkältung gegen einander. Im Jahr 1529 brach der Krieg zwiſchen den 5 Waldſtädten und Zürich aus, welchen man den Kappeler-Krieg nennt, weil bey dem Dorf Kappeln, zwiſchen dem Albisberg und der Stadt Zug, die Schlachten vorgefallen ſind. Die Katholiſchen haben hier zu zweymalen über die Züricher den Sieg davon getragen. Doch war auch dieſe Niederlage nicht ſo beträchtlich, da man auf Seiten der Züricher 383 Todte zählte; unter welchen ſich auch der Reformator Zwingli befand, der als Krieger mit ausgezogen; und auf katholiſcher Seite zählte man bey 80 Todten.

Eben ein ſolcher Streit war der Villmergerkrieg, der zuerſt Anno 1656 ausgebrochen, und im gleichen Jahr wieder beygelegt worden; aber zum zweytenmal im J. 1712 entſtanden iſt, wo die Berner Sieger waren. Doch kein Sieg, der über Eidgenoſſen erhalten worden, kann uns erfreuen, weil wir alle Brüder ſeyn ſollten.

Lieber rücken wir hier noch ein paar der Menſchheit zur Ehre gereichende Züge aus dieſen Religionskriegen ein, die uns zeigen, wie wir ſeyn ſollten.

Einmal kamen die Vorpoſten ſo nahe an einander, daß ſich die Soldaten beyder Partheyen zuſammen aufs Gras ſetzten, ſcherzten und lachten, und gutbrüderlich ſich die Hand drückten. Der Reformirte und Katholik ließ nur das Gefühl der alten Freundſchaft wirken. Vertraulich waren ſie zuſammen, und aſſen aus einer Schüſſel eine Milchſuppe, wobey ſie im Spaß ſagten, die Hälfte iſt dein, aber dieſe Mitte muſt du nicht überſchreiten. Wenn nun einer mit ſeinem Löffel über die Hälfte der Schüſſel hinauslangte, ſo ward er auf die Finger geklopft: „Bleib du auf „deinem Boden“.

Im Kappelerkrieg waren die Züricher

aufbrauſend und hitzig. Sie konnten kaum den Angriff erwarten, daher übereilten ſie ſich, und Spaltungen unter ihnen waren natürlich, weil nicht alle gleich dachten. Die Berner, die mit ihnen als Hülfsvölker ſtritten, ſprachen ihnen ſtets Mäſſigung ein. Sie, nebſt andern Zürcherſchen Bundesgenoſſen redeten dringend zum Frieden. Zur Beförderung deſſelben waren ſonderheitlich der Stadtmeiſter Sturm von Straßburg, und der Ammann Aebli von Glarus geſchäftig. Schnaubend kam Aebli aus dem katholiſchen Lager herauf zu dem Zelte der Zürcherſchen Kriegeshäupter. Weder durch kleinfügige Beſorgniſſe für ſein eigen Leben, noch durch den Hohn erbitterter Trotzköpfe ließ er ſich abſchrecken, mitten unter dem Kriegesgewühl von Verſöhnung zu ſprechen. Mit Thränen beſchwor er die entzweyten Brüder zur Annahme friedlicher Vermittlung; er beſchwor ſie bey den nahen Thälern und Höhen, den ewigen Denkmalen der gemeinſchaftlich errungenen Freyheit: Und der religioſe Partheygeiſt, der Eifer für Wörter und Meynungen, verſchwand vor dem neuauflebenden Geiſte, der alle Gemüther wie die erſten Eydgenoſſen beſeelte.

Von dem reformirten Kriegsheer ſchreibt Bernard Wyß, ein Augenzeuge: „Dieſes iſt manchem Menſchen ein groß Wunder, daß in einem ſolchen groſſen Heere eine ſolche gehorſame Ordnung ſiebzehn ganzer Tage lang gehalten worden iſt. Item, keine gemeine Dirn iſt unter ihnen geduldet worden, dann ob eine kam, fertigte man ſie ſogleich tugendlich hinweg. Item man predigte alle Tage das Göttliche Wort lauter und klar. Meiſter Ulrich Zwingli, Herr Commenthur von Küsnach, Meiſter Franz Zingg, Herr Abt von Kappel und ſonſt gute Prediger predigten allda. Item man ſchwur nicht; item es war niemand mit dem andern uneins; item es war alle Welt der Obrigkeit gehorſam. Item es war der Zug einbrünſtig, die Penſionär zu bekriegen, und man betete allemal vor und nach dem Eſſen, und ſpielte man weder mit Würfeln noch Karten, ſondern ſang, ſprang, wurf und ſtieß den Stein und trieb ſonſt andere Kurzweil".

Die italieniſchen Kriege.

(Von 1499 bis 1522.)

Keine Kriege haben den Schweizern ſo viel Blut gekoſtet, wie die italieniſchen Kriege; und in dieſe wurden unſere Vorväter durch die Liebe zum Geld und durch die Lockungen groſſer Herrn hineingezogen. Der König von Frankreich hatte gleich nach Beendigung des Schwabenkriegs um neue Hülfstruppen der Schweizer geworben. Den drey Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden ſchenkte er die Grafſchaft Bellenzona, weil ſie ihm zu ſeinen Eroberungen beygeſtanden. Aber gleich darauf jagte der Pabſt die Eidgenoſſen gegen die Franzoſen ſelbſt in Harniſch; und die gleichen Truppen, die kurz vorher die Länder für die Franzoſen erobern halfen, lieſſen ſich auch dazu gebrauchen ſolche den Franzoſen wieder abzunehmen, und dem Herzog von Mayland gegen ſeine Feinde beyzuſtehen. — Geldgeiz, Eigennuz, Kriegsſucht und Stolz auf ihre Siege, machten die Nachkommen der erſten Eidgenoſſen zu Sklaven uned-

ler Begierden und Laſter. Auch ſtritten dieſe Leute lieber fürs Geld, als für ihre eigene Länder; die groſſen Herrn buhlten alſo um eine ſolche Nation, aus Abſichten, andre damit zu ſtrafen, und ihre Herrſchſucht damit zu vergröſſern.

Die Dienſte, welche die Schweizer dem Herzog von Mayland geleiſtet haben, brachte ihnen die Vergeltung, daß man ihnen die italieniſchen Landvogteyen Lauis, Luggarus, Mendris, und Maynthal abgetreten hat.

Ein brafer Schweizer in unſern heutigen Tagen macht darüber folgende Bemerkung, als er ſeinen Landsleuten die Geſchichte dieſes Krieges erzählt:

Traurige, wilde Zeiten hatten ſich damals über unſer Helvezien verbreitet; aller Orten herrſchte Ungebundenheit und Verderbniß der Sitten; der ehemals ſo hochgeſchätzte Name eidgenöſſiſcher Treue und Redlichkeit war verdunkelt, und ſeine Achtung verlohr ſich; ein allgemeiner Handel beſtand in dem Verkauf des Schweizerbluts gegen fürſtliche Beſoldung; bald wurde für den Pabſt, bald für Frankreich, bald für den Kayſer, bald für Andere geworben, und für Geld und Gunſt aller Or-

ten Schweizer auf die Schlachtbank geliefert. — Im Herbſtmonate des Jahrs 1521 ſah man Eidgenoſſen dem Könige von Frankreich den mayländiſchen Staat entreiſſen, und bald darauf den 16ten Jänner 1522 Andre unter dem franzöſiſchen Heere eben dies Herzogthum wieder erobern helfen. — Der König von Frankreich hatte ſie einige Zeit vorher die Taufpathenſtelle für ſeinen neugebohrnen Prinzen zu übernehmen gebeten. Höchſterfreut erkannten ſie dieſe Schmeicheley für eine wahre Probe ſeiner königlichen Achtung, jeder Ort ſandte ihm ſeine Abgeordnete und fünfzig Dukaten zum Taufgeſchenke, und itzt ſchickten ſie ihrem königlichen Gevatter gerne auf den erſten Wink ſechszehntauſend ihrer Krieger. — Arnold von Winkelried, eben derſelbe, den wir als Hauptmann unter der herzoglich-mayländiſchen Garde ſahen, war da Oberſter der Waldſtädte. Lange wurde vergebens in den mayländiſchen Staaten herumgeſtreift, und Pavia umſonſt belagert. Unwillen verbreitete ſich nach und nach in dem zu Bikokka gelagerten eidgenöſſiſchen Heere: denn die Beſoldungen floſſen wegen Mangel des Gelds nur

ſparſam. Winkelried machte daher im Namen ſeiner Untergebnen dem franzöſiſchen General Lautrek die bitterſten Vorſtellungen. — „Schon manches Mal, ſprach er, haben wir für Euch Franzoſen Leben und Blut gewagt, und doch haltet Ihr ſo wenig Euer Verſprechen. Morgen ziehn wir nach Hauſe: doch wollen wir zuerſt Eure Feinde bezwingen, um dem Nachkömmlinge zu beweiſen, daß nicht Zagheit, ſondern Euer niedriges Betragen uns zu dieſem Schritte veranlaſſet. Auf zum Sturme! Sieg oder Tod ſoll das Looszeichen ſeyn, und dann ins Vaterland zurück”. — Keine Vorſtellungen des franzöſiſchen Generals konnten den eidgenöſſiſchen Entſchluß ändern. Folgenden Tags den 20ſten April war ſchon in der Frühe Alles zum Sturme bereitet. Die Schweizer griffen das Lager von vornen an, und ſtürmten muthvoll auf die anrückenden Landsknechte hin: allein die Schanzen waren unerſteigbar, die Kanonen verheerend und der Feind unbezwinglich. — Tod und Verderben wartete ihrer auf allen Seiten: doch erſt nachdem dreytauſend der Ihrigen und ſiebenzehn tapfere Hauptleute, unter denen auch

der edle Arnold von Winkelried war, auf dem Kampfplatze verbluteten, zogen ſie mannhaft und in guter Ordnung zurück, daß der erſtaunte Feind, ohne ſie zu verfolgen, ſtehn blieb. —

Zwey Tage nach der blutigen Schlacht gieng der eidgenöſſiſche Zug über Bergamo nach Hauſe; das Herzogthum Mayland aber fiel ganz in ſpaniſche Gewalt.

Indeſſen konnte der König von ſeinem Entwurfe, Mayland wieder zu erobern, nicht abſtehn. Von Zeit zu Zeit bewarb er ſich bey unſern Vätern um neue Hülfsvölker, die ihm auch geſtattet wurden: aber für immer ſchien das Glück die eidgenöſſiſchen Waffen fliehn zu wollen. So oft ſie nachher den italieniſchen Boden betraten, ſo oft wurde ſelber mit eidgenöſſiſchem Blute beſprützt: und was das Schwerdt nicht verheerte, verzehrte eine Peſtſeuche giftiger Krankheiten. — In einer Epoche von ſechs Jahren verſchlang Italien bey neuntauſend eidgenöſſiſcher Krieger, und ſo wurde es mit Recht der Todtenacker der Schweizer genannt. —

Die dreyzehn Kantone.

Nach allen dieſen vorausgegangenen Siegen und Eroberungen hat ſich zulezt die heut zu Tag blühende Eidgenoßſchaft der 13 Kantone gebildet. Der Grund und Urſprung iſt alſo in dem Vereinigungsbrief zu ſuchen, welchen wir oben Seite 9. mitgetheilt, und den die drey kleinen Länder **Uri**, **Schwyz** und **Unterwalden** im Jahr 1315 errichtet haben. Dieſer Bund wurde nach und nach ſtärker, ſo wie die vielen Siege den Eidgenoſſen Anſehen und Macht gaben. **Luzern** trat dem Bund zuerſt bey im Jahr 1332. — Sodann folgte **Zürich** 1351. Ferner **Glaris** 1352. (Hingegen widerſetzte ſich **Zug** lange) endlich aber, wie ſich dieſe Stadt von den Oeſtreichern ganz verlaſſen ſah, unterwarf ſie ſich, und wurde auch ſamt der dazu gehörigen Landſchaft in dem gleichen Jahr 1352 von den Eidgenoſſen in den Bund aufgenommen.

Bern hatte ſchon im Jahr 1323 mit den drey Waldſtädten einen Vertheidigungsbund errichtet; daher dieſe zu dem

Sieg von Laupen ſo viel beygetragen haben. In den ewigen Bund aber trat der Stand Bern im Jahr 1353. Solothurn und Freyburg kamen nach den Burgundiſchen Kriegen, wo ſie ſo braf mitgeſtritten, im Jahr 1481 in den ewigen Bund. Die Städte Baſel und Schafhauſen aber nach dem Schwabenkrieg Anno 1501; und endlich Appenzell 1513. Wodurch die Anzahl der Kantone auf dreyzehn angewachſen iſt.

Die zugewandten Orte, welche den Schutz der Kantone genieſſen, ſind: St. Gallen, Mühlhauſen, Biel.

Zur Schweiz wird auch gezählt: Graubündten, Wallis, Neuchatel, Genf, welche aber als abgeſonderte Freyſtaaten angeſehen werden müſſen, und nur mit einigen Kantonen verbunden oder alliirt ſind. —

Die dreyzehn Kantone aber ſtehen mit einander in einer genauen und ewigen Verpflichtung. Die Abſicht derſelben iſt, daß ſie mit vereinigten Kräften, ſowohl gegen jeden auswärtigen Feind, als auch bey allen innerlichen Unruhen einander ſchützen, rathen und beyſtehen wollen. Die Aufrichtung des Schweizer-Bundes

hatte keinen andern Endzweck als die Erhaltung des Eigenthums eines jeden Einzelnen, wie des ganzen Staats; die perſönliche Freyheit und Gerechtigkeit zu handhaben; — Widerſtand gegen unbillige Eingriffe und Zumuthungen herrſchſüchtiger Tyrannen.

Unſre heutigen Schweizer.

Die Schweiz hat aber nach der Erfahrung aller rechtſchaffenen Leute vieles von ihrer vormaligen reinen Biedermannheit verlohren. Wir ſind verdorben worden durch die fremden Kriegsdienſte, durch die Schmeicheleyen groſſer Fürſten, die ſich unſers Heldenmuths bedienten, um uns in ihren Sold zu ziehen; die Beutemacher und Geldmenſchen haben das Gemeinweſen vernachläßiget, und Troz, Hochmuth und Wolluſt haben uns unempfindlich gemacht gegen das Gemeinbeſte, gegen Ehrlichkeit und Beſcheidenheit. Man iſt ſich allein gut. Wenige und ſeltene Ausnahmen finden noch hie und da Statt. Das Ganze aber zeigt ſichtbar den allge-

meinen Weltgeiſt, welcher da iſt: Eigennutz u. Eigendünkel. Den Laſtern ſind wir zinsbar geworden, ſowohl auf dem Land als in den Städten. Die allgemeine Leidenſchaft iſt die Gemächlichkeit, wenig arbeiten und viel genieſſen. Pracht und Wohlleben kennt der Bauer wie der Städter. Sie ſind neidiſch über das Wohlſeyn des Mitbürgers. Man trozt und iſt ſtolz auf die Vorfahren; aber wie können uns die Großväter ehren, wenn wir durch unſer lebendes Beyſpiel ihre Schande ſind? Wir bilden uns viel ein auf unſre Vaterſtadt oder unſern Geburtsort, aber darf unſre Vaterſtadt auch ſtolz auf uns ſeyn?

Wie ein Mann veraltet, und ſeine Kraft verliert, wie der Enkel eines reichen braſen Mannes in Weichlichkeit verſinkt, und an Geiſt und Leib ſchwächer wird; ſo kann auch ein ganzes Volk, ein urſprünglich gutes groſſes Volk nach und nach ſeinen edlen Keim verlieren und ausarten. So iſt es vielen Völkern, die auch ehemals groß und viel geehrt waren, ergangen; und ach! leider, auch wir kommen, wie es ſcheint, an dieſe Reihe.

Daß wir frey ſind, Ihr Schweizer, das haben wir dem groſſen Herrn der Welt

zu verdanken, der die Umſtände ſo zu fügen wußte, und die Verwirrung, worinn ſich damals die Welt befand, ſo lenkte, daß viele hundert Städte nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in Deutſchland ſich frey machen konnten; und wir haben es unſern brafen Altvordern, den Heldenſeelen zu danken, die dieſe Gelegenheit benutzten, und voll Edelmuth ihre Leiber vor 4 und 5 hundert Jahren der Freyheit zum Opfer brachten. —

Gott verläßt kein Volk, welches ſich nicht ſelbſt verläßt; das heißt, welches ſeiner Menſchenwürde treu bleibt. — Aber Eintracht muß da ſeyn, Zuſammenwirkung aller Stände, der Armen und der Reichen. Mißgunſt und Uneinigkeit trennt; Einigkeit macht unüberwindlich! Solche Herzen mögen ſelbſt die Pforten der Hölle nicht überwältigen. Aber nur großmüthige Seelen, Seelen die von Wollust, von der Ueppigkeit, von dem Geldgeiz nichts wiſſen, nur dieſe können Freyheitsſtifter und Helden ſeyn und bleiben.

O ſo lehret doch eure Kinder, was für groſſe Pflichten ſie haben, den wohlverdienten Ruhm ihrer Stammväter ungeſchwächt auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Gebt

ihnen aber ſelbſt das beſzte Beyſpiel; denn wo das fehlt, da iſt alles verlohren. Reden und Zuſprechen hilft da nichts. Selbſtthun iſt die Hauptſache.

Schon vor vielen langen Jahren fühlten unſre Voreltern, daß ſie nicht mehr das ſind, was die Stifter des helvetiſchen Bundes waren. Sie beklagten es, aber die Lebenden nahmen doch kein Beyſpiel; daher iſt es nicht beſſer, ſondern immer ſchlimmer geworden.

Ein redlicher Unterwaldner ſchrieb im Jahr 1791 folgende Vergleichung und Stufenfolge unſrer Freyheit, und die Wahrheit wird niemand läugnen *):

Im vierzehnten Jahrhundert war der Anfang und das Entſtehen unſrer Eidgenoſſenſchaft: Da waren wir arm und bedrängt, doch einig, redlich und bieder.

Das fünfzehnte Jahrhundert, ihre Jugend, war muthvoll, tapfer, ſtreitbar und gefürchtet.

Im ſechszehnten Jahrhundert, ihrem männlichen Alter, war der Eidgenoß geſchätzt, berühmt: aber ſchon erkauft, und öfter entzweyt.

*) Beſondere Geſchichte des Freyſtaats Unterwalden, 2ter Thl.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert, dem mehrern Alter, lagen wir oft getrennt, immer nach Geld lüſtern, in etwas hinläſſigem Schlummer, und nur ſelten geſchäzt und gefürchtet.

Und itzt in unſerm achtzehnten Jahrhundert kennt jeder Zeitgenoß ſelbſt unſre Lage, und ſieht den Spiegel ſeiner Bedürfniſſe und ſeines Verhaltens.

Spiegelt euch liebe Eidgenoſſen an den Tugenden eurer Altvordern, aber lernet auch ihre Fehler kennen. Denn die Geſchichte iſt die Schule der Weisheit.

Wählt, wenn das Land ſich Obre ſezt,
Die Weiſen und die Frommen.
So wird die Freyheit unverlezt
Auf unſre Enkel kommen!

Ein würdiger Eydgenoß, Herr Seckelmeiſter von Balthaſar in Luzern, giebt folgende ſchöne, geiſtvolle Erinnerung:

„Man erlaube mir zum Beſchluſſe noch folgende Erinnerung beyzufügen, daß man die Jugend, bey Leſung der Geſchichten überhaupt, zeitlich gewöhnen muß, die

Folge der unerforſchlichen Führung und Rathſchlüſſe Gottes, in den merkwürdigſten Staatsangelegenheiten, zu bewundern und zu verehren; als der die Tugenden eines Volkes reichlich belohnt, und demſelben groſſe Vorzüge über andere Völker beſcheert; die Laſter aber mit Kleinmuth oder Trotz, oder mit Verwirrung und andern traurigen Folgen, die ſelbiges in Verfall und Verachtung bringen, auf das empfindlichſte ſtrafet. Darum ſind die Völkerſchaften dem Wandel der Zeit unterworfen: aber Tugend, Edelmuth und Redlichkeit ſind unvergänglich; ſie gehen von einem Geſchlechte, von einem Volke, zum andern über; und ſie ſind die Grundpfeiler, worauf die Sicherheit eines Staates ruhet; und auf ſie muß auch ein freyes, ein republikaniſches Volk, ſeinen Ruhm bauen, wo es ſich und ſeine Freyheit bey der Nachwelt erhalten will". —

„Klein (ſagt er begründt) iſt aller Staaten, aller Republiken, aller Städte, ja der mächtigſten Fürſtenthümer Anfang; ſchnell oft ihr Wachsthum, ihre Aufnahme, bis zu einer gewiſſen erhabenen und von der Vorſehung geſetzten Gröſſe. Bis hieher ſollſt du kommen, und weiter

nicht; hier ſollen ſich deine ſtolzen Wellen brechen *). Des Allmächtigen Winke ſtehet Alles zu Gebote: er befiehlt, und der mächtigſte Staat fällt in Trümmer, ganze Städte verwandeln ſich wieder in Wildniſſe, und unbewohnte öde Steinhaufen.

Der Urſprung und Anfang der Eidgenoſſenſchaft, unſers gemeinſamen Vaterlandes, der Urſprung und Anfang Luzerns, unſrer wertheſten Vaterſtadt, waren wie unbemerkt, klein und geringe. Wahre Frömmigkeit, ungeheuchelte Redlichkeit, Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit, Ehrfurcht und Gehorſam gegen die Vorſteher, Sparſamkeit und Eingezogenheit, unabtreiblicher Muth und Stärke, und endlich das ſo feſt geknüpfte Band der Liebe und Freundſchaft zwiſchen Städten und Ländern — blüheten allgemein, brachten die ſchweizeriſche Kantons und Völkerſchaften in Aufnahme; ihre Gröſſe wuchs mit ihrem Ruhme und mit ihren Siegen, und die Glückſeligkeit dieſes republikaniſchen Volkes ſtieg, mit Gottes offenbarem Segen, auf einen Grad, der, wo die ſtets unzufriednen und kurzſichtigen

*) Job. Cap. 38. V. 11.

Menſchen ihn erkennen wollten, gewiſſermaſſen vollkommen iſt.

Fünfthalb Jahrhunderte ſind wirklich ſeit den Unruhen verfloſſen, welche zu Errichtung dieſes Staats den Anlaß gegeben, und den erſten Grund geleget. Die Arbeiten und Bemühungen unſrer lieben Altvordern, um ihre Freyheit und ihre Rechtſamen gegen die Angriffe der Unterdrückung zu beſchützen, haben einen Erfolg gehabt, den ſie weder hoffen, noch vorherſehen konnten. Die Anſchläge und Abſichten vieler mächtiger Krieger wurden in ihrem Laufe gehemmet, und alle ihre Unternehmungen vereitelt, ſo daß es endlich den Eidgenoſſen gelungen, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch mit einer Entſchloſſenheit und einer Standhaftigkeit, worüber man ſich zu allen Zeiten verwundern wird, gegen ihre Feinde geſtritten und gefochten; dieſelben müde, ſich ſelbſt aber und ihre Nachkommenſchaft zu einem freyen Volke zu machen; einem Volke, das ſich die Hochachtung und die Freundſchaft der Völker von Europa von Zeit zu Zeit erworben hat".

Der Kanton Bern.

Unter den Schweizer-Staaten iſt der Kanton Bern der gröſte und angeſehenſte. Durch was für Arbeiten und Anſtrengung er das geworden iſt, kann für jeden Schweizer höchſt lehrreich ſeyn. Standhaftigkeit, Furchtloſigkeit und wahre Haushaltungskunſt im Groſſen, haben dieſen Kanton in den Wohlſtand und auf die Ehrenſtufe geſetzt, worauf wir ihn erblicken. —

Der Anfang war klein und unbedeutend; aber wie das Saamenkorn aufgehet, und in der Verborgenheit ſeine Säfte und Kräfte ſammelt, daß es nach und nach zu einem herrlichen Fruchtbaume ausſchlägt; ſo waren auch die Väter des Vaterlandes im Kanton Bern für das Wachsthum und die Blüthe des groſſen Staatskörpers beſorgt, und brachten uns zu dem Flor, worinn wir ſtehen. Sie haben keine Mühen, keine Koſten, keine Arbeiten und Gefahren geſcheuet, um die Sicherheit, Ehre und Wohlfahrt der ſpäteſten Nachkommen zu gründen. Dan=

ket Gott, Ihr Berner! daß er Euch ſol-
che edle Stämme zu Vorfahren gab, und
ahmt ihnen nach in der Sorgfalt für das
Vaterland.

Gewiß iſt es, daß der anſehnliche Rang,
welchen die Republik Bern in der Schweiz
behauptet, den erſten Stiftern und Ein-
wohnern zu danken iſt. Der Eifer den
ſie gezeigt haben, ihr eigenes Vermögen
zum Beßten des Staats anzuwenden, da
ſie die benachbarte Grafſchaften und ade-
lichen Sitze auskauften; oder wo Trotz
und Uebermuth ſie beleidigen wollte, mit
Gewalt vertrieben. — Dieſen wahren re-
publikaniſchen Geiſt der Republik Bern,
daß die Väter des Vaterlandes Gut und
Blut freudig aufopferten, dies lehrt die
Geſchichte des Kantons Bern. Das An-
denken der alten Berner muß jedem heu-
tigen Bürger und Landmann angenehm
ſeyn, denn ſie befreyten durch ihre Klug-
heit, Entſchloſſenheit und wahre Seelen-
gröſſe das gemeine Weſen zu Stadt und
Land von der niedrigen und elenden Re-
gierung, geldhungriger und der Wolluſt
fröhnender Twingherrn und Lehenträger.
— Solche edle Thaten zu thun, und ſo
groſſe Veränderungen hervorzubringen,

mußten es Männer von groſſem Gewicht und Anſehen ſeyn. Als im Jahr 1470 Uneinigkeit zwiſchen dem Adel der Stadt und der Bürgerſchaft ausbrach, nahm Hr. Adrian von Bubenberg vor Rath das Wort, und ſprach von der Erbauung der Stadt, „wie ſie ihren ſchnellen Anwachs dem Adel, ſo ſich gleich anfangs dahin begeben, einzig zu danken gehabt. Wie ſelbiger zu den vielfältigen Käufen das Geld faſt allein dargeſchoſſen; wie ſie und ihre Unterthanen vor die Stadt Bern gefochten haben, wie ſie des gemeinen Weſens Nutzen mit ihrem eigenen Schaden befördert, wie ſie, und namentlich er ſelber, der Herr Niklaus von Diesbach, der Herr Schultheiß von Scharnachthal, und der Alt-Schultheiß von Ringoldingen in ihren Köſten Geſandſchaften an auswärtige Höfe verrichtet, wie ſie ihr Korn und ihren Wein der Burgerſchaft zu gefallen in die Stadt führen und um einen niedern Preis verkaufen laſſen".

Wer ſiehet hieraus nicht, daß die Reichen und Angeſehenen ſelbſt das gröſte Beyſpiel von Edelſinn und Aufopferung gegeben haben, damit die Bürgerſchaft und das Landvolk zu gleich edlen Geſinnun-

zungen gereizt werde, und alles für die Ehre und Wohl des Vaterlandes hingeben konnten. Sie boten ihre Leiber dar, wie ihre Güter. Mit wie groſſen Gefahren ſie gekämpft, wie ſtark im Streit ſie waren, das erhellet aus der Schweizer-Geſchichte; wie oft ſie ſich den Strapazen des Kriegs ausgeſezt, wie bereit ſie zur Beglückung und Sicherheit ihrer Angehörigen waren — auf was für groſſe Thaten der Kanton Bern gegründet iſt — das lehret die Bernergeſchichte. Oft hat Uebermacht der Feinde ſie bedroht; Klugheit und Ernſt hat die Gefahren entfernt. Ihre Anſtrengung, ihre Sorgen haben uns geſchützt, ſonſt wären wir unter die Herrſchaft der Savoyarden, oder der Burgunder, oder der Oeſtreicher gefallen.

Die Hochachtung, welche unſer Kanton bey den übrigen Kantonen ſich erworben, zeugt genug v. ſeiner edlen Entſtehung. Nicht durch Uebermuth, ſondern durch kluge Eidgenöſſiſche Treue und männliche Entſchloſſenheit hat ſich Bern bey ſeinen Miteidgenoſſen in Anſehen und Vorrang geſezt.

Unſere Miteidgenoſſen haben auch dazu beygetragen, daß Bern zur Ehre der Eid-

B S B
MÜNCHEN

genoſſenſchaft empor ſteigen konnte. Denn wahre, getreue Freunde in dringender Noth — waren ſich alle gute Schweizer.

Wenn man die Schweizergeſchichte durchgehet, ſo ſind während den oben beſchriebenen groſſen Kriegen auch faſt Tåglich kleine Scharmůzel und Gefechte vorgefallen; und es iſt faſt kein Tag vergangen, wo nicht unſre kriegeriſche Altvordern ihren Heldenmuth zeigen konnten, denn es waren ſchreckliche Zeiten des Fauſtrechts, wo allein durch Tapferkeit und Kühnheit ein Staat ſich erhalten konnte. — Die damalige Schwäche der deutſchen Kayſer, die Verwirrung, die in Deutſchland herrſchte, gab zu dem dringenden Bedürfniß Anlaß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Stådte wurden Schutzörter gegen die Tyranney. So war Bern auch frühe ein Zufluchtsort der edelſten Månner aus allen Stånden. Und durch ihre vereinigten Kråfte haben ſie die einzelne Tyrannen und Zwingherrn geſtürzt; — dies iſt die Urſache von der Stiftung und der geſchwinden Aufnahme des Freyſtaates Bern.

Folgende Auszüge aus der Geſchichte Berns, werden es noch deutlicher darthun.

Kriegsthaten der Berner.

Die Grafen von Kyburg zeigten gleich Anfangs, wie ſie gegen die Berner geſinnet waren; ſie verweigerten ihnen die Erlaubniß eine Brücke über die Aare zu bauen, mußten es aber geſchehen laſſen, weil die Stadt Bern einen Grafen von Savoyen, vor deſſen Tapferkeit ſie ſich fürchteten, wegen Entlegenheit des Kayſers, zu ihrem Schirmherrn angeſprochen hatten. Dieſer Graf kam nach Bern, und baute bey dieſem Anlaß die neue Stadt, er erlieſſe nachwärts die Berner, aus Betrachtung der guten Dienſte, ſo ſie ihm im Kriege geleiſtet haben, dieſes Schirms, kraft deſſen ſie ihm waren pflichtmäſſig geworden.

Es bekriegte ſchon im Jahr 1245 Graf Gottfried von Habsburg die Stadt Bern, und fügte derſelben viel Schaden zu; der eigentliche Anlaß dieſer Feindſeligkeiten iſt unbekannt, liegt aber gewiß nur in der Rechtſchaffenheit der Einwohner von Bern, die den Tyrannen nicht ſchmeicheln konnten.

Die Berner waren mit mächtigen Feinden umgeben. Ueberall waren Schlöſſer, Burgen, Gefängniſſe für freye Menſchen. — Neben andern gaben unſern guten Vorfahren die Herren von Weiſſenburg, die Grafen von Greyers und die Herren von Thurn, viel zu ſchaffen. Sie beleidigten ihre Bürger und Angehörige ſolchergeſtalt, daß endlich die Berner die Waffen ergriffen, vor das Städtlein Wimmis zogen, und es in ihre Gewalt bekamen. Das Gefecht war ſo blutig, daß man keines dergleichen lange zuvor geſehen hatte; der Freyherr von Weiſſenburg und ſeine Helfer nahmen endlich die Flucht, die Berner aber zogen ihnen nach das Land hinauf, und verheerten alles, ſo weit ſie kamen. Die Herren von Weiſſenburg lieſſen zwar zu Wimmis, anſtatt des ſtarken Haages, den die Berner eingeriſſen, eine feſte Mauer bauen, allein ſie wurde auch bald zerſtört.

Die Berner zogen auch vor das Schloß Tagberg, zerſtörten daſſelbige, und nahmen einen Ritter von Blankenburg in Verhaft. Jezt verſöhnte er ſich mit der Stadt Bern, wurde ihr Bürger, und leiſtete ihr nachwärts gute Dienſte.

Die benachbarten Grafen, Freyherren und Edelleute, die den Bernern immer gehäſſig waren, ſchloſſen um dieſe Zeit zuſammen einen Bund. Sie verſammelten ein groſſes Heer, zogen gegen die Stadt, und lagerten ſich auf dem Donnerbühl vor dem obern Thore; darunter waren Ludwig, Freyherr von der Waadt, der Biſchoff von Lauſanne, die Grafen von Neuenburg und Griers, die Stadt Freyburg, die Herren von Montenach, von Thurn, von Belp und Burgenſtein. Die Berner aber hatten die Solothurner ihre getreue Nachbarn, zur Hülfe. Unter der Anführung Ulrichs von Erlach griffen die Berner und Solothurner ſie mit vieler Tapferkeit an; die Feinde hatten vierhundert Todte; die Berner machten dreyhundert Gefangene, und eroberten 10 feindliche Panner und Zeichen.

Im Jahr 1301 zogen die Berner vor das Schloß Belp, eroberten und zerſtörten es; ein gleiches thaten ſie dem Schloß Gerenſtein; die Beſizer davon, aus dem Hauſe Montenach, wurden zu Bürgern angenommen, und wohnten nachher in der Stadt. Dieſer Edelmuth, aus überwun-

denen Feinden Freunde zu machen, hat vieles zur Macht beygetragen, wozu dieſe Republik in ſo kurzer Zeit gelanget iſt.

Der Herr von Weiſſenburg hatte Reiſende in ſeiner Landſchaft beraubet; es geſchah ein allgemeiner Auszug von allen Verbundenen, wobey auch einige von Biel, Murten und Petterlingen waren; man lagerte ſich vor Wimmis, das Städtlein wurde erobert.

Die Freyburger erneuerten ihren Bund mit Bern, und beyde machten einen Feldzug gegen Ludwig, Freyherrn von der Waadt, der auſſere Graf von Savoy genannt; die Völker kamen bis Milden, und thaten dem Feinde ziemlichen Schaden.

Im Jahr 1322 iſt ein Mord in der Nachbarſchaft von Bern begangen worden; Graf Eberhard von Kyburg erſtach im Schloß zu Thun ſeinen ältern Bruder. Als die Bürger von Thun ſich in die Sache miſchen wollten, kamen die Berner herbey. Und da der Graf ſah, daß er das Zutrauen und die Sicherheit bey ſeinen Unterthanen verloren hatte, ſo verkaufte er der Stadt Bern die Stadt und das Schloß Thun, Heimberg, Grüſſisberg und Sigriswyl. Die Berner nah-

men ihn als Vaſall, und ſeine Unterthanen zur Huldigung auf.

Im Jahr 1324 verband ſich der Biſchof von Baſel mit der Stadt Bern, wider den Grafen von Neuenburg. Ihre Völker zogen vor das Städtlein Landeren, aber der Graf von Neuenburg ſezte ſich ritterlich zur Gegenwehr, und ſie kamen unverrichteter Dinge nach Hauſe.

Die Berner ſchmerzte es, und ſie beſchloſſen, noch einen Verſuch zu machen, und zwar jezt allein. Noch in gleichem Jahre, in kalter Winterszeit zogen ſie vor Landeren; aber ſie waren diesmal auch nicht glücklicher.

Zum dritten male zogen die Berner nach Landeren, und damit es ihnen jetzt gewiß gelingen möchte, ſuchten ſie Hülfe beym Grafen von Kyburg, bey den drey Waldſtädten, und im Hasliland. Als viel Volk beyſammen war, weigerte ſich der Graf mit den Waldſtädten auszuziehen, weil er gegen ſie bey Morgarten geſtritten hatte; dies Mißtrauen war nun Urſache, daß der Zug unterblieb.

Bern, Solothurn, und der Graf von Frohburg hatten zuſammen einen Bund

wider Göz von Wildenſtein gemacht; ſie eroberten das Schloß und zerſtörten es.

Hierauf zogen die Berner und Freyburger zuſammen wider die Herren von Thurn, und nahmen ihnen die Schlöſſer Ergenzbach und Jltigen weg.

Im Jahr 1331 eroberten die Berner die Feſtung Dißenberg mit Sturm, und zerſtörten ſie.

Lampart, Bürger von Bern, war in ſeinem Eigenthum im Oberland vor den Grafen nicht ſicher. In dieſer Noth rufte er die Stadt um Hülfe an; die Berner rückten mit Macht heran, aber die Feinde nahmen die Flucht, und zwar ſo ſchnell, daß ſie der Schultheiß Münzer nicht mehr erreichen konnte.

Die Landſchaft Hasli im Weißland ward von kayſerlichen Beamten hart regiert. Dieſe Leute verloren die Geduld, und kamen mit den Unterwaldnern überein: daß ſie durch das Habkerenthal einen Einfall ihnen zu Gunſten thun, und den kayſerlichen Amtmann in ſeiner Burg Unſpunnen belagern helfen ſollten; aber die Unterwaldner blieben aus; und da ſie jezt die Schwächern waren, ſchlug ſie der Herr von Weiſſenburg mit ſeinen Gottshausleu-

ten aus dem Felde; achtzehn blieben tod, und fünfzig der vornehmſten Landleute wurden gefangen.

Nun ſchikten die Hasler eine Geſandtſchaft auf Bern. Sie ſagten und verſprachen heilig, daß wenn ihnen die Berner in dieſer Bedrängniß beyſtehen wollten, ſie ſich an die Stadt Bern auf gleiche Weiſe ergeben wollten, wie ſie bis daher dem deutſchen Reiche zugethan geweſen. Die Berner nahmen dieſen Anlaß willig an, und gebrauchten zum Vorwand eine Schuld, die ſie von einem Lamparder zu fordern hätten, dem hingegen der Herr von Weiſſenburg auch ſchuldig wäre; zogen alſo vor Wimmis, und da ſie ihn dort nicht fanden, eilten ſie ihm auf Unſpunnen nach, wo er auch die gefangene Hasler eingeſchloſſen hielt; die Berner ſtürmten dieſe Burg ſo heftig, daß der Herr von Weiſſenburg um Gnade bat, die Gefangene loszugeben verſprach, und die Landſchaft den Bernern überlaſſen mußte.

Graf Eberhard von Kyburg ſtiftete die Freyburger, zu deren Mitbürger er ſich hatte annehmen laſſen, wider die Berner auf. Dieſes bewog die Berner ins Feld zu rücken. Der Biſchof von Baſel ſchik-

te ihnen zum vorhabenden Zug 60 Helme, und die Stadt Baſel auch eben ſo viel, der Freyherr von Granſon 40; ſie bekamen auch Hülfe von den Städten Solothurn und Biel, und vom Graf Peter von Aarberg; ſelbſt die Thuner halfen wider des Grafen Willen denen von Bern. Da nun das Volk beyſammen war, fieng die Belagerung von Gümmenen an: Die Burg und das Städtlein wurden ohne groſſen Widerſtand eingenommen.

Die Berner und Solothurner rückten vor Herzogenbuchſee, wo ein mit Mauern und Gräben wohl verwahrter Kirchhof war; ſie erbeuteten das dahin geflüchtete Gut. Die Berner nahmen auch die Schlöſſer Schönenberg und Strettligen weg.

Die Freyburger zogen über den Längenberg mit vielem Volk bis gegen Belp, und hatten im Sinn bis Bern zu kommen. Allein die Berner rükten ihnen entgegen, und obwohlen ihre Macht der feindlichen nicht gewachſen war, ſo hatten doch die Soldaten Luſt den Angriff zu thun; der Schultheiß Münzer konnte es zwar, obwohlen mit Mühe, verwehren, ſobald er aber wieder nach Haus gekommen, wurde er, ungeacht ſeiner bisherigen guten

Aufführung, der Zagheit beſchuldiget, und von ſeinem Amte entſetzt.

Der Graf von Kyburg wollte auch noch einmal ſein Glück an den Bernern verſuchen; aber die Berner griffen ihn zuerſt an, und jagten ihn in die Flucht.

Darauf zogen die Berner mit Graf Peter von Aarberg vor Wiflisburg, das dem Freyherrn Ludwig von der Waadt gehörte; ſie machten dort ſo gute Beute, daß jeder Soldat für ſeinen Antheil ſieben Gulden bekam.

Die Bürgerſchaft von Bern übte ſich unausgeſetzt in den Waffen; wenn ſie in der Nachbarſchaft keine Gelegenheit dazu hatte, ſo ſuchte ſie ſelbige in der Ferne. Man ſchickte zu dieſer Zeit auch andern Städten Hülfe.

Die Freyburger konnten ihren Verluſt vor Laupen nicht verſchmerzen. Sie giengen mit lauter Rache und Feindſchaft um; wurden auch von den Fürſten von Oeſterreich noch mehr aufgehezt, und bekamen von ihnen Volk und Geld. Die Berner aber lieſſen ihre Waffen nicht roſten; ſie thaten beſtändig Streifzüge gegen Freyburg, Aarberg, Büren, Thun, Burgdorf, Langnau, Huttweil, Signau, und bis Langenthal.

Zu dergleichen Streifzügen wurde das Panner gemeiniglich nicht mitgenommen. Jezt marſchirten die Berner auf das Kyburgiſche Städtlein Huttweil, welches damals mit Mauren und Gräben befeſtiget war. Der Schultheiß, Johannes von Bubenberg der ältere, zog mit dem Roßpanner (welches man eine Standarte nennet) und den Freywilligen voran, eroberte Huttweil, und ſteckten es in Brand.

Die Berner vertheidigten ſich zwar tapfer gegen ihre Feinde, aber ſie ſelbſt waren doch übel dabey. So zum Beyſpiel konnten ſie das Getreid, welches ſie zu Spiez abholen ſollten, wohin es von Hasli, Unterwalden, und auch von andern Orten, gebracht wurde, nicht anders als mit den Waffen in der Hand nach Haus bringen, und aller feiler Kauf war ihnen von den meiſten benachbarten Herrſchaften abgeſchlagen.

Die Berner büßten auf einem Streifzug gegen die Freyburger 22 Mann ein; Rudolf von Erlach bote ſich an, dieſen Verluſt zu rächen. Die Stadtthore in Bern blieben eines Tages bis gegen Abend zugeſchloſſen; die Bürgerſchaft wußte nicht, was endlich darauf erfolgen werde. Den

folgenden Tag früh geſchah ein ſtarker Auszug mit zween Pannern; der Marſch gieng gerade gegen den Schönenberg, welcher ganz nahe bey Freyburg iſt. Dort verſteckte der General einen Theil des Volks in die Wälder und befahl ihnen: ſich nicht laut zu machen, bis er das Zeichen geben werde. Als es anfieng Tag zu werden, rannte er mit ſeinen beſten Reutern gegen die Stadt, nahm vieles Vieh, und trieb es vor ſich her gegen Bern. Die Freyburger ſtürmten an die Gloken, und eilten ihnen nach; plözlich aber gab Erlach das Zeichen mit ſeinem Schwerdte, wandte ſich um, und jezt fanden ſich die Feinde von allen Seiten umgeben. Sie verloren 700 Mann, und wurden bis unter ihre Mauren verfolget.

Damit aber begnügten ſich die Berner nicht; ſie kamen vor Freyburg, und ſezten dieſer Stadt mit Stürmen und Feuereinwerfen ſo zu, daß ſchon viele Bürger ſich auf der andern Seite hinausflüchten wollten. Die Berner zogen ſich zurück, als ſie die Vorſtadt in Brand geſteckt hätten.

Die Freyburger verloren doch nicht die Hoffnung, ſich an den Bernern zu rächen,

Und damit es ihnen beſſer gelinge, nahmen ſie zu ihrem Hauptmann den öſterreichiſchen Landvogt Burkart von Ellerbach. Sie kamen bis an Sulgenbach, wo ſie aber von den Bernern tapfer weggejagt worden.

Endlich wurden beyde Städte dieſer Feindſeligkeiten müde, und ſie machten Friede.

Die Berner aber hatten einen allzuunruhigen und kriegeriſchen Geiſt, um an den ſüſſen Früchten des Friedens Geſchmack zu finden. Niklaus von Diesbach zog mit Bewilligung der Obrigkeit im Jahr 1342 dem Grafen von Savoyen zu Hülfe, und bald hernach ward ein zweyter Haufe dieſem Fürſten zugeſandt.

Die damalige Gemüthsart der Schweizer wußte untereinander von keiner Gleichgültigkeit oder Heucheley etwas: ſie mußten entweder rechte Freunde oder rechte Feinde ſeyn; auch wechſelten die Bürgerrechte, Feindſeligkeiten und genaue Bündniſſe miteinander beſtändig ab.

Sie waren, was man ein raſches Pferd nennt, das edel iſt, wenn es einen guten Reuter hat; aber alle Tückmäußler ohne Gnade abwirft.

So kündigten ſie auch dem Grafen von Griers und dem Herrn von Thurn den Krieg an.

Doch zogen ſie diesmalen das Kürzere an dem Lobegg=Stalden, wo ſie mit ihren Feinden handgemein wurden; und wäre faſt gar das Panner verloren gegangen, wenn nicht Peter Wendſchaz, der es trug, ſelbiges mit allen Kräften über die Feinde unter die zerſtreuten Berner geworfen hätte; er wurde erſchlagen, und verdienet neben einem Walo von Griers in dem Berneriſchen Ehrentempel zu ſtehen.

Die Berner gedachten nach ihrem Gebrauche die am Lobegg=Stalden empfangene Scharte auszumärzen. Sie zogen mit denen von Thun und Frutingen vor Lobegg und Manneberg, und nahmen es, ſo zu ſagen, im ſingen und tanzen ein; rükten hernach das Siebenthal hinauf, beſchädigten das Land, und wollten bis nach Sanen ziehen; da aber die Einwohner ihnen entgegen kamen, und um Gnade flehten, lies man ſie ruhig.

Der Aufſtand der Berneriſchen Unterthanen am Brünigberg und Brienzerſee, bewog die Berner mit ihren Verbündeten

von Solothurn (andere melden auch, mit denen von Biel und Murten) das Land hinauf zu ziehen. Sie verbrannten Wilderswyl und andere Orte mehr, und brachten die Einwohner zu ihrer Pflicht zurück. Das war aber nur Verſtellung, denn kaum waren die Berner fort, ſo griffen die Rebellen wieder zu den Waffen, machten ein Bündniß mit den Unterwaldnern, welches die Berner nöthigte, einen zweyten Zug ins Oberland zu thun. Sie griffen zu Brienz die vereinigten Feinde an, und jagten ſie in die Flucht. Der Friede ward von der Obrigkeit in Unterwalden geſucht, und iſt den Bernern der angethane Schaden erſezt worden.

Die Berner bekamen Streit mit dem Biſchof von Baſel, der ihr Bündniß mit Biel, als ſeiner Landesherrlichkeit nachtheilig, nicht länger dulden wollte. Und als er die Bieler mit guten Worten nicht konnte davon abwendig machen, überfiel er die Stadt am aller Heiligen Abend mit ſeiner Reuterey, jagte durch die Klingen, alle die ſich zur Gegenwehr ſtellten, legte die Vornehmſten der Bürgerſchaft gefangen, und ſteckte die Stadt in Brand.

Sobald die Berner dieſes Unglük ihrer

Mitbürger vernommen, zogen ſie mit al-ler Macht dahin, und mahnten alle Eid-genoſſen auf, ihnen zu Hülfe zu ziehen; der Biſchof eilte auf Neuenſtadt in die Burg Schloßberg; die Berner aber er-retteten die Gefangenen zu Biel, und ſchleif-ten die Burg, darinnen ſie verſchloſſen geweſen. Die Eidgenoſſen, die im An-zug ſchon bis nach Bieterlen gekommen waren, kehrten wieder nach Haus.

Die Berner eilten von Biel auf Neuen-ſtadt, belagerten den Ort bey ungünſtiger Witterung, und da nichts auszurichten war, droheten ſie, wieder zu kommen. Jezt wollten ſie mit ihren getreuen Bundsge-noſſen den Solothurnern, das St. Im-merthal angreifen; ſie zogen durch den engen Paß von Pierre-Pertuis von oben her, von unten hatten die Solothurner näher durch das Münſterthal; ſie kamen an dem Malrein mit ihren Feinden zum Gefechte, und behielten den Sieg. Die Berner und Solothurner brandſchazten das Münſter- und St. Immerthal.

Der Biſchof erhielt Volk aus Lothrin-gen, und beſtellte 4000 Bauern mit Aex-ten den Bremgarten bey Bern umzuhauen. Die Berner aber lachten über dies thö-

richte Beginnen, und der vorgehabte Feldzug unterblieb.

Die Freyherren von Granſon, welche ziemlich mächtig geweſen, erſuchten im Jahr 1370 die Berner um Hülfe, welche ihnen auch unter der Anführung Conrad von Bubenberg und Conrad von Schwarzenburg bewilliget wurde. Sie zogen mit ihnen in Burgund, und halfen zwey Schlöſſer erobern.

Die Eiferſucht der Grafen und Freyherrn zog ein neues Ungewitter zuſammen. Dieſe hochmüthigen Zwingherrn naheten ſich ihrem völligen Untergange. Sie konnten nicht geduldig zuſchauen, wie die Städter durch Sparſamkeit, Fleiß und beſtändige Uebung in den Waffen, zu gröſſerer Macht und mehrerm Anſehen gelangten. Die Grafen von Kyburg machten mit den neuen kriegeriſchen Unruhen den Anfang. Diesmal ſollte es der Stadt Solothurn gelten. Sie richteten zu dieſem Ende mit einem Chorherrn, welcher in einem weiten Hofe nahe bey den Ringmauern ſeine Wohnung hatte, ein geheimes Verſtändniß auf. Als aber die Kyburgiſchen mit den Neuenburgern, auf Martini 1382 vor Solothurn rückten, waren die Bür-

ger munter genug, ſie mit Schande und Spott davon zu jagen.

Die Stadt Bern war auch hiebey keine gleichgültige Zuſchauerinn. Berner und Solothurner giengen auf Grünberg los, und verbrannten es.

Die Berner zogen auch vor Frieſenberg, welches dem kyburgiſchen Edelknecht, Petermann von Mattſtädten zugehörte. Sie eroberten die Feſtung.

Auch verſuchten die Berner das kyburgiſche Städtlein Olten mit Sturm zu erobern, wurden aber durch einen auſſerordentlichen Regen abgehalten, der nach der Einfalt damaliger Zeiten zauberiſchen Künſten zugeſchrieben wurde.

Hierauf belagerten die Berner das feſte Schloß Grimmſtein, und bekamen es in ihre Gewalt. Sie merkten aber wohl, daß ohne einen Hauptſtreich dieſer landesverderbliche Krieg noch lange dauern könnte, und mahnten deßhalb ihre Eidgenoſſen zur Belagerung von Burgdorf auf. Zürich ſchickte 600 Mann. Das ganze Kriegsheer der Berner und ihrer Verbündeten wurde auf 20,000 Mann geſchäzt. Es kam aber durch Vermittlung der Eidgenoſſen zu einem friedlichen Ver-

trag, kraft deſſen die Berner das Schloß und die Stadt Burgdorf, und alles Recht, ſo die Grafen von Kyburg damalen an Thun noch haben möchten, um 37800 Gulden erkauften; auch mußten ſie den Eidgenoſſen den täglichen Sold bezahlen. Burgdorf koſtet die Berner, wenn man alles zuſammen ſezt, über hundert tauſend Gulden.

Zu dieſer Zeit vertrieben die Walliſer ihren Biſchof; dieſer rufte den Grafen von Savoy und die Berner um Hülfe an, welche ihm auch gewährt wurde.

Die Niederlage der Oeſtreicher bey Sempach brachte die benachbarte Fürſten und Edelleute nur noch mehr in Erbitterung gegen die Eidgenoſſen. Noch in gleichem Monate ſchickten ihnen die Biſchöfe von Mayntz und Bamberg Abſagbriefe: deßgleichen auch der Burggraf von Nürnberg und die Gräfin von Valendys, welche noch dazu ihr Bürgerrecht mit Bern aufgab. Die Berner zogen deswegen wider ſie aus, und beſchädigten ſie im Thale Rütols. Darauf zerſtörten ſie Thorberg und Keptingen, eroberten das Städtlein Williſau, und die Veſtung Haſenburg, gemeldter Gräfin zugehörig.

Die Berner wurden aber von den Freyburgern zu Hauſe heimgeſucht. In Begleitung von öſtreichiſchen Soldaten zogen die Freyburger eines Tags in ſolcher Stille gegen Bern, daß man nichts von ihrer Ankunft wußte, bis man ſie ganz nahe an den Thoren ſah. Sogleich ſchlug man an die Glocken, und es geſchah ein herzhafter Ausfall. Die Freyburger hielten nicht Stand, die öſtreichiſchen Soldaten mit Spieſſen zogen ſich unter Bedeckung der Reuterey zurück, doch verloren ſie etwa hundert Mann, nahmen aber einen vornehmen Berner, Yvo von Bolligen, gefangen.

Es wurden hierauf die Feindſeligkeiten beyderſeits fortgeſezt.

Im Jahr 1387 halfen die Berner die Walliſer bekriegen. Sodann zogen beyde Städte Bern und Solothurn vor das Städtlein Büren, worinn einige öſterreichiſche Reuterey in Beſazung lag, und eroberten es, wie es in Flammen ſtund. Von da rükten ſie vor Nidau, welche Stadt nunmehr dem Herrn von Couci, (eben dieſer, der die Gugler oder Engländer nach der Schweiz führte) zugehörte, und ein rechter Sammelplaz von Räubern

und loſem Geſindel geworden. Die Stadt ward gleich erobert, und nach einer ſechs-wöchentlichen Belagerung kam auch das Schloß in ihre Gewalt. Peter Balmer von Bern wurde zum erſten Amtmann dahin geſezt. Man fand im Schloß 2 Prälaten von Portugal, welche auf ihrer Heimreiſe von Rom zwiſchen Biel und Solothurn aufgefangen worden, und dort im Gefängniß hatten bleiben müſſen. Dieſe wurden von den Bernern ihrem Stand gemäß wohl gekleidet, und bekamen zu ihrer Reiſe noch eine Steuer von 1300 Dukaten; welches für die damaligen Zeiten eine ſehr groſſe Summe war. Dieſe zwey vornehme Gefangene erkannten auch dies ſo wohl, daß ſie nach ihrer Ankunft in ihrem Vaterlande nebſt der empfangenen Summe noch 1000 Dukaten als Dankzeichen nach Bern überſchickten.

Die Berner zogen mit den übrigen Eidgenoſſen vor Rapperswyl; aber Peter von Thorberg, der Beſazungshauptmann, nöthigte ſie, die Belagerung aufzuheben. Die Oeſtreicher thaten inzwiſchen einen Verſuch auf Burgdorf, wurden aber von den Bürgern abgetrieben. Die Berner zogen oftmals gegen Freyburg, und behaupte-

ten in verſchiedenen kleinen Gefechten den Platz.

Sie ſtreiften auch das Land ab, gegen Zofingen, und bekamen ſo viele gefangene Freyburger und Oeſterreicher, daß alle Thürme voll waren, und noch viele in obrigkeitlichen Kellern einquartirt lagen.

Im Jahr 1406 thaten die Berner einen Zug ins Oberland gegen den Grafen von Griers, der ihr groſſer Feind war. Die Berner lieſſen den Kaſtlan von Oeſch mit sechs von den vornehmſten Grierzen gefangen nach Blankenburg führen, und zogen mit den Thunern, Siebenthalern und Frutigern nach Sanen.

Der Graf von Savoyen rüſtete ſich gegen die Berner, die er im Verdacht hatte, daß ſie ihn mit Krieg überziehen wollten. Doch wurde die Sache noch vermittelt.

Warum Krieg und Streit ſo gemein war, das kam auch daher, daß die Landesgeſeze, die Rechte an die Städte, Herrſchaften und Länder ſo verworren, ſo verwickelt, ſo vertheilt waren, daß niemand daraus kommen konnte. Daher die beſtändigen Anläſſe zu Zänkereyen und Kriegen.

Im Jahr 1415 zogen die Berner in

das Unter-Aargäu. Sie fiengen mit der Belagerung von Zoſingen an.

Sie eroberten Wartberg und Aarburg, auch die Stadt Aarau ergab ſich; von da zogen ſie auf Lenzburg und Brugg; die Schlöſſer Hallweil und Rued wurden verbrannt, Liebegg und Troſtburg blieben verſchont. Das Schloß Lenzburg mußte ſich auch ergeben. Die Herren von Hallweil unterwarfen ſich, und wurden Bürger zu Bern.

Die Walliſer nahmen den Einwohnern von Hasli, Schaaf und Pferde weg; einsmal raubten ſie 600 Schaafe, ein andermal 14 hundert. Die Unordnung in dem Lande war überaus groß, man wußte nicht wer Herr oder Diener war. Darauf wurde zu Bern ein ernſthafter Auszug wider Wallis beſchloſſen; die Städte Freyburg und Solothurn ſchikten jegliche hundert Mann dazu.

Die Berner aber und ihre Angehörige zogen mit 5000 Mann ins Feld. Sie eroberten das wilde Elſikon, und begaben ſich von dannen in Gaſtern und auf den Schönenbühl; da zeigten ſich die Walliſer mit zween Pannern auf Gandegg. Es geſchah aber kein Angriff; nur wurden die

feind-

feindliche wachten zurückgetrieben; die Berner blieben die Nacht am Gletſcher gelagert. Die von Lötſchen geriethen in Furcht, ergaben ſich, und brachten eine willige Brandſchazung dar. Die Berner aber zogen ohne weitere Verrichtung ab, und begnügten ſich die Päſſe von Hasli und an der Grimſel zu beſezen. Die von Sanen trieben 5000 Schaafe aus dem Wallisland nach Hauſe. —

Hierauf arbeitete man am Frieden; aber vergeblich. Darüber wurden die Berner verdrieslich, und nahmen ſich einen zweyten Zug gegen Wallis vor.

Der Herbſtmonath 1418 wurde dazu beſtimmt, und der Einbruch ſollte bey Aelen geſchehn; als aber der Rhodan zu ſtark angewachſen war, ſo blieben ſie zu Haus. Doch zogen die Ober- und Nieder-Siebenthaler, nebſt denen von Frutingen und Sanen, ins Wallisgebieth, verbrannten zwey Dörfer jenſeits dem Lenzberg, und kamen wieder heim.

Man trachtete abermals Frieden zu machen, da aber nichts konnte ausgerichtet werden, fielen die Berner bey Hasli in das Wallisland, verbrannten Gaſtelen, plünderten im Dorf zu Wald, und leg-

ten Niederwald und andere am Berg gelegene Häuſer in die Aſche. Hingegen erlegten die Walliſer 40 Mann, die ins Dorf Urichen auf Beute ausgegangen; in einem Scharmüzel verloren die Walliſer 80 Mann. Hierauf begaben ſich die Berner gen Gaſtelen, begruben ihre Todten, und waren geſinnet das Land hinab zu ziehen, befanden ſich auch mächtig genug dazu: denn es waren ihrer bey 13000 Mann. Allein es fehlte an Proviant, und der Winter rückte heran, darum zogen ſie ab: und laut den Chroniken von Wallis verlohren ſie viel Volk, welche die Walliſer im nachjagen niederhieben; unſere Scribenten aber läugnen es.

Nachdem man ſich genug Schaden zugefügt hatte, kam endlich der Friede zu Stande.

Im Jahr 1421. mußten die Berner wider Willen auch an dem Krieg der Waldſtätte gegen Belenz Theil nehmen. So wie an dem alten Züricherkrieg 1445.

Im Jahr 1434 beſtätigte Kaiſer Sigmund die Stadt Bern im ruhigen Beſiz des Unter-Aargäus gegen eine Summe Gelds.

Im Jahr 1444 überfiel Thomas von Fal-

kenſtein die Stadt Brugg. Er kam den 27 Heumonat dahin, und wurde als ein Bürger von Bern mit vielen Ehren empfangen; drey Tage darauf kam er am Morgen früh wieder, hatte Johannes von Rechberg ſammt vielen Edelleuten bey ſich, auch 400 Reuter und Fußvolk. Dieſe ließ er auſſen verſtekt ſtehen, und klopfte am Thor an; er ſagte: er habe den Biſchoff von Baſel bey ſich, der nach Zürich verreiſen wolle, mit den Eidgenoſſen Frieden zu machen. Sobald er eingelaſſen worden, gab er den Soldaten das Zeichen: hieb dem Portner ſelbſt den Kopf ab, und warf den Leichnam in die vorbeyflieſſende Aare; er tödete noch 12 Bürger, raubte das Beßte aus den Häuſern und das Panner der Stadt; führte etliche Bürger, unter andern den Schultheiß Effinger und ſeinen Sohn mit ſich gefangen fort, und ſtekte die Stadt in Brand. —

Die Solothurner, der Berner getreue Freunde, nahmen es auf ſich, den Bernern Satisfaktion zu verſchaffen, Sie zogen vor das Schloß Gösgen, eroberten und zündeten es an, und ſchickten die Gräfin von Falkenſtein, die darinn geweſen, gefangen nach Bern.

Desgleichen zogen die Solothurner und Berner miteinander vor Farnsberg, welche feſte Burg dem Herrn von Falkenſtein zugehörte; dazu kamen 400 Luzerner mit ihrem Panner, und 150 Mann von Liechtſtall und Wallenburg.

Dieſe Helden zogen aber meiſtens zur Schlacht bey St. Jakob bey Baſel, die oben beſchrieben worden.

Im Jahr 1445 zogen die Städte Bern, Baſel und Solothurn vor das Schloß Rheinfelden, welches auf einem Felſen mitten im Rhein gebauet war, und Wilhelm von Grüningen, der Stadt Bern abgeſagter Feind, von den Oeſterreichern pfandweis inne hatte; ſie eroberten daſſelbe, und fanden darinn viel Proviant, die Berner bekamen auch ein groſſes Feldſtük wieder, welches ſie vor Farnsberg verloren hatten. —

Von da zogen ſie auf Sekingen, und trafen dorten 650 Mann Hülfsvölker von Luzern, Ury, Schwyz und Unterwalden an. Die Belagerung wurde aber bald aufgehoben.

Mit Freyburg war abermals Krieg — man war ſehr falſch gegen einander. Sie verfolgten ſich, dieſe Städter. Die Ber-

ner forderten von den Solothurnern 200, von den Bielern 100, und von dem Grafen von Neuenburg 50 Mann, und ſchikten den Freyburgern einen Abſagbrief. Die Bieler entſchuldigten ſich, die begehrte Hülfe zu ſchicken, und bekamen einen ernſthaften Brief von Bern, worinn ihnen ihre Bundspflicht vorgehalten wurde.

Zu gleicher Zeit war man zu Bern wegen dem Hauſe Oeſtereich in Mißtrauen. Da ſie zum öftern Warnungsbriefe von Rheinfelden, und auch von Arau und Brugg bekamen, daß die Oeſtreicher mit den Freyburgern unter einer Decke liegen, das untere Aargäu den Bernern wieder zu entreiſſen.

Bey ſo dringenden Umſtänden legten die Berner eine Beſazung in die Stadt Brugg, unter der Aufſicht Chriſtian Willadings; nach Murten und Laupen gieng ein andres Korps ab, welches von Ulrich von Erlach kommandirt wurde. Die Freyburger hauſeten ſo gräulich in dieſem armen Ländlein, daß man den Rauch der angezündeten Häuſer und Dörfer überall ſehen konnte. Die Berner beſchloſſen darauf, ihren bedrängten Unterthanen ungeſäumt zu Hülfe zu eilen. Da ſie nun

zwiſchen dem Freyburgiſchen Kriegshaufen, der mit Beute beladen von Schwarzenburg wiederkehrte, und der Stadt Freyburg innen waren, kam es zu einem Treffen an der Galteren, auf freyem Felde in der neuen Matten. Die Freyburger nahmen bald die Flucht, und wurden die Galteren hinabgetrieben; viele ſollen verwundet und 400 tod geblieben ſeyn. Die Berner aber ſollen wenige Todte und 40 Verwundete gehabt haben. Der Schrecken unter den Feinden war ſo groß, daß etliche derſelben zu Freyburg zu einem Thore ein, und zum andern aus, weiters geſtohen ſind. Vielleicht, wenn die Berner vor die Stadt gezogen wären, hätten ſie in der erſten Beſtürzung ſie überrumpelt. Die Freyburger waren 1500, die Berner nur 800 Mann, aber meiſtens Bürger.

Die Berner thaten noch etliche Streifzüge gegen Freyburg, und führten viel Vieh weg. Die Freyburger aber waren durch ihr Unglück klüger geworden, und warteten auf einen guten Anlaß ſich zu rächen; als nun einmal 250 kühne Männer von Bern eine groſſe Beute gemacht, und ſelbige bereits hierwärts Tafers ge=

bracht, ſich aber ein wenig zu lang aufgehalten hatten, zogen die Freyburger mit ganzer Macht aus ihrer Stadt, eilten ihren Feinden den Weg vor, erſchlugen 30 Mann, und jagten ihnen die Beute wieder ab.

Jezt ward wieder Friede geſchloſſen.

Indeſſen hatte man immer groſſe Mühe zu verhüten, daß nicht ein neuer Krieg zwiſchen Bern und Freyburg entſtünde; der gegenſeitige Haß war ſo eingewurzelt, daß er bey den geringſten Anläſſen losbrechen wollte.

Im Jahr 1454 begehrte der Herzog von Savoyen Hülfe, welche ihm aber abgeſchlagen wurde, weil er der Stadt 15000 Gulden nicht abbezahlt hatte, welche Summe er den Bernern verſprochen, da ſie ihn als einen Schirmherrn von Freyburg anerkannten. Aber bald kam der junge Prinz, brachte Geld, und erhielt 3000 Mann; dieſe zogen mit dem Stadt-Panner bis Genf.

König Ludwig der Eilfte, der als Kronprinz in der Schlacht zu St. Jakob eine Probe des ſchweizeriſchen Heldenmuths geſehen, war der erſte von den franzöſiſchen Königen, der ſich mit den Eidgenoſſen zu

verbinden, und durch Penſionen die Häupter eines jeden Kantons zu gewinnen ſuchte. Von dieſer Zeit an waren faſt überall zwo Faktionen, die Franzöſiſche und die Deutſche; die erſtere fand Mittel, in kurzer Zeit die Oberhand zu gewinnen.

Zu Mülhauſen brach Lerm aus wegen dem umliegenden Adel. Leztrer wollte aller Vorſtellungen ungeachtet, mit den Feindſeligkeiten nicht innhalten, alſo ſchickten im Maymonate 1466 die Städte Bern und Solothurn jegliche 200 Mann zur Beſazung dahin; der Berneriſche Hauptmann war Niklaus Zerkinden. Dieſe Beſazung hielt ſich braf, erlegte etliche, und bekam viele von Adel zu Gefangenen.

Bald darauf zogen ſie in das groſſe Dorf Brunſtadt, von da nach Tudenheim, und bekamen groſſe Beute. Indeſſen rückte der öſterreichiſche Landvogt Thüring von Hallweil, dem Adel zu Gunſten vor die Stadt Müllhauſen mit 5000 Mann. Die Beſazung that öftere Ausfälle, und gab ihren Landsleuten damit Zeit, ihr zu Hülfe zu kommen.

Sie ſchickten ihre Abſagbriefe dem Hauſe Oeſterreich; und es zogen ſogleich aus

die Berner, Freyburger und Solothurner; hernach die von Zürich, Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glaris. Bern ſchickte 7000 Mann zu Fuß unter Adrian von Bubenberg, Schultheiß, Niklaus von Scharnachthal, und Hartmann von Stein. Die Berner waren von Kaſpar von Scharnachthal angeführt. Sie waren begleitet mit den Hülfsvölkern von Freyburg, Biel, Sanen und Valendis. Dieſe Völker kämpften mit Heldenmuth, demüthigten ihre Feinde, und zogen ſodann wieder nach Hauſe.

Darauf folgte ein neuer eidgenöſſiſcher Zug gegen Waldshut, Schaffhauſen und da herum; deſſen geringer Anlaß uns die unruhige und kriegeriſche Gemüthsart der alten Eidgenoſſen zeiget. Bilgeri von Heudorf fieng den Bürgermeiſter von Schaffhauſen auf, und nöthigte ihn 1800 Gulden für ſeine Loslaſſung zu bezahlen. Es wurden aber zween Gebrüder von Fulach, ſeßhaft zu Laufen, am kaiſerlichen Hofgerichte mit Prozeſſen geplagt; da nun Herzog Sigmund von Oeſterreich auf die Fürbitte der Schweizer nicht achten wollte, beſezten dieſe Schaffhauſen mit ihrem Volk, und zogen mit 15000 Mann ins

Feld. Darunter waren 2000 Berner, unter Anführung Petermanns von Wabern, Caſpar von Scharnachthal, und Peter Baumgartner, der das Panner trug.

Die Eidgenoſſen fiengen den Krieg mit der Belagerung von Waldshut an. Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht, es ſey ein zahlreiches Heer von Oeſterreichern auf dem Wege, die Stadt zu entſetzen, welches die Berner bewog, einen zweyten, eben ſo zahlreichen Haufen dem erſtern zu Hülfe zu ſenden, unter Anführung Niklauſen von Scharnachthal, und Niklauſen von Diesbach. Der Herzog Sigmund aber ſchickte noch 1500 friſche Soldaten. Jezt wurde Friede gemacht.

Den Eidgenoſſen wurden die Kriegskoſten zuerkannt, und bis zu ihrer Entrichtung die Stadt Waldshut und der Schwarzwald zu Unterpfänder eingeſezt.

Damalen fieng man ſchon an zu merken, daß von Seiten Oeſterreichs der mächtige Herzog, Karl von Burgund, wider die Schweizer aufgeſtiftet werde. Deswegen ſchrieben die Berner dem Herzog: ſie hoften, er werde das gute alte Einverſtändniß zwiſchen dem Hauſe Burgund und der Eidgenoßſchaft fortſezen.

Da indeſſen der ſchlaue König in Frankreich, Ludwig der Eilfte, ein eifriges Verlangen bezeigte, mit der Eidgenoßſchaft, und insbeſondere mit Bern in genauere Bekanntſchaft zu treten, weil ihm die anwachſende Macht des burgundiſchen Hauſes verdächtig und fürchterlich war, ſo beſchloſſen die Eidgenoſſen dieſe gute Geſinnungen zu erwiedern. Die Berner ſchiften Niklaus und Wilhelm v. Diesbach nach Paris. Dieſe kamen voller Freuden zurück, und berichteten, wie der König ſich erklärt habe, der Eidgenoſſen beßter Freund zu ſeyn.

Nicht lange nachher brach der Burgundiſche Krieg aus, der die Schweizer bey allen ihren Siegen doch im Grunde ganz verdorben hat.

Fünfhundert freudige Knechte, meiſtens Berner und Solothurner, thaten durch das Sundgäu einen Einfall ins Burgund; erſchlugen gegen 100 Burgunder, trieben 1500 Stück Vieh weg, und erhaſchten noch ſonſt eine namhafte Beute. Dergleichen Streifzüge geſchahen öfters, und die armen Burgunder muſten entgelten, was der Herzog gegen die Eidgenoſſen verſchuldet hatte. —

Einmal eroberten die Eidgenoſſen die Stadt Pontarlier, und als 12000 Burgunder ſie daraus vertreiben wollten, die Geſchütz und Sturmzeug bey ſich hatten, wehrten ſie ſich ſo tapfer, daß die Feinde weichen mußten. Die Berner ſchikten den Belagerten eine Hülfe von 2500 Mann unter Anführung Niklaus von Diesbach. Bald darauf erhielten ſie einen neuen Succurs unter Petermann von Wabern; dieſer gieng auf die Städte Granſon und Orbe los, die dem Herrn von Chateauguion, des Herzogs Oberſten von der Reuterey, zugehörten. Orbe ſtekten die Burgunder ſelbſt mit Feuer an, und zogen ſich zurück ins Schloß, welches endlich mit vieler Mühe eingenommen wurde. Auf dieſem Zug nahm man auch die Schlöſſer Montagni und Echalens in Beſiz.

Als bald darauf Petermanu von Wabern auch Joigni erobert, geriethen die Burgunder in einen ſolchen Schrecken, daß wenn die nöthige Munition und Proviant vorhanden geweſen, man leicht ganz Burgund eingenommen hätte.

Die Berner zogen Ao. 1475 vor St. Gallentag mit dem Panner unter Anführung Petermanns von Wabern vor

Murten, welche Stadt ſich an die Städte Bern und Freyburg ergab.

Von Murten zogen die Freyburger und Berner gegen Pätterlingen; die Bürgerſchaft zog mit der Kleriſey ihnen entgegen.

Von Pätterlingen rückte man vor Stäffis, welche Stadt und Schloß damals wohl befeſtiget, und mit genugſamer Beſazung verſehen waren. Der Platzhauptmann hielt ſich tapfer; alſo rüſtete man ſich zu einer hartnäckigen Belagerung. Inzwiſchen liefen aber etliche muthige Freyburger und Berner mit wenig Volk eine ſteile Anhöhe gegen den See herab auf die Stadt, drangen allem Widerſtande ungeachtet hinein, und bahneten alſo dem Gewaltshaufen den Weg; die veſten Thore wurden aufgebrochen. Der Platzhauptmann rettete ſich ins Schloß, und mußte bey deſſen Ueberrumplung, ungeachtet er eine groſſe Ranzion angeboten, mit ſeinen Truppen durch die Klinge lauffen. Dieſe Stadt, welche einen ſtarken Handel getrieben, reichte den Siegern eine reiche Beute dar.

Von Stäffis zog man vor Iſſerten, welche Stadt durch Vermittelung des Grafen von Valendys die Schlüſſel über=

reichte; von Iſerten gieng der Weg über Orbe, wo ſich das Heer etliche Tage verweilete: ein ausgeſchoſſener Hauſe davon aber, unter Anführung Heinrich Ditlingers von Bern, Johann Vogels von Freyburg, und Urs Stegers von Solothurn, eroberten indeſſen, obwohl ſich die Belagerten ritterlich wehrten, das veſte Schloß Esclees.

Stadt und Schloß Laſſarra wurden gewonnen; Loſanne aber ergab ſich willig, und erlegte eine Brandſchazung von 2000 rheiniſchen Gulden. Die von Milden, Rüe und Romont hatten ſich auch ſchon ergeben.

Bey dieſen Streifzügen der Berner, kamen ihnen auch Freyburger, Luzerner, Solothurner und Züricher zu Hülfe, und machten den guten Erfolg deſto nachdrüklicher.

Morſee wurde geplündert, und das ſchöne Schloß von den Luzernern in Brand geſteckt; hernach verſammelten ſich die geſammten Völker von Zürich, Bern, Luzern, Freyburg und Solothurn zu Loſanne, und kehrten von da insgeſamt nach Hauſe, jedoch wurden von den vier lez-

dern Orten die Schlöſſer Iſſerten und Granſon mit Beſazungen verſehen: Iſſerten bekam zum Plazhauptmann Albin von Sylenen von Luzern, und die Stadt mußte, weil man ihr nicht trauen durfte, 8 Mann als Geiſeln geben, die aber bald darauf heimgeſchickt wurden.

Da indeſſen die Viviſer mit ihren Schmähreden immer fortgefahren, wurden ſie von denen von Sanen und Oberſiebenthal überfallen, und ihre Stadt geplündert und verbrannt.

Die Stadt Iſſerten, nachdem ſie ihre 8 Geiſeln zurück hatte, bezahlte dieſe Güte mit ſchlechtem Dank: denn ſie handelte gleich darauf verrätheriſch gegen die Beſazung. Die Bürger lieſſen den Grafen von Romont des Nachts mit ſeinem Volke hinein, die Beſazung in ihren Häuſern zu beſtürmen, und zu morden; dieſe, halb nakend und im Schlafe, thaten Wunder der Tapferkeit, retteten ſich ſoviel ſie konnten ins Schloß, und wehrten ſich darinn männlich; die Feinde zogen nach dieſer genommenen Rache wieder fort. Auch gegen Orbe ward ein gleicher Anſchlag gemacht, welcher aber nicht ausgeführt werden konnte.

Auch zu Granſon hat ſich die Bürgerſchaft verrätheriſch bezeigt: denn als Brandolf von Stein, der Garniſon von Yfferten, zu Hülfe eilen wollte, ward er von den Burgundiſch geſinnten gefangen, und mit einem Strick am Halſe vors Schloß geführt, mit Bedrohung ihn zu erhenken, wofern die Beſatzung das Schloß nicht übergeben wollte; als ſie nun dieſes rund ausgeſchlagen, ward er ins Burgund geführt.

Unſere Geſchichtſchreiber haben uns zwey merkwürdige Umſtände dieſer Mordnacht aufbehalten: erſtlich, nachdem ſie ſich in das Schloß geflüchtet hatten, und nicht den geringſten Vorrath darinn fanden, thaten ſie einen herzhaften Ausfall, und raubten in den nächſten Häuſern alles Brod, Wein und Fleiſch, ſo ſie entdeken konnten, damit ſie im Stande wären, eine Belagerung auszuhalten, allein der Graf von Romont durfte die Berner, Freyburger und Solothurner, die im Anzug waren, nicht erwarten, ſondern nahm mit den Seinigen die Flucht. Ein gleiches thaten die Bürger, ſo ihm die Stadt verrathen hatten, und nahmen ihre Weiber und Kinder mit ſich.

Der zweyte Umſtand iſt dieſer: ein Lu-

zerner, der nicht mehr als einen Pfeil hatte, ſchoß ſelbigen mit ſeinem Armbruſt einem von den Feinden in die Stirne, gab ihm hernach mit dem Schwert den Todesſtreich, und riß den Pfeil aus der Wunde, womit er hernach noch einen andern traf, zog ihn auch wieder aus des todten Fleiſch, und ſchoß damit zum dritten Male unter die Feinde. Stettler p. 240. Schilling p. 263.

Sobald die Berner und Freyburger die Ankunft des Burgundiſchen Heeres vernahmen, ſchickten ſie noch mehr Volk nach Granſon, lieſſen alle Büchſenmunition und Proviant von Jfferten dorthin führen, Jfferten aber ſammt dem Schloß in Brand ſtecken.

Indeſſen aber hatte Herzog Carl ſein Lager vor Granſon aufgeſchlagen, und prangete mit koſtbaren Zelten, zierlichen Waffen, herrlichen Fahnen, köſtlichen Monturen, und führte, wie wenn er vorſezlich den Muth ſeiner Feinde hätte anreizen wollen, viel Gold, Silber und Edelgeſteine mit ſich; die Berner ſchickten ungeſäumt zu Rettung der Jhrigen 8000 Mann nach Murten.

Die Anführer waren Niklaus von Schar=

nachthal, Schultheiß, und Johannes von Hallwyl. Als nun die Freyburger und Solothurner zu ihnen geſtoſſen, warteten ſie noch auf die Ankunft der übrigen Eidgenoſſen.

Indeſſen ſezte Herzog Carl der Beſazung von Granſon ſo hizig zu, daß ſie die Stadt verlaſſen, und nach tapferm Widerſtande ſich ins Schloß zurückziehen mußte.

Die berneriſchen Geſandten an die Eidgenoſſen, Thüring von Ringoltingen und Petermann von Wabern, beyde Altſchultheiſſen, kamen mit der tröſtlichen Verſicherung einer geſchwinden und eifrigen Hülfe zurück; jedoch hatten ſie Befehl zu ſagen, daß die eidgenöſſiſchen Völker ſich zu keiner Belagerung werden gebrauchen laſſen, ſondern den Feind in freyem Felde erwarten wollten.

Inzwiſchen, als man auf dieſe Hülfe wartete, ward Heinrich Dittlinger mit 300 Mann über den See nach Granſon geſandt, um wo möglich der Beſazung beyzuſpringen, er wurde aber durch die Wachſamkeit und das unabläſſige Schieſſen der Burgunder abgehalten; indeſſen riß der Mangel an Munition und Pro-

viant unter den Belagerten ſo mächtig ein, daß ſie ſich endlich ergaben. — Sie wurden aber alle aufgeknüpft oder in den See geworfen.

Das verbundene Heer bekam Nachricht von dieſer Mörderey, als ſie über Neuenburg ſchon im Anzug waren, und nur noch 2 Stunden von Granſon entfernt ſtunden. Da ſie Anſtalten machten, das Schloß Vaumarcus zu beſtürmen, verließ der Herzog ſein Lager zu Granſon, und zog den Eidgenoſſen entgegen.

Den Burgundern begegneten zuerſt die von Schweiz und Thun, welche weit voraus gezogen, und ſich auf der Höhe ob der Carthauß in Schlachtordnung geſtellt hatten. Da bey den übrigen Eidgenoſſen das Gerücht erſchollen, daß die Schlacht ſchon angegangen, eilten die Freyburger und Berner ihren bedrängten Freunden zu Hülfe, und trieben den vorderſten Haufen der Feinde mit Verluſt zurück; wagten ſich auch unerſchrocken durch das Geſträuche und engen Weg den Flüchtigen bis in die Ebene nach, da ſie denn auf einmal das glänzende burgundiſche Heer erblikten, welches ſie kaum überſehen konnten; da ſtiegen die Pannerträger von ihren Pfer-

den, forderten ihre Panner, die man ihnen nachgetragen, rückten heldenmüthig gegen die Burgunder an, und, als ſie ihnen ganz nahe gekommen, da wo die Weinberge anfangen, ſtellten ſie ſich in Ordnung, umgaben ihre vier Panner mit langen Spieſſen, und fielen auf die Knie, Gott um Beyſtand anzurufen; die Burgunder meynten, ſie bäteten um Gnade, und gedachten ihnen keine zu erweiſen. Die andern aber ſtunden wieder auf, und thaten den eindringenden Feinden tapfern Widerſtand, litten aber viel von dem burgundiſchen groben Geſchüze, und ſtunden in Gefahr von der feindlichen Uebermacht gänzlich umringet zu werden; es wäre ihnen auch bald von einem Hauffen feindlicher Reuter die Panner entriſſen worden, als eben noch zu guter Zeit die übrigen eidgenöſſiſchen Völker mit verdoppelten Schritten anlangten und ihre Gegenwart, den bedrängten Freunden zum Troſte, den Feinden aber zum Schrecken, mit lauten Feldtrommeten und dem Gebrüll der Hörner, ſo die Urner und Unterwaldner im Krieg zu gebrauchen pflegen, kund gethan hatten. Sie fielen die betäubten Burgunder, die keinen neuen Widerſtand erwar-

teten, mit ſolcher Wuth und Entſchloſſenheit an, daß ſie eine ſchändliche Flucht nahmen. Im Schloß Granſon fanden ſie 30 Edelleute, und weil die Berner und Freyburger ſo viele der Ihrigen an den Bäumen hängen ſahen, lieſſen ſie dieſe auch durch die Klinge laufen. Die Burgunder hatten nahe an 2000 Todte; von den Eidgenoſſen aber waren 90 Todte und 300 ſchwer Verwundete.

Die weitern Siege gegen den Herzog von Burgund ſind ſchon oben beſchrieben, werden alſo hier übergangen, doch iſt zu bemerken und aus dem Verlauf augenſcheinlich, daß die Berner am nächſten der Gefahr waren überrumpelt zu werden, und ſie alſo auch zur tapfern Gegenwehr und Aufmahnung aller Eidgenoſſen das wirkſamſte beygetragen, und dieſen ganzen höchſt gefährlichen Krieg geleitet haben.

Die Berner waren nicht wenig verlegen, als ſie vernahmen, daß die Eidgenoſſen von Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glaris ſich halb weigerten, die Stadt Murten erretten zu helfen, vorgebend: der Bezirk, innert welchen man einander, laut den Bünden, die nöthige

Hülfe ſchuldig ſey, erſtrecke ſich nicht ſo weit. Sie wurden aber durch den eifrigen Zuſpruch der treflich geſinnten Städte Zürich und Luzern, und da die Berner vorweiſen konnten, daß ſie ſchon bey 200 Jahren gewiſſe Rechte über dieſe Stadt gehabt, in den guten eidgenöſſiſchen Geſinnungen wieder befeſtiget.

Zu dem groſſen Sieg bey Murten haben folgende Hülfsvölker kräftig und rechtſchaffen beygetragen.

Zuerſt ſtieſſen zu dem berneriſchen Heere die von Unterwalden und Entlibuch, die Beſazung von Freyburg, die von Solothurg und Biel, die von Baſel, die von Luzern, Uri, Schwyz, Zug und Glaris; 400 Reuter unter Graf Ludwig von Oetingen, 300 Büchſenſchüzen von Straßburg, die 12 groſſe Stücke mit ſich führten; 200 öſterreichiſche Reuter unter Graf Oswald von Thierſtein, und die Hülfsvölker von Colmar, Schlettſtadt und Kaiſersberg; Herzog Renatus von Lothringen mit 300 Reiſigen, und die Ausgeſchoſſene von Rothweil, Schafhauſen, St. Gallen und Appenzel. Endlich langten auch die Zürcher an, nebſt 2000 Mann aus dem Thurgäu, der Grafſchaft Baaden, den

freyen Aemtern, und den Städten Bremgarten und Mellingen. Das ganze verbundene Heer belief ſich an 45000 Mann.

Nach vorübergegangener Gefahr wollten die Burgunder ſich an die Eidgenoſſen ergeben. Insbeſondere baten ſie inſtändig die Stadt Bern, daß ſie ihr geängſtetes Vaterland in Schutz und Huldigung aufnehmen möchte. Zu Bern wurden ſie an die allgemeine Eidgenoßſchaft gewieſen, aber von ſelbiger mit abſchlägiger Antwort zurückgeſchickt; dennoch lieſſen 5000 Mann aus den Kantonen den Burgundern wider die Franzoſen zu Hülfe, richteten aber wenig aus; und da es meiſtens Berner geweſen, ſo mußte es hernach bey Anlaß einer eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft in Frankreich der berneriſche Geſandte, Schultheiß von Bubenberg, entgelten, der, wegen ſchnödem Empfang, mit vielem Verdruß nach Hauſe kam.

Im Jahr 1478 zogen die Berner den Urnern zu Hülfe gegen Meyland. Die Berner ſchikten ihr Panner mit 3000 Mann, unter Anführung Adrians von Bubenberg, Wilhelms von Diesbach, Peter Baumgartners, und Bartlome Hubers.

Im Jahr 1478 gaben die Berner mit den Verbündeten dem Hauſe Savoyen gegen die Hälfte des Pfandſchillings das Pays de Vaud zurück.

Im Jahr 1480 bewilligten die Eidgenoſſen König Ludwig in Frankreich 6000 Mann. Zu dem berneriſchen Antheil waren die Hauptleute: Wilhelm von Diesbach und Heinrich Matter beordert.

Im Jahr 1487 zogen dem Herzog von Savoyen 300 Berner zu Hülfe nach Eſchenthal.

Die Berner-Regierung beobachtete einen ſtets gleichen Plan der Klugheit. Wo eine Herrſchaft zu kaufen war, da zahlten ſie ſolche, und verſtärkte damit ihre Kräfte, ſie nahm auch die Adelichen, welche ihre Güter verhandelt hatten, zu Mitbürgern auf. So gebrauchten ſie ihre öffentliche Einkünfte, ihre Grenzen zu erweitern, wodurch man allezeit wohlfeiler, als mit dem Blute der Unterthanen, zu neuen Beſizungen gelangt. Sie nahmen ohne Bedenken neue Bürger an, ohne welchen Zuwachs, da man ſo oft Krieg führte, die Bürgerſchaft nicht hätte ausdauern können.

Ich übergehe mit Stillſchweigen, wie die

die Berner recht oft durch ihre Vermitteluug ihre benachbarten Freunde untereinander verſöhnt haben, deſſen man in dieſen Zeiten viele Exempel antrift.

Die Berner, denen es an Herzhaftigkeit niemals gefehlt, wie ihre Geſchichten ſattſam an den Tag legen, trachteten dennoch vorzüglich darnach, wie ſie in der Stille ihr Anſehen befeſtigen könnten. In dieſer Abſicht richteten ſie mit verſchiedenen kleinen Herrſchaften und gröſſern Städten ein ewiges Erbbürgerrecht auf.

Sie ſuchten aus gleichem Grunde ihre Beſizungen von allen fremden Anſprachen ledig zu machen.

Auch bewilligten ſie allen untergebenen Munizipalitäten und erworbenen Ländern viele Freyheiten.

Und damit die Eiferſucht der andern Kantone nicht noch mehr gegen Bern ſich entrüſte, ſo lieſſen die Berner eine gute Gelegenheit vorbeyſtreichen, als ihnen die Waldſtädte am Rhein und das Frikthal zu kaufen feilgeboten worden.

Im Jahr 1497 machte man Anſtalten zu dem Schwabenkrieg, welcher oben kurz beſchrieben worden.

Dieſer Krieg, welcher nach dem Bur-

gundiſchen für die Eidgenoßſchaft der gefährlichſte geweſen, und durch welchen Oeſterreich zu ſeinen Erbländern in der Schweiz wieder zu gelangen hoffte, brach zum erſten an den Bündneriſchen Gränzen aus. Obgleich die Berner dieſen Krieg nicht gewünſcht haben, ſo wollten ſie doch in dieſer Gefahr ihre Eidgenoſſen nicht verlaſſen, ſondern hielten treulich zuſammen, ſtellten vorerſt 5000 Mann ins Feld, und mahnten auch die von Freyburg und Solothurn zu einer herzhaften Gegenwehr auf.

In dieſem Feldzuge hatten Rudolf von Erlach, Altſchultheiß, und Hans Rudolf von Scharnachthal kommandiert; kurz hernach erwählte man zu Hauptleuten Brandolf von Stein und Lienhard Weishan, und ſchickte ſelbige mit 400 Mann nach Dornach, die Solothurner zu ſchützen; dieſen folgten gleich 2000 Mann mit dem Panner unter Adrian von Bubenberg und Ludwig von Diesbach, ihre Verrichtung beſtund in einem bloſſen Streifzug das Land hinab gegen Bartenſtein, Schlierbach und da herum.

Inzwiſchen war das Münſterthal feindſelig überfallen worden, welches die Ber-

ner bewog, 1000 Mann unter der Anführung Niklaus zur Kinden dahin zu ſchicken; dieſer aber hatte den Auftrag nicht zum beßten verrichtet, und er gab ein Beyſpiel, daß man ein trefflicher Staatsmann, aber ganz untüchtiger Feldhauptmann ſeyn kann.

Die Eidgenoſſen kamen über folgenden Kriegsplan überein: Bern, Freyburg und Solothurn ſollten ins Sundgäu dem kaiſerlichen Heere am Rhein entgegen ziehn; Glaris, Sargans und Bündten in die Grafſchaft Tyrol einfallen; Appenzell, St. Gallen und Zürich im Schwaderloch Poſto faſſen; und leztere nebſt Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug über den Rhein gegen Zell, Ueberlingen und daſige Gegend ſich wenden.

Die Berner ſchickten Gilian Schöni mit 500 Mann nach Brugg und Schenkenberg. Dieſen folgten bald noch 3000 Mann unter Anführung Kaſpar von Stein, das Frikthal zu beſchädigen, und das Korn vor Ankunft der Feinde abzuſchneiden. Die Berner hatten auch beſchloſſen, 2000 Mann ins Sundgäu zu ſchicken; als aber die geſammte Eidgenoſſenſchaft ernſtlich er-

mahnt worden, dem Thurgäu zu Hülfe zu eilen, ſo unterblieb dieſer Zug.

Die Schlacht bey Dornach im Jahr 1499 haben wir oben angezeigt. Die berneriſchen Anführer neben Kaſpar von Stein waren Rudolf von Erlach, Konrad Vogt, Pannerherr, und ſein Vorträger, Kaſpar Wyler.

Im Jahr 1500 ward ein ſtarker Auszug aus der Eidgenoßſchaft nach Italien. Der Sammelplaz war Freyburg; von da führte man die Soldaten über den Bernhardsberg, wo man 45 Fahnen und 24000 Eidgenoſſen beyſammen zählte.

Die berneriſchen Hauptleute waren: Ludwig und Burkart von Erlach, Ludwig von Büren, Georg von Riva, Thomas Schöni, Michel Huber, Johann von Weingarten, Niklaus von Graffenried, Hans Etterle, Jakob Janſe und Kobi von Urtenen.

Während dieſem Streit in Italien bekamen die Berner auch auf ihren eigenen Gränzen zu thun. Des Grafen von Gryers Unterthanen beleidigten die Berner-Bauren. Die Händel entſponnen ſich wegen dem Weidgang auf den Bergen. Die Obrigkeit von Bern ſchickte Rudolf Nä-

gelin, zu genauer Unterſuchung der Sache. Als man das angethane Unrecht deutlich einſah, zogen den 20ſten Augſtmonat 1502, zweytauſend Mann unter Hans Rudolf von Scharnachthal aus der Stadt, ſchickten denen von Oeſch einen offenen Abſagbrief: kaum zeigten ſich die Berner, ſo legten ſich die Feinde zum Ziel.

Der Zeitlauf von den Burgundiſchen Kriegen bis zur Reformation iſt in der Hiſtorie ein rechter Schandfleck für die Eidgenoßſchaft, wenn wir den ſchwäbiſchen Krieg ausnehmen. Die Sitten und die Religion waren ganz verachtet, und ohne Kraft und Wirkſamkeit. Man hat Geſchichten von den damaligen Zeiten aufgezeichnet, die unſrer Nation Schande machen. Auch verurſachte dieſe ſchlechte ausgeartete Denkungsart viele innerliche Kriege und Zwiſpalt.

Im Jahr 1510 zogen 6 tauſend Schweizer dem Pabſt zu Hülfe. Die Berner gaben, obgleich mit groſſem Widerwillen, für ihren Antheil, unter dem Kommando Rudolfs von Scharnachthal 700 Mann.

Die Franzoſen hatten die Schweizer bey Lauwis beſchimpft, und einige getödtet. Nun wollten die Schweizer dieſes

nicht ungerochen laſſen, und foderten alle Eidgenoſſen, laut den beſchwornen Bünden, zur Hülfe auf.

Bern hatte bey dieſem Zug 4000 Mann: Feldoberſter war Caſpar Wyller, Pannerhauptmann Hans von Weingarten, und Zeugmeiſter Leonhard Hübſchi. — Das Heer kam aber bald wieder nach Bern zurück, weil Uneinigkeit unter den Eidgenoſſen ſie getrennt hatte.

Im Jahr 1512, forderte der Pabſt abermals die Hülfe der Eidgenoſſen gegen die Franzoſen. Die Berner gaben 1000 Mann, deren Anführer Burkardt von Erlach war.

Im Jahr 1513 machten die Eidgenoſſen abermals einen Feldzug in Italien zu Gunſten des Herzogs von Mayland gegen die Franzoſen. Es waren gegen 15 hundert Mann von Bern bey der Schlacht bey Navarra, wo mehr als 10 tauſend Franzoſen erſchlagen worden.

Der Berner Anführer war Ritter von Weingarten, Gilg Imhag, und Urban Brüggler.

Zu einem Feldzug ins Burgund lieferte der Kanton Bern 2700 Mann.

Den 18ten Augſtmonat 1513 zogen die

Berner mit dem Panner aus der Stadt: es trug daſſelbe Rudolf Senſer; der Feldhauptmann war Jakob von Wattenwyl, und die zugegebenen Räthe Hans von Erlach, Kaſpar Weiler und Michael Ougsburger. Sie zogen durch die Grafſchaft Neuenburg gegen Byſanz; zu Pontarlier vereinigten ſie ſich mit den übrigen Eidgenoſſen, welche eine Armee von 16 tauſend Mann ausmachten. Sie belagerten Dijon. Durch Verrätherey und Beſtechungen aber wußten die Franzoſen die Schweizer wieder von ihren Gränzen zu entfernen. — Sie thaten den Kantonen groſſe Verſprechungen, die aber nicht gehalten worden.

Indeſſen beſezte im Jahr 1515 ein Theil der eidgenöſſiſchen Völker die engen Päſſe gegen Frankreich. Die Kantone ſchickten den vorausgezogenen 4000 Mann noch 15 tauſend Mann nach, worunter ſich 1500 Berner befanden, unter Anführung Anton Spielmanns und Peter Stürlers.

Es hatten aber die Eidgenoſſen zur Fortſezung der italieniſchen Kriege um Hülfe nach Haus geſchrieben, und dieſe langte um dieſe Zeit auf mayländiſchem

Boden an. Sie beſtund aus 15 tauſend Mann, darunter waren 4 tauſend Berner unter Anführung Jakobs von Wattenwyl, Johanns von Erlach. Wilhelm Weishan trug die Fahne. Da aber bald darauf ein Friede mit dem König von Frankreich geſchloſſen worden; ſo zogen ſich die meiſten Kantone zurück.

Einſeitig fiengen aber einige Kantone den Streit aufs Neue an, daher mußte die Schlacht bey Marignan höchſt unglücklich ausfallen. Berner, Solothurner und Freyburger waren ſchon auf dem Rückweg nach Hauſe. Die ſtreitende Eidgenoſſen verlohren bey 5 tauſend Mann. Hugo von Hallweil und Ludwig Friſching von Bern haben ſich unter den Todten befunden.

Den 16ten Jenner 1522 bewilligten die Eidgenoſſen an Frankreich 16 tauſend Mann, zum Krieg in Italien; darunter waren aus dem Kanton Bern 2100 Mann.

Die Schweizer hatten Urſache genug dieſe Thorheit zu bedauern, denn keine Feldzüge der Eidgenoſſen waren mit ſo wenig Ruhm und Glück begleitet, und keine Heimkehr ſo jämmerlich geweſen, als jene aus Italien. Es kam eine ſolche anſtekende Seuche unter ſie, daß von 1200

nicht 4000 ihr Vaterland wieder ſahen, und dieſe Uebriggebliebenen waren in einem ſo armſeligen Zuſtande, daß man ſie zu Bern und Freyburg auf Leiterwagen krank, ſterbend, ja zuweilen Todte mit vermengt, heimführen, und alle Spithäler damit anfüllen mußte.

Im Jahr 1528 erregten die Bauern, ſo entweder lieber katholiſch geblieben wären, oder gehoffet haben, nun aller Abgaben frey zu ſeyn, einen Lerm. Beſonders herrſchte im Hasli viel Unruhe. Zu dieſem Aufruhr haben die abgeſezte Ordensleute nicht wenig beygetragen.

Die Obrigkeit von Bern trachtete nach ihrer gewohnten edlen Würde und Güte die Gemüther in der Liebe und Freundlichkeit zu beruhigen, und ſchickte Rathsbotten nach Hasli und Unterwalden, weil einige Unterwaldner-Bauren ſich mit den Haslern verbunden hatten. Sie wurden aber unhöflich abgewieſen.

Aber auch im Haslilande ſelbſt waren bey weitem nicht alle gegen die Obrigkeit rebelliſch, ſondern viele wünſchten Ruhe und Frieden.

Als man von Seiten von Bern alle Mittel der Freundlichkeit vergeblich an-

gewandt hatte, rüſtete man ſich endlich zum Krieg; es wurden Rathsgeſandte an die Unterthanen abgeſchickt, und der Venner Niklaus Manuel, nach Thun zur Aufſicht beordert; man rufte die Eid- und Bundsgenoſſen zu Hülfe.

Nachdem die Berner Macht im Oberland angekommen war, legte ſich doch alles auf das Bäldeſte zum Ziel.

Doch wurden nicht alle Aufrührer insgeſamt begnadiget; vier von den Anſtiftern richtete man mit dem Schwerdt, und etliche kamen nicht wieder ins Land.

Nach Solothurn wurden auch unter dreyen Malen, wegen dem Religionsgeſchäfte, berneriſche Geſandte geſchickt: das erſtemal giengen Bernhard Tillmann, Niklaus Manuel, Peter Stürler und Sulpitius Haller; man konnte kaum verwehren, daß nicht beyde Partheyen die Waffen gegen einander ergriffen hätten.

Die Reformation brachte Zwiſtigkeiten unter die Eidgenoſſen. Mit der Gewalt der Waffen wollte man einander ſeine Meynungen aufzwingen. Der Krieg zwiſchen den Reformirten und Katholiken brach los. Schon war der erſte berneriſche Gewaltshaufe, welchen Sebaſtian von

Dieſsbach kommandierte, von Lenzburg aufgebrochen, und zog auf Bremgarten. Das Panner trug Niklaus Manuel, Venner zu Gerweren; nachdem man 6 Tage dort verweilt hatte, hörte man von Ferne ein Getös von grobem Geſchüz, die Berner wollten in aller Eil den Zürchern zu Hülfe ziehen, in Meynung, daß ſie mit den Waldſtädtern ins Handgemenge gekommen ſeyen; wie angenehm fanden ſie ſich aber überraſchet, als die Nachricht eingieng, daß es Freudenſchüſſe des ſo eben geſchloſſenen Friedens geweſen. Dieſes geſchah 1529.

Aber dieſer erſte Landfriede war von keiner langen Dauer, die Waldſtädter lieſſen ſich bald wieder durch die Geiſtlichen und fremde Potentaten aufſtiften, und man hielte ſehr ſchlecht das Mandat, welches aus Befehl der 13 Orten unter dem Siegel Antoni Adachers, Landvogts zu Baden publiziert wurde, darinnen zu Pflanzung der Ruhe und Einigkeit, alle Schmähworte und üble Nachreden bey hoher Strafe verbotten worden.

Im Jahr 1529 zog ſich am andern Theil der Schweiz ein Wetter zuſammen. Savoyen verſammelte bey Genf viel Reute-

rey und Fußvolk. Das Heer wurde bis auf 10 tauſend Mann geſchäzt; damit berennten ſie die Stadt Genf 8 Tage lang. Die Stadt Bern ſchickte 5000 Mann unter Hans von Erlach, den Genfern zu Hülfe. Durch Vermittelung mehrerer eidgenöſſiſcher Orte ward zu Ende des Oktob. 1530 zu St. Julian, zwiſchen dem Herzog von Savoyen und den Eidgenoſſen ein Vertrag errichtet. Der merkwürdigſte Artikel war: „daß, wenn es ſich zutragen würde, daß auch auſſerhalb des Herzogen ſeinem Gebiete, ſeine Unterthanen den Genfern, oder ihren Gütern Schaden zufügen würden, und der Herzog ſelbige nicht genugſam abſtraffen würde, ſo ſollten alsdann die Städte Bern und Freyburg die Gewalt haben, die Landſchaft Waat, ſo wie er ſelbige gegenwärtig beſize, einzunehmen und eigenthümlich zu behalten".

Schon wieder brach der Krieg zwiſchen Katholiken und Reformirten aus.

Die Berner mißbilligten (1531) der Zürcher Aufführung in dem St. Galliſchen Geſchäfte, und machten ihnen Vorſtellungen darüber; aber es war zu ſpät, die gegenſeitige Erbitterung hatte ſchon zu

ſtark überhand genommen; umſonſt ſuchten die Glarner, Freyburger, Solothurner, Appenzeller und Bündtner Frieden zu ſtiften; die Züricher wollten gleich angreifen. Ueber die Sperrung des Getreides im Thurgäu und Zürchergebiet beklagten ſich die Waldſtädte vor dem Rath zu Bern, und ſtellten vor: wie dieſe Aufführung der Züricher den Bünden gerade zuwider ſey. Die Berner ſuchten wo möglich die Züricher zu bewegen, daß ſie nicht zuerſt das Schwert aus der Scheide ziehn. — Der König von Frankreich rieth auch zum Frieden. Die 5 katholiſchen Orte aber wollten in keine Berathſchlagungen eintreten, bis man ihnen den freyen Kauf wieder geöfnet hätte. Die beyderſeitigen Schmachreden erhizten die Gemüther noch mehr, und nach vielen vergeblichen Bemühungen grif man zu den Waffen. Die Waldſtädte, die lieber mit Zürich allein gefochten hätten, forderten ihnen ihre Bundsbriefe heraus; lieſſen ſie aber den Bernern, in Hoffnung ſelbige würden ſtille ſizen bleiben. Die Stadt Bern aber, ob ſie wohl über die Stadt Zürich unwillig war, daß ſie dieſen verdrüßlichen Krieg veranlaſſet hatte, ſah doch wohl ein, daß

ſie dieſe Bundsgenoſſin in dieſen Nöthen keineswegs verlaſſen könnte; und ſo rükte auch Bern ins Feld.

Der Berner Landvogt zu Lenzburg ward von Bern aufgefordert, den Sturm im Aergäu erſchallen zu laſſen; ſogleich waren groſſe Heere beyſammen, die Soldaten waren muthig und freudig. Die Berner ſchickten ihren Abſagbrief, und befahlen ihren Befehlshabern, den Marſch zu Hülfe der Züricher zu beſchleunigen. Das Panner von Bern zog alſo aus mit 5000 Mann. Aber früher noch griffen die 5 Waldſtädte die Zürcher zu Cappel an, ehe die Berner ſich mit ihnen vereiniget hatten, ſo wurden die Züricher beſiegt. Durch dieſe Niederlage wurden zwar die Zürcher erſchreckt, aber doch nicht muthlos gemacht. Sie verſammelten ein friſches Heer, und zogen auf Bremgarten, um ſich mit den Bernern zu vereinigen. Dieſe waren bis Vilmergen vorgerükt, und durch 500 Basler und 600 Solothurner, und 300 Mann von Müllhauſen und Biel verſtärkt; auf die Nachricht: daß die Berner heranrückten, wichen die Vorpoſten der Katholiſchen eilend zurück.

Hier wurde Abrede genommen, wie

man ſich gegen einander zu verhalten habe; da aber viele Widerſprüche geſchahen, ſo waren die Partheien ſchon nicht zum glücklichen Angriff geſchikt.

Indeſſen als Noth an Mann gieng, beorderte man zu Bern ein zweytes Panner mit 4 tauſend Mann; dieſer zweyte Gewaltshaufe zog bis Zofingen. Nach Aelen hatte man 2000 Mann geſandt, unter Anführung Hans Franz Nägelins; weil man dem Herzog von Savoyen nicht recht traute.

Als die katholiſche Kantone die Zürcher in ihrem Gebiet ſtark beſchädigt hatten, kamen ſie nun auch gegen die Berner. Sie fielen in das Aergäu ein, und ſcharmuzirten überall. Zu Brugg wurden ſie zurückgetrieben. Aber durchaus war niemand mit dieſem Krieg zufrieden, daher er auch von Seiten der Berner und ſelbſt der Züricher Unterthanen ſchläfrig betrieben worden. Die kalte Winterszeit rükte heran, und wurde den 22ſten des Wintermonats im Dorfe Hägglingen ein Tractat zum Frieden aufgerichtet.

Im gleichen Jahr brach ein neuer Krieg aus im Bündtnerland, wegen dem Veltlin. Bern gab den Bündtnern 15

hundert Mann. Als die Bündtner und Eidgenoſſen ſich vereinigt hatten, rechnete man das ganze Heer auf 11 tauſend Mann. Doch war nach einem kurzen Treffen der ganze Streit entſchieden.

Ganz ſeinem Verſprechen entgegen ſuchte der Herzog von Savoyen immer neue Händel an die Stadt Genf. Beyde legten im Jahr 1534 ihre Klagen den zu Baaden verſammelten eidgenöſſiſchen Geſandten vor; dieſe trugen dem Stand Bern auf, die Partheyen zu vereinigen. Die Laſt der Beſchüzung der Stadt Genf fiel alſo einzig auf die Berner. Und als ſie hörten, daß der Herzog einige Genfer gefangen geſezt, und das Territorium von Genf brandſchazte, ſo eilten die Berner mit Gewalt den Genfern zu Hülfe.

Indeſſen wurde dieſes Geſchäft nochmalen bey den Eidgenoſſen anhängig gemacht, bis endlich die Cantone, dieſes langwährenden Streits überdrüſſig, ſich erklärten: daß ſie ſich fernerhin in dieſe verdrüßliche Händel nicht mehr miſchen wollten.

Die berneriſchen Geſandten, Ludwig von Diesbach, und Hans Rudolf Nägeli, ſollten Frieden ſtiften, konnten aber nichts in der Liebe bewirken.

Indeſſen wurden den Genfern von Seiten des Herzogs von Savoyen alle Lebensmittel abgeſchnitten. Da beſchloſſen die Berner, Genf mit den Waffen zu ſchützen, und ihre Abſicht auf die verpfändete Waat auszuführen; was ſie noch mehr dazu aufmunterte, war die Approbation und der Wunſch der Unterthanen, wie die Berner aus den Antworten auf die Obrigkeitlichen Circularſchreiben bemerken konnten. Der Entſchluß wurde auf dieſes hin den Eid- und Bundsgenoſſen eröfnet, und etliche Cantone, wie auch die Bündtner beſonders, um Zuzug angeſprochen.

Der 16te Jenner 1536 war der Tag, wo der Auszug in die Waat, oder ins Welſchland, wie wir dieſe Gegend nennen, mit der Stadtfahne auf 6 tauſend Mann beſchloſſen worden; das Geſchütz wurde ſogleich in Ordnung gebracht, und was zu einem glücklichen Ausgang behülflich ſchien, veranſtaltet; der Abmarſch aber auf den 22ſten gleichen Monats feſtgeſezt.

Der Abſagbrief an den Herzog von Savoyen lautete kürzlich alſo:

Dem Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Carolo, Herzog zu Savoyen ꝛc. thun hiermit zu wiſſen: Wir der Schult-

heiß, die Räth und Burger, genennet der klein und groſſe Rath der Stadt Bern.

„Dieweilen nach dem Vertrag von St. Julian, und nach der von unſern Eid-und Bundgenoſſen gehaltenen Konferenz zu Petterlingen, anſtatt den beyderſeits angenommenen Bedingen nachzuleben, Ihr im Gegentheil von Stund an durch eure Unterthanen und Anhänger unſern Mitbürgern von Genf den Proviant abgeſchnitten, auch ſelbige auf euerm Boden beleidiget, gefangen genommen, geſchlagen, umgebracht, ihre Fahrhab geraubet, ihre Güter beſchädiget, ihre Häuſer verbrennt, den Mördern in dem Raubſchloß Piney Unterſchlauf gegeben wie vorhin, auch die Stadt Genf immer näher mit euren Völkern umringet und geänſtiget, unſere Vorſtellungen nichts geachtet; ſo kündigen wir euch durch dieſen unſern Herold, alle bisdahin mit euch gehabte alte und neue Bündniſſe auf, und wollen euch und die Eurigen bekriegen, und beſchädigen an Leib und Gut".

Gegeben den 16ten Jenner 1536.

Zum Anführer ward erwählt, der Sekelmeiſter Hans Franz Nägeli, der ſich vor Jahren in den italieniſchen Kriegen

rühmlich gehalten hat; ſeine zugegebene Räthe waren: Wolfgang von Weingarten, Unterhauptmann Lienhard Brenzikofer, Hans Paſtor, Hans Rudolf von Graffenried, Criſpinus Fiſcher, Michael Ougsburger, Georg zum Bach, Andreas Zülli, und der Stadtſchreiber Cyro. Schüzenhauptmann war Wilhelm von Hertenſtein, und Schüzenvenner Anthoni Tillier. Hauptleute über die, welche Spieſſe trugen, Hans Friſching und Simon Wurſtenberger. Hauptmann über die Freywillige, Georg zum Bach, Unterhauptmann Jakob May. Die Fahne trug Caſpar Hubler.

Die von Neuenburg, Biel, Erlach und Nidau wurden nach Murten beſtellt; die von Sanen, Oeſch und Aelen nach Petterlingen; die Einwohner von Granſon, Tſcherliz und Petterlingen ſollten Proviant rüſten, mahlen und baken. Der Bürgerſchaft von Murten befahl man den Paß beym Fälbaum zu bewachen, dem Vogt von Erlach aber den Paß bey Fanel. Es wurde auch allen Amtleuten eingeſchärft, ihre Schlöſſer mit aller Behutſamkeit vor Ueberfall zu ſichern.

Dieſer Entſchluß der Berner, den Her-

zog von Savoyen zu bekriegen, gefiel nicht allen Cantonen. Es war aber da keine Wahl mehr, weil die Sicherheit des Bernergebiets von dieſer Eroberung abhieng.

Den 22ſten Jenner geſchah der Aufbruch aus der Stadt Bern, und des gleichen Tags kam der meiſte Theil des berneriſchen Heers bey Murten zuſammen. Der Schultheiß von Wattenweil und der Venner Vogt bekamen Befehl, die Truppen zu Beeidigen. Nach Petterlingen verfügten ſich die Neuenburgiſchen Hülfsvölker, und die Geſandten von Milden, Romont und Rue.

Ueberall, wo die Truppen durchzogen, kamen die Einwohner den Bernern entgegen, und ſchwuren den Eid der Treue. Iffertén ausgenommen, wo eine Beſazung von Savoyarden lag, und die Einwohner ſich ehemals ſchon gegen die Berner freventlich betragen hatten.

Das Heer kam nach Morſee, und fand nirgends keinen Widerſtand, ausgenommen daß hie und da einige feindliche Reiſige mit der Vorhut ſcharmuzierten. Zu Morſee waren 8 groſſe Schiffe und eine Barke am Bord. Das groſſe Geſchüz

ward gegen das berneriſche Heer losgebrannt, doch ohne zu Schaden; die Schiffe eilten über den See nach Tonon.

Morſee, Roll, Gex, Neuß und Copet ergaben ſich willig, wie auch der Herr von Bonmont.

Am 2ten Hornung zog das berneriſche Heer zu Genf ein.

Auch Thonon und Alinge ergaben ſich an Bern.

Die Berner machten der Regierung von Freyburg Anträge. Die Freyburger entſchloſſen ſich ſogleich, auch Antheil an dieſem Kriege zu nehmen.

Das berneriſche Heer bekam Befehl, die Belagerung von Jfferten vorzunehmen, und unterwegs Coſſonay, Laſſara, Eſcleés und St. Croix aufzufordern. Der Zug gieng durch Orbe, von da rückte man durch Montagni vor Jfferten.

Es kam auch ein Deputierter von Bivis ins Lager, der brachte die Stadtſchlüſſel, man nahm ſie ihm ab, und beſtätigte die Freyheiten.

Man bemächtigte ſich der Vorſtadt von Jfferten, und machte Zurüſtungen zum Sturm auf die Stadt; die Feinde aber durften das nicht abwarten, ſondern capitulirten.

Nun blieb noch das feſte Schloß Chillon übrig, welches am öſtlichen Ende des Genferſees an einem wichtigen engen Paſſe liegt, und mit einer Beſazung verſehen war; dieſe Verrichtung wurde dem Feldoberſten Nägeli auch noch aufgetragen, tauſend Mann dazu beſtimmt, und ſehr bald erobert. Und ſo bekamen die Berner alles in ihre Gewalt, was der Herzog im Welſchland beſeſſen hatte; dann die Stadt Lauſanne, die vier Gemeinden im Reifthal, Wiflisburg, Lucens und Bulle, gehörten eigenthümlich dem Biſchof von Lauſanne.

Die Stadt Lauſanne öfnete bald den anrückenden Bernern die Thore, und ſie nahmen zu Handen ihrer Obrigkeit, Beſiz von dem Schloß, und allen da herum gelegenen weltlichen Gerechtigkeiten, ſo dem Biſchof zugehörten, weil er es mit Savoyen hielt.

Dieſe neuen Angehörigen des ſchönen Cantons Bern, haben hernach niemal mehr gewünſcht, unter die Herrſchaft des Herzogs von Savoyen zu kommen. Sie verlangten deſto weniger ihr Schickſaal zu verändern, als ſie einmal die ſüſſen Früchte einer weit gelindern Regierung

gekoſtet hatten, ſonderheitlich der Bürger- und der Bauerſtand, die unter einem Einzelherrn allezeit unterdrückt und verachtet ſind. —

Es war der Obrigkeit deſto leichter ihre Abſichten auszuführen, weil viele Einwohner kurz vorher ſich zur Reformirten Religion gewandt, und das Beyſpiel Genfs ſie dazu gereizt hatte.

Nachdem die Eroberung vom Welſchland ſo glüklich von ſtatten gegangen, und Wilhelm Farel in der Perſon des Petri Viret, einen gottesfürchtigen und eifrigen Gehülfen bekommen, ſo kam die Reformation bald völlig zu Stande.

Im Jahr 1558 aber fiengen die Zeitumſtände für die Stadt Bern an bedenklich zu werden; Spanien, Frankreich und Savoyen hatten ſich mit einander ausgeſöhnt, und der Herzog von Savoyen ließ durch eine Bottſchaft die Eidgenoſſen erſuchen, ſich mit ihm wegen dem von den Städten Bern und Freyburg eingenommenen Welſchland in Traktaten einzulaſſen. Den 14ten März 1563 erſchien Marcus Antonius Boſſo, ſpaniſcher Abgeſandter auf der eidgenöſſiſchen Tagſazung zu Baaden, und bat eifrig, daß man Zeit

und Ort zu einer Konferenz beſtimmen möchte, um den Herzog von Savoyen mit der Stadt Bern wieder auszuſöhnen.

Bald hernach (1564) wurde wegen dem Frieden mit Savoyen eine friſche Tagſazung zu Neus gehalten, und ſelbiger kam endlich glücklich zu Stand. Die Berner behielten alles diſſeits dem See und dem Rhodan, auſſer der Herrſchaft Gex, und gaben das übrige zurück; in Anſehung der Stadt Genf und der Religionsfreyheit in den zurückgegebenen Vogteyen jenſeits dem See und in der Herrſchaft Gex vertrug man ſich in der Freundlichkeit. Die berneriſchen Deputierten auf dieſer Tagſazung waren beyde Schultheiſen, Hans Franz Nägeli, und Hans Steiner; Wolfgang von Weingarten, Venner, Hieronymus Manuel, Seckelmeiſter, Ambroſius Jmhof, Venner, und der Stadtſchreiber Niklaus zur Kinden.

Das Friedensinſtrument wurde durch Heinrich Falkner, Stadtſchreiber zu Baſel, verfertiget, und die zu dieſem Friedenscongreß verordnete eidgenöſſiſche Geſandten waren von Zürich Jtel Hans Dummyſen des Raths, von Luzern Joſt Pfeiffer, Altſchultheiß, von Ury Jakob

Ar=

Arnold, Altammann; von Schweiz Georg Reding, Altlandammann; von Unterwalden Niklaus von Flüh, Altlandammann ob dem Wald; von Zug Hans Letter, Altlandamman; von Glaris Paulus Schüller, Altlandammann und Pannerherr; von Baſel Caſpar Krug, Altbürgermeiſter; von Solothurn Urs Suri, Altſchultheiß; von Schafhauſen Alexander Beyer, Altbürgermeiſter; und von Appenzell Joachim Meggelin, Landammann.

Es kam auch im Jahr 1570 das von Seiten Savoyens ſchon mehrmalen angetragene Bündniß mit Bern zu Stande.

Der Herzog von Savoyen war über dieſen Bund ſo vergnügt, daß er das Anerbieten machen ließ: er wolle zu Bern, zur Zierde der Stadt ein Haus bauen laſſen, oder etliche hundert Harniſche, Sturmhauben oder Handbüchſen von ſonderbarer Schönheit in das Zeughaus verehren.

Bald fanden ſich ſchon neue Urſachen zum Mißtrauen gegen den Herzog von Savoyen, er fieng mit Genf abermals an.

Man beſchloß deßwegen zu Bern ſich gefaßt zu machen; überall waren die Truppen marſchfertig. Inzwiſchen langte eine

neue Rathsbotſchaft von Genf an, dieſe brachte mit, es ſeyen ſchon etliche Verräther hingerichtet worden; es ziehe alle Tage viel Kriegsvolk nach Thonon, man ſchneide Genf die Lebensmittel ab, u. ſ. w.

Die Eidgenoſſen ſchrieben auf Begehren der Stadt Bern dem Herzog ernſtlich: daß er Genf ruhig laſſe, und den Bernern nicht neue Urſachen zum Krieg gäbe.

Vier eidgenöſſiſche Geſandte kamen zurück, und brachten eine ſehr zweifelhafte Antwort von dem Herzog. Zweytauſend Mann marſchirten nun aufs Neue mit 8 Stüken Feldgeſchütz ins Welſchland.

So wie es mit Savoyen nicht am ſicherſten ſtund, mußte noch ein anderer Zwiſt die Berner beſchäftigen. In dem Bündtnerland wollten die evangeliſchen Bündtner eine Schule im Veltlin aufrichten; da lieſſen ſich auf Anſtiften der katholiſchen Bündtner ſelbſt, bey 800 Banditen, die auf dem Comerſee herumſtreiften, verlauten, ſie wollten ſie gleich wieder zerſtören. Man berichtete dieſe Umſtände der eidgenöſſiſchen Geſandtſchaft zu Baaden, und bat, daß man ſie allenfalls mit eidgenöſſiſchen Völkern unterſtüzen möchte.

Die Berner beſchloſſen den Bündtnern 5 tauſend Mann zu Hülfe zu ſenden, welche Ludwig von Erlach kommandieren ſollte. Es konnte aber dieſe Unruhe durch die eidgenöſſiſchen Geſandte glücklich geſtillet werden.

Endlich ſollte auch mit Savoyen noch Friede gemacht werden. Im Herbſtmonate 1585 wurden Hans Eſcher von Zürich, und Niklaus Manuel nach Chamberi geſchickt; die Antwort, ſo ſie mitbrachten, beruhigte die Berner.

Drey neugeworbene Schweizer-Regimenter zogen durch das Welſchland nach Savoyen; konnten aber nicht viel ausrichten, weil der Herzog ſchon lange ſich in Verfaſſung geſezt hatte, die Berner zu empfangen.

Auch hatte der Herzog die Liſt, durch Friedensvorſchläge Zeit zu gewinnen, u. den Eifer der Berner zum Krieg abzuſpannen. So machte er bald dieſe bald andere Vorſchläge durch Geſandtſchaften nach Bern. Als die Berner aber ſahen, daß der Herzog immer weiter vorrücke, ſeine Armee mit 2 tauſend Reutern vermehrte, ſo trauten ſie dem Handel nicht, ſondern eilten auch auf ihrer Seite mit Nachdruk, zu

einer ehrenhaften Gegenwehr. Zehntauſend Mann zogen den 17ten Julius nach dem Pays de Vaud. Das oberſte Kommando wurde dem Altſchultheiß, Johannes von Wattenweil, aufgetragen; es wurde auch eine Anzahl Reuterey und Schůzen unter welſchen Hauptleuten beſtellt.

Bald geriethen die beyden Armeen an einander. Der Marggraf von Aſt, mit tauſend Reutern, und der Freyherr von Armence, mit 800 Mann zu Fuß, nebſt andern Vǒlkern, die zuſammen auf 4 tauſend Mann geſchåzt wurden, konnten den Bernern zu St. Joire den Paß verſperren; hier kam es zu einer ſcharfen Aktion. Die Feinde wurden in die Flucht geſchlagen, über zwey Schanzgråben getrieben, ihnen zwey Reuterfahnen und vier Feldſtůcke abgenommen, und 400 Mann getödet. Hierauf eroberten die Berner die Schlöſſer St. Joire und Bardonaſche. Jezt dachte der Herzog im Ernſt an Friedensunterhandlungen.

Da unter den Bernertruppen viele Hausvåter waren, ſo ſehnten ſie ſich nach Hauſe, um ſo mehr, da in Savoyen kein angenehmer Aufenthalt iſt; und Armuth

und Unſäuberlichkeit der dortigen Einwohner alle Freuden des Lebens verkümmern. Für einen edeldenkenden Berner iſt dieſer Anblick doppelt drückend und melancholiſch.

Daher waren die Berner des Krieges müde; aber ſobald der bewilligte Waffenſtillſtand aufgehört, grif der Herzog aufs Neue die Berner an, jagte ſie aus ihren Schanzen, und hätte ſie alle niedergehauen, wenn er ſich nicht vor einer ſchreklichen Rache gefürchtet hätte.

Dieſer Zufall verbreitete Angſt im ganzen Welſchland, und als man denſelben zu Bern vernommen, wurde ſogleich Räth und Burger gehalten. Man blieb bis zu Mitternacht beyſammen, und beſchloß noch 5000 Mann aus dem teutſchen Gebieth ſchleunig marſchieren zu laſſen. Der Herzog aber ließ ſogleich wieder friedliche Geſinnungen bliken; er forderte eine Zuſammenkunft der Geſandtſchaften. Von Seiten Berns wurden der Schultheiß von Mülinen, der Stadthalter von Graffenried, der Oberſte von Erlach, und der Seckelmeiſter Daxelhofer abgeſchickt.

Auch diesmal kamen die Geſandten un-

verrichteter Dinge zurück. Der Krieg dauerte alſo fort.

Die Obrigkeit von Bern machte Anſtalten noch 3000 Mann aus dem deutſchen Gebieth, und zwar alles freywillige, anzuwerben, welche in 10 Fahnen eingetheilt, Rudolf Tillier, als Oberſter, anführen ſollte; die welſche Reuterey ſollte Imbert von Diesbach kommandiren.

Der Herzog und Bern beobachteten, ohne ein Verkommniß aufgerichtet zu haben, jezt eine Zeitlang gegen einander einen Waffenſtillſtand und gute Nachbarſchaft.

Indeſſen dauerten die Feindſeligkeiten zwiſchen Savoyen und Genf beſtändig fort; wobey die Franzoſen Hülfe leiſteten.

Den 25ſten Junius 1596 erſchien ein Sindicus von Genf, vor dem Rath zu Bern, und bat: man ſolle es nicht übel aufnehmen, daß die Stadt Genf ſich noch nicht mit Savoyen ausgeſöhnt habe. Der König in Frankreich wolle ſie im Frieden mit dem Herzog einſchlieſſen.

Zu Anfang des neuen Seculi 1600 gieng der Krieg zwiſchen Savoy und Frankreich ſchon wieder an; und der König ließ der Stadt Genf den Vorſchlag thun, dieſen gemeinſchaftlichen Feind herzhaft anzu-

greifen. Die Genfer begehrten Rath und Hülfe von den vier evangeliſchen Städten, wurden aber mit guten Worten abgewieſen.

Im Jahr 1602 garantirte der König von Frankreich auch den Bernern das eroberte Welſchland. Dieſe erneuerte Vereinigung veranlaßte eine eidgenöſſiſche Deputation in Frankreich, den Bund zu ſchwören; von Bern aus wurden der Altſchultheiß, Hans Rudolf Sager, und der Rathsherr Hans Jakob von Diesbach, dazu erwehlt, und etliche Glieder des groſſen Raths begleiteten ſie.

Bald darauf (1603) kam auch der Friede mit Savoyen zu Stande; die Cantone Glaris, Baſel, Schafhauſen, Solothurn und Appenzell nahmen ſich dieſes Geſchäfts eifrig an, und brachten einen Friedenstraktat zuwege, welchen beyde Partheyen guthieſſen, und die Städte Zürich und Bern ruften ihre Völker nach Hauſe.

Den 26ſten Jenner 1607 erſchienen vor dem Rath zu Bern Geſandte von Bündten, und brachten vor, wie bey ihnen Unruhen angefangen haben.

Zu Anfang des 1611 Jahres vernahm man abermals, daß der Herzog von Sa-

von wider die Städte Bern und Genf neue Kriegszurüſtungen mache. Bern ſandte ſogleich 2400 Mann nach dem Welſchland ab. Die erſte Fahne der Auszuger rückte den 14ten Februarius aus der Stadt. Die Städte Biel, Neuenburg und Neuenſtadt bat man, ſich zur Hülfe fertig zu halten. Die evangeliſchen Orte hatten ſchon allen Beyſtand anerbotten.

Der Kriegsrath fand, die 8 Fahnen ſeyen zu Aufhaltung des feindlichen Gewalts zu ſchwach, alſo ſchickte man noch 6 Fahnen dahin, unter den Oberſten von Diesbach und von Erlach.

Die Berner legten auf der Tagſazung zu Baaden, den Eidgenoſſen den Vertrag vor; welchen die 11 Cantone im Jahre 1564 zwiſchen Savoy und Bern vermittelt, und die Könige von Spanien und Frankreich beſtätiget hatten, mit Bitte, daß ſie die Stadt Bern bey dieſem Traktat beſchirmen, und handhaben helfen. — Man beſchloſſe auch auf dieſer Tagſazung, im Namen gemeiner Eidgenoſſen, eine Geſandtſchaft von Zürich, Luzern, Glaris und Solothurn, in Savoyen zu ſchicken, um den Herzog zu Abſchaffung des fremden Kriegsvolks zu ermahnen.

Den eidgenöſſiſchen Geſandten gab der Herzog zur Antwort: wenn die Berner und Genfer ihr Kriegsvolk abſchaffen werden, ſo werde er ein gleiches thun. Auch verlange er das Welſchland zurück.

Die gleiche Forderung that der Herzog durch ſeinen Geſandten, auf der Tagſazung zu Baaden, und legte ziemlich trozig den Krieg, und den Frieden dar, je nachdem ſich die Berner zur Reſtitution des Welſchlandes entſchlieſſen werden, oder nicht.

Nun kam endlich 1617 zum drittenmale der Friede mit Savoyen zu Stande. Die Berner mußten dem Herzog 3 tauſend Mann Hülfstruppen gegen Spanien geben. Die Geſandten von England und Venedig haben dieſem Friedensgeſchäft beygewohnt. Der Herzog that den Bundesſchwur in Gegenwart des Prinzen von Piemont und ſeiner beyden Söhne.

Bey den bündtneriſchen Unruhen im Jahr 1619 ſandte der Kanton Zürich 9 hundert, und Bern 2 tauſend Mann. — Aber auch dieſer Feldzug war den Bernern nicht vortheilhaft. Der Haß der katholiſchen Kantone gegen die Proteſtantiſchen zeigte ſich dabey ſtark und offenbar.

Im Jahr 1655 kam es mit den Religionspartheyen abermals zum Streit und Zank, und endlich zu einem Krieg, der Rappersweiler- oder auch der erſte Vielmergerkrieg genannt, weil an beyden Orten blutige Treffen vorgefallen, da am erſten Ort die Zürcher bey der Belagerung von Rappersweil viel Leute eingebüßt, am leztern aber die Berner den 24 Jänner 1656 eine Schlacht verlohren haben. Die Katholiſchen eroberten von den Bernern 9 Fahnen und 10 Kanonen. Dieſer ſchädliche Krieg iſt den 26 Februar 1656 zum Ende gekommen.

Aber das Feuer des Religionshaſſes loderte im Stillen fort; und es wartete nur auf das Anblaſen, um in neue Flammen auszubrechen. Den Anlaß gab der Abt von St. Gallen. Die Katholiſchen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, machten einen Bund unter ſich gegen Bern und Zürich. Beyde Theile ſtunden im Aprill 1712 im Feld. Züricher und Berner zogen in die Lande des Fürſten-Abts von St. Gallen, und nahmen das Kloſter ſelbſt in Beſitz; bey Bremgarten erfolgte eine blutige Aktion, war aber für die Berner ſieghaft.

Die Mit-Eidgenoſſen konnten jedoch nicht gleichgültig zuſehen, wie ſich ihre Brüder abermals feindſelig anfallen und zerfleiſchten, daher ſuchten die übrige, neutral gebliebenen Kantone Baſel, Solothurn und Appenzell den Frieden herzuſtellen. Und unaufhörlich wurde mit Ernſt daran gearbeitet. Da man ſchon nahe dem gänzlichen Abſchluß dieſes wohlthätig erneuerten Freundſchaftsbundes war, griffen die Katholiſchen mit Macht die Berner nahe an der Senſerbruck an (ſo in den freyen Aemtern liegt); da leztere an nichts weniger als an einen ſo gewaltſamen Ueberfall dachten; ſo wurden ſie geſchlagen; bey dieſem Ueberfall ſind den Bernern an 100 Mann getödtet, und viele bleſſirt worden; ob ſie gleich den Feind tapfer mit dem Bajonet abgetrieben haben. Gegen 6000 Feinde überfielen 1200 Berner. Gleich nach dieſem Vorfall lieſſen die Berner ihre Truppen überall anrücken, und im Lager ausrufen, daß man den Feind jezt nicht mehr ſchonen ſoll, ſondern daß man ihn mit Ernſt verfolge, und ſchlage, wo man ihn antreffe.

Die rechte Gelegenheit, im freyen Felde dem Feinde die Lohnung zu geben,

fand ſich bald. Die Berner kamen am 25ſten Julius 1712, am Dorf Vilmergen mit der Katholiſchen Armee ins Handgemeng. Der Sieg war lange zweifelhaft; denn die Berner zogen ſich faſt bis Lenzburg zurück. Aber als ſie den Feind in eine weniger vortheilhafte Stellung gebracht hatten, griffen ſie ihn mit allem Nachdruck an, es geſchahen vier Aktionen; — beyde Partheien kanonirten aufeinander bis gegen Mittag. Sodann kam es zu der Schlacht: — um 6 Uhr Abends war alles vorbey; — das Victoria ward auf dem Wahlplatz von den Bernern geſchoſſen, auch Gott für den Sieg ein freudiges Dankopfer gebracht.

Das Commando, nachdem bereits 3 hohe Generale der Berner verwundet weggetragen worden, übernahm zulezt der 74 jährige Greis, Herr Sekelmeiſter und Kriegsraths-Präſident Friſching. Seine Anrede an die Truppen war folgende: „Gut Herz, meine Kinder, Ich bin euer Vater! Weichet nicht von mir, ich will auch nicht von euch weichen. Laſſet uns bey einander leben und ſterben". — — Bern hatte 14 Offizier tod auf dem Platz, und 9 ſchwer

Verwundete; auch waren über 2 hundert Gemeine tod, und gegen 2 hundert bleſſirt. Von feindlicher Seite blieben über 2 tauſend Mann, theils tod, theils gefangen und bleiſſirt. In dem Bützbach lagen allein gegen tauſend Mann erſäuft. Die Armee der Berner war gegen 9 tauſend Mann; von Seiten der Feinde 10 bis 11 tauſend.

General-Lieutenant von Saccona y von Lauſanne, welcher die welſchen Detachementer anführte, hat ſich ſo braf gehalten, daß er eine Batterie mit dem Degen in der Fauſt erobert, auch mehrere feindliche Artilleriſten ſelbſt niedergeſäbelt hat. Seine Bravour trug zum Sieg vieles bey. Die Obrigkeit hat ihm zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte, das Bürgerrecht von Bern verehrt, ihn in groſſen Rath aufgenommen, und bald darauf zu einer Landvogtey befördert.

Seit dieſem Kriege hat unſer geliebtes Vaterland Ruhe genoſſen; obgleich hie und dort Funken der Zweitracht ausgefahren, ſo haben ſie doch durch die Weisheit und Gelindigkeit der geſammten lieben

Eidgenoſſenſchaft noch ſo abgeleitet werden können, ohne zu Zünden. — Gott ſegne das Vaterland! und erhalte ihm ſeine weiſe Regenten zum Wohl des Volks, und aller wahren Freunde der geſezmäſſigen Freyheit.

Allgemeine Nacherinnerung.

Die merkwürdigen groſſen Kriege, die der Kanton Bern für die allgemeine Eidgenoßſchaft hat mitſtreiten helfen, ſind ſchon oben beſchrieben. Auch haben an den Kriegsthaten der Berner bald mehr, bald weniger die übrigen Eidgenoſſen Antheil genommen; folglich kommt die Ehre des Streits den Verbündeten gemeinſchaftlich zu. —

Schickſale einiger Städte der Schweiz.

Zürich.

Zürich iſt eine der älteſten Städte, und ohnſtreitig jezt die merkwürdigſte Stadt der Schweiz. — Sie enthält mehr Seltenheiten der Kunſt als keine andere Stadt der Schweiz; und ihre Bauart, ihre vortheilhafte Lage an einem Fluß und See — ihr ehrwürdiges altes und neues, reiches und armes Ausſehen, bringt jedem Reiſenden und Schweizer die Ueberzeugung bey, daß da von uralten Zeiten ein merkwürdiges Volk müſſe gewohnt haben. Die Geſchlechter aber verwandlen ſich wie die Städte.

Schon im Jahr 1097 traf der Herzog von Zäringen, Räthe und Edelleute als Bürger zu Zürich an.

Es ſind über 60 Gaſſen in der groſſen und kleinen Stadt.

Zürich wurde im Jahr 1444 von den Eidgenoſſen zehn Wochen lang, hartnäkig belagert. Von den Mauren warf man Töpfe mit ſiedendem Kalk unter die Feinde; — man warf brennende Pfeile unter ſie.

Als damals die Eidgenoſſen die ſchreckliche Niederlage zu St. Jakob bey Baſel erlitten, waren die Züricher darüber ſo erfreut, daß ſie die Triumphgeſänge in der Stadt anſtimmten, alle Glocken läuteten, Pauken und Trompeten hören lieſſen. Die Belagerer ruften hinein in die Stadt, ob ſie verwirrt worden ſeyen? Der Haß gegen die Schweizer, da die Zürcher es damals mit den Oeſterreichern hielten, war ſehr groß.

Die Kirchen-Reformation brachte Ulrich Zwingli nach Zürich. Im Januar 1519 that er die erſte Predigt im Münſter, da er kaum 34 Jahr alt war. Im Jahr 1524 wurden die Kirchen entblößt, und die neue Religionsübung

eingeführt. Zu weit gieng der damalige Eifer; denn indem man die Alfanzereyen und Mönchsthorheiten herausſchafte, woran man recht that, vergriff man ſich auch an der edlen Nettigkeit und Zierlichkeit. Unſere Kirchen könnten etwas mehr anſtändige Schönheit behalten haben.

Die Kleidung der damaligen Geiſtlichen war ohne Unterſchied von der Weltlichen. Man predigte im Pelzrock und mit dem Degen an der Seite. Erſt lange hernach hat man dieſe Unanſtändigkeit geahndet, und abgeſchaft.

Im Jahre 1227 bekam Zürich Mauren und Gräben, und wurde mit Klöſtern wie beſäet.

Man rief herbey Bürger zu werden wer wollte. Man konnte das Bürgerrecht um 5 und um 10 Gulden kaufen.

Zwilch- und Wollenweber waren eine Menge in der Stadt. Sie führten ihre Waaren auf alle deutſche Meſſen.

Als im Jahr 1280 die groſſe Stadt verbrannte, ſagten die Neider: — der Teufel habe durch einen Beſeſſenen ausgeſagt, die Stadt ſey zur Strafe des Hochmuths ihrer Bürger verbronnen. Damals alſo war Zürich ſchon ſehr im Flor.

Die Juden waren in groſſer Anzahl da einheimiſch, und beſaſſen den gröſsten Reichthum. Gott ſtrafte die Verbrechen der Chriſten durch die Habſucht der Juden.

Peſt und Hungersnoth kam oft über dieſe Stadt.

Das Sprichwort: **wer guten Rath nöthig hat, gehe nach Zürich**, war ein weltbekanntes Lob.

Aber an guter Polizey und wahrer Religion muſs es gefehlt haben; denn Diebe und Mörder gab es genug in den böſen Zeiten der Kriege. In der Eidgenoſſenſchaft ſollen um das Jahr 1480 in weniger Zeit 15 hundert hingerichtet worden ſeyn; deren der Meiſter von Zürich über 7 hundert hingethan. Bettler und Landſtreicher gab es in der dortigen Gegend ſo viel, daſs man Ao. 1639 auf einen Tag zu Rapersweil 18 hundert, zu Baaden 6370 zählte. In einem einzigen Jahre wurden 236 dergleichen Miſſethäter hingerichtet. —

Im Jahr 1298, alſo gerade jezt vor 5 hundert Jahren, waren die Weiber in Zürich ſo tapfer, ſo kühn und braf, daſs ſie mit ihren Männern gleiche Gefahren des Kriegs theilten. Die Stadt ward belagert, die Weiber jung und alt zogen im

Panzerhemde auf die Feſtungswerke; und da der Belagerer die Menge Leute ſah, glaubte er, es ſeyen alle Soldaten, und zog eilig ab; — denn er erwartete von dieſer Armee nichts als Tod und Verderben.

Zürich hat die Reformation der Kirchen in der Schweiz angefangen 1525. Die Berner haben drey Jahre ſpäter als die Züricher die Reformation angenommen 1528. Auf Bern folgte Genf und das Welſchland, hernach Baſel u. ſ. w.

Im Jahr 1355 neckte ein öſterreicher Graf Buchheim die Stadt und Landſchaft. Dieſer Abentheurer kam mit 5 hundert Mann ungariſcher Reuterey ins Land, welche auf flüchtigen Pferden ritten, und Flitſchbogen und Pfeile ſo hurtig abzuſchieſſen wußten, daß ſeine Streifereyen nahe bey der Stadt vielen Schaden den Einwohnern gebracht haben. Dieſe Plünderungen wurden zwar jedesmal mit ſtarker Gegenwehr abgewieſen, doch hielt ſich dieſe Rotte lange im Badiſchen auf, von wo aus ſie ihre Streifzüge gegen Zürich vornahm. Endlich machten die Züricher doch ein Bündniß auf 5 Jahre mit dieſem Graf Buchheim

im Namen des Herzogs Albrecht von Oeſterreich.

Braun änderte die Regierungsform zu Zürich; er führte die Zünfte ein, und errichtete den geſchwornen Brief. Hingegen erweckten die Mißvergnügten einen fürchterlichen Aufruhr, und die Mordnacht in Zürich hat davon ihren Namen; weil in derſelben alle Anhänger der neuen Regierungsform hatten erdroſſelt und erſchlagen werden ſollen. Glücklicher Weiſe iſt aber das Vorhaben entdeckt, und mit raſchen Gegenanſtalten das Uebel kräftig gedämpft worden. Die Mezger haben ſich beſonders dabey tapfer gehalten.

Im Hornung 1350 wollten die abgeſezten Rathsherrn die alte Regierung wieder einführen; ſie machten daher einen Anſchlag, den neuen Bürgermeiſter und Rath zu ermorden, und wo ſich Widerſtand findet, die Stadt in Brand zu ſtecken.

Dieſer Mord-Anſchlag ſollte auf Matthias-Abend, den 23 Horn. 1350 ausgeführt werden: als ſich nämlich die ſogenannten Banditen, oder verjagten zürcheriſchen Regenten mit Graf Hans

von Habſpurg wider Zürich verbunden, auch den Grafen von Toggenburg, ſamt andern Edelleuten in ihre Partie gezogen, faßten ſie den Anſchlag die Stadt Zürich an verſchiedenen Orten in Brand zu ſteken, den Hrn. Bürgermeiſter Braun, ſamt ſeinen neuen Mit-Regenten zu ermorden, und die alte Regierung wieder einzuführen. Zu dem Ende hin haben ſie gegen 800 Soldaten heimlich in die Stadt hineingebracht; die übrige Anzahl Volks aber näherte ſich der Stadt zu Waſſer und zu Land: Indeſſen ward der mörderiſche Anſchlag, ſamt dem abgeredten Wortzeichen: ich heiſſe Petermann, noch zu rechter Zeit entdeket, und alſobald dem Hrn. Bürgermeiſter Braun geoffenbaret. Dieſer legte ſeinen Panzer an, auf das Rathhaus zu gehen; ſein getreuer Diener ſagte: Herr! gebet mir euern Rock, und leget den meinen an, man wird mich für euch anſehen, und ihr möget deſto leichter entkommen; werd ich erſchlagen, ſo ſterbe ich willig für euch, und die gute Stadt Zürich; ich will leiden, was Gott verordnet hat. — Der Bürgermeiſter folgte ſeinem guten Rath, und gieng ihm wie ein Diener nach; vor dem Rathhau-

ſe waren ſchon viele der Zuſammenver-ſchwornen verſammelt; Braun wußte ihr Wortzeichen, und das half ihm durch: der Diener aber ward in des Herrn Klei-de vor dem Rathhaus erſchlagen. — Hier-auf ward bey dem Großen Münſter Sturm geläutet, die Bürgerſchaft aufgemahnet, und die obere Brücke abgedecket; die frü-hen Mezger eilten mit ihren Schlachtbei-len herzu, und ſtritten wie die Löwen. — Selbſt die Chorherren, welche eben Mette geſungen, als ſie den Lerm gehört, ha-ben ſich aus den nächſten Häuſern bewaf-net, und den Bürgern tapfer beygeſtan-den; wie dann wirklich Rüdger Ma-neß, Schulherr der Probſtey Zürich, vor dem Schenkhof erſchlagen wurde. — Von den Feinden wurden einige erſchla-gen, einige, worunter auch der Graf von Toggenburg war, erſäuft, einige nebſt dem Grafen von Habsburg gefangen, und die übrigen zerſtreut. Das Volk, welches auf dem See, und vor den Por-ten der Stadt auf den Austrag wartete, begab ſich ſo eilfertig auf die Flucht, daß Morgens darauf viele zertretene Leichna-me auf der Straße gefunden wurden.

Die Mezger zu Zürich haben die Frey-

heit, einen Umzug in der Stadt zu halten bekommen, wegen ihrer Tapferkeit, welche ſie in der ſogenannten Mordnacht Ao. 1350 ausgeübt hatten. Bey dieſem Umzug, welcher gewöhnlich an dem Aſchermitwoch geſchah, trugen ſie ihren Eiſengrind oder Löwenkopf, als ein Zeichen ihres ſtreitbaren Löwenmuths, mit dem größten Pomp in der Stadt herum. In einem alten Manuſcript von der Stadt Zürich, ſteht hierüber folgendes: „Und dieweil die Mezger ſich alſo redlich und tapfer gehalten, iſt ihnen, und ihren ewigen Nachkommen von einem Rath zu Zürich die Freyheit gegeben, daß ſie um Matthiä in der Stadt in ihren Ordnungen umziehen möchten, und tragen der Stadt Zeichen und Fähnli, dazu einen Löwen, neben welchem die Mezger mit Schlachtbeilen ziehen ſollen, zum ewigen Gedächtniß, daß ſie mit ihren Schlachtbeilen und Prügeln wie die ſtreitenden und erzürnten Löwen in die Mörder gefallen, und für die Stadt ritterlich geſtritten haben". Ein ſolcher Umzug wurde ſonſt auch der Mezgeren Braut genennet.

Ao. 1728 iſt der lezte Mezger-Umzug geweſen; ſeit der Zeit iſt dieſe Feyerlich-

keit wegen groſſen Köſten unterblieben, und wird nur noch die Gewohnheit beybehalten, daß man am Aſchermitwoch auf dem Zunfthaus zum Widder den ſogenannten Eiſengrind neben einer Bärenhaut an ein offenes Fenſter hinſtellt, und den Kindern, welche ſich da herum zu verſammeln pflegen, Kuchen herunter wirft.

Der gröſte Reichthum der Bürger in Zürich vor 3 und 4 hundert Jahren war gegen 7 und 8 hundert Gulden. Wer über tauſend Gulden im Vermögen hatte, war ſo reich, als heut zu Tag ein Mann von 20 tauſend Gulden. — Der Bürgermeiſter Waldmann beſaß 24 tauſend Gulden, damals eine unerhörte Summe, und dieſer ſein Reichthum war die gröſte Urſache ſeiner groſſen Menge von Neider, und ſeines ſchmählichen Todes. —

Im Jahr 1499 ſind 200 Mann zu Bürgern umſonſt angenommen worden, weil ſie mit in Schwabenkrieg zogen. Damals waren 6 tauſend bürgerliche Geſchlechter. — Hundert Jahre ſpäter zählte man nur noch 15 hundert. Denn man gab ſein Bürgerrecht eben ſo leicht auf, als man es erhielt. Und von denen damals

bür-

bürgerlichen Geſchlechtern ſind jezt kaum noch 150 übrig.

So wie die alten Bürger abnahmen, pflanzten ſich neue an. Die groſſen Kaufleute aus Italien und Frankreich, welche um der Religion willen vertrieben worden, haben ſich da niedergelaſſen; unter welchen adeliche angeſehene Herren waren. Sie errichteten Fabriken allerley Art. Daher kam der Vers, ſo Ao. 1586 zu Baſel gedrukt, alſo lautet:

Der Handwerk findt man mancherley
Gleich wie in Städten reich und frey.
Beſonders wird da auf alle Weiß
Seiden und Sammet gemacht mit Fleiß.
Tücher von Wollen rein und Zart,
Doch ſtark und auf die Welſche Art.
Barchent, Daffet und Womeßin
Aus Flachs die reinſten Tüchelin,
Und andre ſubtile Sachen
Welch alles die Bürger ſelber machen.

Erſt in den Jahren 1589 machte man das Geſetz: man ſoll keine Bürger mehr annehmen, man ſeye denn ihrer Kunſt und Handwerk benöthiget; oder ſo ſie ein anſehnliches Vermögen beſitzen.

Am Neujahrstag 1600 zählte man juſt noch 16 hundert Bürger. Jezt mag die Zahl 2350 Mann hoch ſeyn.

Die im vorigen Jahrhundert zu Vergröſſerung der Stadt offen gelaſſene Plätze ſind mit prächtigen Häuſern ausgefüllt, und um und um mit neuen Häuſern umgeben worden.

Baſel.

Der Urſprung dieſer Stadt iſt unbekannt; in den älteſten Schriften ſtehet nichts von ihr gemeldet; iſt alſo neuer als Zürich, und ſcheint lange nur eine Fiſcherhütte geweſen zu ſeyn, wo Fiſcher wohnten, den Rhein hinüber zu fahren, und die Waaren nach Helvetien zu bringen. —

Im Jahr 1025 kam Baſel als eine Stadt an das deutſche Reich, da kurz zuvor die groſſe Kirche ausgebauet worden; und gemeiniglich kamen ſodann die Städte in Anſehen, ſobald ſie einen groſſen Tempel hatten.

So lange Baſel unter dem Biſchof ſtund,

war ſie mit vielen Laſten belegt; alle geiſtliche Orden und Kloſterbrüder ſammelten ſich daſelbſt in groſſer Menge, und verhinderten das Aufblühen des Bürgerſtandes.

Sobald aber 1523 die Kirchenreformation aufkam — und da auch der Adel vertrieben worden, ſo nahm die Stadt von Jahr zu Jahr zu, an Wohlſtand und Reichthum, daß ſie jezt eine der Reichſten nicht nur im Schweizerlande, ſondern auch unter den deutſchen Städten iſt. —

Im Jahr 1349 war eine ſo furchtbare Peſt in der Stadt, daß vom Aeſchemerthor bis an das Rheinthor nur 3 Ehen ganz blieben. Vierzehn tauſend Menſchen haben ihren Tod gefunden. Drey Jahre zuvor war ein ſo ſtarker Erdſtoß, daß die Pfalz hinter dem Münſter in Rhein fiel, und groſſen Schrecken verurſachte.

1356 ſind in einer Nacht Eilf Erderſchütterungen hart auf einander gefolgt, daß die meiſten Gebäude der Stadt theils ganz einſtürzten, theils abgedeckt da ſtunden. Bey dem Einfallen der Häuſer gieng auch Feuer auf, daß niemand lö-

ſchen konnte, aus Gefahr, von den ſtets einſtürzenden Häuſern bedeckt zu werden. Das waren 10 Jahre aufeinander, die ein ganz neues Baſel hervorbrachten. Neue Einwohner, neue Gebäude, neue Sitten und neue Gebräuche. —

Im Jahr 1417 verbrannten aufs neue 250 Häuſer und die St. Albans Vorſtadt.

Vor dem Jahr 1516 ſind alle Bürgermeiſter der Stadt Baſel Edelleute geweſen; nun aber ſeit dieſer Zeit werden ſie aus dem Bürgerſtand gewählt.

Der Todtentanz in der Stadt Baſel zeigt die Mahlerkunſt in den alten Zeiten, denn er iſt etwa 4 hundert Jahr alt. Ao. 1568 wurde er erneuert; auch Ao. 1616. Dieſer Todtentanz ſtehet zu Baſel bey dem Predigerkloſter, auf deſſen Kirchhof, ſo voller Lindenbäume iſt, an dem gepflaſterten Fußweg, zur rechten Hand im Eingehen, auf einer langen Mauer mit Oehlfarben, in rechter Lebensgröſſe gemahlt, und mit einer Gallerie und Dach verwahrt. Er ſcheint von den Zeiten der zu Baſel gehaltenen Kirchenverſammlung zu ſeyn.

Ein ſonderbares Recht hatte dieſe Stadt-Regierung eingeführt. So fiel noch Ao.

1597 das Gut der Unverheyratheten und der Kinderloſen der Obrigkeit zu; ſo, daß ſie keine Teſtamente machen konnten, auch die nächſten Erben beyſeits geſetzt wurden. Viele Miſſethäter wurden begnadiget, weil ſchwangere Weiber für ſie baten. Dies ſtehet in der Basler-Chronik. Die verderblichſten Ausſchweifungen waren durchaus in dieſer Stadt in vorigen Zeiten ſehr groß.

Bey der Reformation von Baſel gieng es ganz beſonders her. Der Rath wollte erſt die beyden Kirchenlehren neben einander leiden, und forderte die Bürgerſchaft auf, die Katholiſchen und die Reformirten ſollten ſich vertragen, und ein jeder könne glauben, was er wolle, wenn er ſich nur ruhig halte. Dies war aber nicht nach dem Sinn der gröſſern Zahl. Sie konnten dieſe unaufhörlichen Neckereyen nicht mit anſehen, wie die Katholiſchen Prediger auf den Kanzeln, und die katholiſchen Bürger auf die reformirten Bürger loszogen, und ſich gegenſeitig haßten und verfolgten. Als nun durch das anhaltende zweyſpältige Predigen die Mißhelligkeiten unter der Bürgerſchaft ſich vergröſſerten, ſtunden dieſelben im Chriſt-

monath des 1528ſten Jahres zweymal gegen einander in den Waffen; und zwar der evangeliſche Theil in viel gröſſerer Anzahl in der groſſen Stadt, der katholiſche Theil aber in geringerer Zahl aus Klein-Baſel. Sie wurden zwar beyde mal friedlich auseinander gebracht, aber nicht ohne groſſe Anſtrengung der Vermittler; wobey auch die Geſandtſchaften aus andern Kantonen helfen ſollten. Sogleich aber mußte verſprochen werden, daß man die Meſſe abſtelle. Als ſich aber die Katholiſchen dennoch nicht enthalten konnten, ihre Winkelmeſſen fortzuhalten, und zu keiner Zuſammentretung mit den Reformirten ſich verſtehen wollten, ſo geriethen die Bürger in eine neue und deſto heftigere Bewegung, zerſtörten nun mit Gewalt die Meßaltäre und Opfertiſche; zwey tauſend Mann traten unter das Gewehr, ſie ſtellten 6 Kanonen auf die Straſſen, ſchloſſen die Gaſſen mit eiſernen Ketten, beſezten die Stadtthore und das Zeughaus; und nun ſandten ſie ihre Leute in die Kirchen, zuerſt in das Münſter, und ſodann in alle übrigen; um die Bilder, Tafeln, Figuren abzuſchlagen und los zu machen; auf 12 Hau-

ſen warf man ſolche auf den Münſter-platz, wo ſie ſämtlich verbrannt worden. Die Einwohner von Klein-Baſel, welche lieber katholiſch geblieben wären, ermahnte man, ihre Bilder und Altäre abzunehmen, oder ſolche indeſſen auf die Kirchenbühne zu verwahren; aber auch hier hatten ſie nicht lange Ruhe; man vernichtete ſolche, wie jene in Groß-Baſel. Als dieſe Hauptveränderung geſchehen war, hat ſogleich der Klein- und Groſſe Rath den Entſchluß gefaßt, nicht nur alles dieſes zu beſtätigen, ſondern auch auf das Land den Befehl ergehen zu laſſen, daß inskünftige alle Meſſen, Bilder und päbſtliche Zeremonien abgeſchaft ſeyn ſollen. An die Stelle der katholiſchen Prieſter ſollen evangeliſche Prediger gewählt werden. Auf welches hin die Kloſterleute, Domherrn und der ganze Anhang der Cleriſey, auch viel Adeliche aus der Stadt zogen, und zu Arlesheim, eine Stunde von Baſel, das Domkapitel ſich geſezt hat. —

Hierauf war die Ruhe hergeſtellt; die Bürgerſchaft beſtätigte aufs neue den Eid der Treue für ihre Obrigkeit. —

Im Jahr 1691 entſtunden aufs neue Unruhen in Baſel zwiſchen der Obrigkeit

und der Bürgerſchaft, daß dieſe Streitigkeiten nur mit Blut konnten geſtillet werden. —

Als die Schlacht zu St. Jakob bey Baſel vorbey war, und drey Tage darauf ein Waffenſtillſtand gemacht worden; giengen vierhundert Manns- und Weibsperſonen auf die Wallſtadt, unter welchen viele katholiſche Mönche waren, als Auguſtiner, Baarfüſſer und Dominikaner; dieſe haben auf Stoßkärren die erſchlagenen Schweizer aus dem Felde geführt. — Dieſe Räumung hat 22 Tage gedauert. —

Nach mehrern alten Geſchichtſchreibern ſollen es bey 3 tauſend Eidgenoſſen geweſen ſeyn, die da erſchlagen worden, und 11 hundert Pferde. Von den Feinden aber ſeyen nahe an 10 tauſend Mann auf dem Platz geblieben, und wenige ſind geſtorben, ohne ſich noch röchelnd und halbtod an ihren mörderiſchen Siegern gerächet zu haben. Aeneas Sylvius ſchreibt: „Es haben die Eidgenoſſen die blutigen Pfeile mit eigenen Händen aus ihren Leibern geriſſen, und nicht eher ruhen wollen, bis jeder ſeinen Gegner und andere neben ihm fallen ſahe. Viele haben ihren Tod fünffach an dem Feind gerochen.

Bern.

Erbauet von 1191 und folgende Jahre. Der Erbauer Berchtold von Zähringen war ein mächtiger deutſcher Fürſt. Sein Stammhaus liegt im Breisgäu, eine halbe Stunde von Freyburg, nemlich das nunmehr zerſtörte Schloß Zähringen.

Im Jahre 1191 gab dieſer mächtige reiche Herzog dem edlen Baumeiſter von Bubenberg Befehl, eine Stadt zu bauen. Sie war kaum noch recht ausgebauet, als die Verordnung des Stifters von Bern in Erfüllung gebracht worden, die Raubſchlöſſer der benachbarten Edelleute zu zerſtören, und den flüchtigen Bewohnern einer unſichern Landſchaft, eine Freyſtadt umſonſt angewieſen zu haben. So wurden die Mörderhölen zerſtört, und das Eigenthumsrecht hergeſtellt. — Die zurückgebliebenen Weiber und Kinder der Verjagten, wurden in die neue Stadt geführet; auch die Landleute haben ſich hierzu willig bezeiget, und dieſe Vertilgung befördern helfen, denen am meiſten dar-

an gelegen war, dieſer Tyrannen los zu werden. Worauf das Landvolk herbey gekommen, und ungehindert das Land bauen können.

Der Ort, wo die Stadt ſtehet, hieß im Sak. Und wo dießmal die Nydek-Kirche ſtehet, war ein Herzogliches Schloß, gleiches Namens, daher dieſe Kirche den Namen bisher behalten hat. Damals beſtund noch die ganze Herrſchaft Bern nur aus den vier Kirchſpielen Bollingen, Stettlen, Muri und Uhmigen; bald hernach kamen die vier Landgerichte Konolfingen, Seftigen, Sternenberg und Zollikofen dazu, welche von vier Vennern regiert werden. Nach und nach ſind die übrigen Landſchaften theils durch Käufe, theils durch Eroberungen an die Stadt Bern gekommen, biß dieſer Kanton der gröſte, reichſte und mächtigſte Stand in der Schweiz geworden iſt.

Dieſe Hauptſtadt des gröſten Kantons hat demnach einen ſehr kleinen Anfang gehabt; auch waren die erſten Häuſer nicht nur klein und von Holz gebaut, ſondern der Umfang der Stadt war kaum halb ſo groß, wie jezt Arau iſt. Ein Fürſt von Savoyen hat nachher die Stadt beſ-

ſer ausbauen und mehr erweitern laſſen. Die Schanzen am obern Thor ſind ſogar erſt um das Jahr 1622, alſo kaum vor 170 Jahren zu bauen angefangen worden.

Der Boden, wo Bern erbauet worden, war ein Theil von Klein-Burgund, von dem deutſchen Kayſer beherrſcht, und in ſeinem Namen vom Herzog von Zähringen verwaltet.

Im Jahr 1353 trat dieſe Stadt in den groſſen Bund der Eidgenoſſen.

Bern iſt öfters belagert, aber niemals eingenommen worden. Auch die Freyburger zogen mit dem benachbarten Adel einmal nahe vor die Stadt, wurden aber zurückgejagt. —

Den 15 Juny 1523 gieng die obrigkeitliche Verordnung aus, daß zu Stadt und Land die Reformation angenommen, und nach ſolcher künftig der Gottesdienſt gehalten werden ſoll. Ao. 1528 kam die Reformation gänzlich zu ſtande.

Die Peſt wüthete zweymal in Bern. Am heftigſten brach ſolche aus im Jahr 1565, wo nach einigen Verzeichniſſen in der Stadt über 5 tauſend Menſchen hingeraft worden. Und im Kanton Bern überhaupt gegen 30 tauſend Menſchen.

Im Jahr 1288 ſind die Juden aus Bern banniſirt worden, da man in dem Keller eines reichen Juden ein Chriſtenkind ermordet gefunden. Doch müſſen ſich die Juden hernach nochmals in Bern haben einniſten können, weil in einer ſpätern Schrift folgende Worte vorkommen: „Die Stadt Bern von etlicher ihrer Bürgern wegen, es ſeyen Chriſten oder Juden", und folgende Worte: „es ſollen ohne anders denen chriſtlichen und jüdiſchen Bernern ihre Schulden bezahlt werden".

Das gröſste Unglück hat die Stadt durch Feuersbrünſte erlitten. Schon im Jahr 1283 brannte der untere Theil der Stadt zuſammen. Im Jahr 1288 ſchon wieder die ganze Gegend um die Kreuzgaſſe; Ao. 1302 alle Häuſer von der Kreuzgaſſe bis an Stalden; 1368 verbrannte die Judengaſſe; 1380 die ganze Golattenmattgaß; 1387 brannten 140 Häuſer an der Juden- und Schmidgaſſe, und am Gerbergraben; 1389 21 Häuſer an der Neuenſtadt. Der Hauptbrand aber geſchah im Jahr 1405, da zu Ende Aprills erſt 52 Häuſer, ſodann am 14 May 498 Häuſer im Rauch aufgiengen, ſo, daß bald die

ganze Stadt ein Schutthaufen war; über hundert Menſchen ſind damit verbrannt. — Noch ſollte aber Bern mit dieſer entſezlichen Strafe nicht verſchont bleiben, denn auch im Jahr 1575 brannten abermals 43 Häuſer ab; und im Jahr 1678 abermals beynahe 30 Häuſer.

Bey der groſſen Feuersbrunſt im Jahr 1405 ſind die wichtigſten Alterthümer mit verbrannt; auch Bücher und Dokumente. Daher fehlen von den ältern Zeiten faſt alle gute, beſtimmte Nachrichten von den erſten Schickſalen der Berner, die Flamme hatte die beßten Schriften verzehrt.

Im Jahr 1416 kam der Pabſt nach Bern.

Im Jahr 1415 eroberten die Berner das Aargäu.

Und im Jahr 1536 das Pays de Vaud.

Das allererſte Rathhaus hat unten am Stalden geſtanden, wo jezt die Schmiede iſt. Hernach ward es an den Kirchhof beym Münſter angebaut. Da das Getön der Glocken, beſonders in den Katholiſchen Zeiten, die Herren im Reden geſtört, hat man die heutige Stelle des Rathhauſes gewählt, und daſſelbe neu bauen laſſen.

Der Kirchhof zu Bern ward 1360 zu bauen angefangen, und im Jahre 1528 geendiget. —

Im Jahr 1430 wurden die vier Venner und Sechzehner nicht mehr von den Quartiren, ſondern von den vier Geſellſchaften genommen, jede gab einen Venner und vier Sechszehner von den vier Quartieren. Alle Jahr zwey neue Venner, einen in der obern, und einen in der untern Gemeind. Im Jahr 1446 wurde ihr Dienſt auf vier Jahre beſtimmt.

Lange vor der Erbauung Berns ſtund die Matte, wo ſchon lange Mühlen waren.

Die Schlacht am Donnerbühl Ao. 1298 ſoll nahe bey Oberwangen geſchehen, und Graf Hartmann von Kyburg den Bernern zu Hülfe gekommen ſeyn. — Auch das Schlachtfeld bey Laupen ſoll in der Gegend der Dörfer Ober-Wyl und Wyden, unweit Laupen ſeyn.

Anshelms Kronik von Bern, ſchreibt der Stadt Bern ein höheres Alterthum zu, als von Berchtold V. Auch behauptet dieſer Geſchichtſchreiber, welcher auf Befehl der Obrigkeit Ao. 1530 ſein Werk geſchrieben hat, daß der Anfang

der Reformation in Bern Luther zugeſchrieben werden müſſe, welches auch verſchiedene Briefe von Luther an die Stadt Bern beſtätigen. Um dieſe Zeit wurden auch einige Pfarrer ihrer Stellen entſezt, weil ſie behauptet haben, die höchſte Gewalt in der Republik ſtehe den Prieſtern zu.

Im Jahr 1274 war der Geldzins zu Bern wochentlich zwey Pfennig vom Pfund, alſo jährlich 44 vom Hundert. Zu Bern rechnete man das Jahr von Weyhnachten an, zu Lauſanne aber von Mariä-Verkündigung.

Im Jahr 1324 galt die Mark 40 Schilling oder 2 Pfund zu Bern. Ein Goldgülden 64 im Schrot zu 24 Kreuzer fein, oder 12 Sols zu Lauſanne; daher noch der Namen Florin für 12 Sols. Ein Pfund Stäbler machte 2 Pfund Pfennige. 60 Stäbler auf einen Gulden oder 20 Plappert; oder 2 Pfund Pfennig 60 Kreuzer 1 Gulden.

Im Jahr 1367 wurden ſchon die Kartenſpiele verboten; doch das Brettſpiel erlaubt. Auch das Schachſpiel im Jahr 1464 erlaubt.

Im Jahr 1384 war ein groſſer Auflauf in der Stadt.

Luzern.

Dieſe Stadt hat das Schickſal wie alle alte Städte gehabt; ſie iſt erſt nur ein Dorf, oder ein Flecken geweſen, ſonach zu einer Stadt angewachſen. Die Thürme und Hauptgebäude kamen erſt nach dem Jahr 1400 dahin; vorher waren es nur hölzerne Hütten und elende Winkel.

Herr von Balthaſar ſchreibt:

„Als gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1398) ein anſehnlicher Bürger, Johann Kupferſchmid, ſein hölzernes Haus in ein ſteinernes verwandelte, hat der Rath, zur Aufmunterung andrer, ihm öffentlich ſein Wohlgefallen bezeugen laſſen, und dabey erkannt, daß jedem Bürger, der ein ſteinernes Haus bauen werde, und es mit einem Giebel decke, um es deſto mehr vor Feuersgefahr zu ſchirmen, die Grundmauer und das Ziegeldach, in der Stadt Koſten, geſchenkt werden ſoll. Mit dergleichen klugen und väterlichen Hülfsleiſtungen wurden die Abſichten und die Wünſche der Obrigkeit, ihre Stadt beſtmöglichſt vor

Feuersunglück, das ehedem ſehr oft ſich ereignet hatte, zu ſchirmen und zu retten, überhaupt erfüllet; und in weniger Zeit eine namhafte Anzahl von Häuſern niedergeriſſen, und gemauert wiederum aufgebauet. Auch hat die vor etwan hundert und zwanzig Jahren gemachte Verordnung, daß jeder neuangenommene Bürger hölzerne Häuſer niederreiſſen, und dagegen in Stein aufbauen laſſen ſolle, zur Verſchönerung und Sicherheit der Stadt nicht wenig beygetragen: ſo, daß auch ſeither einige hundert ſchlechte, gefahrdrohende Häuſer abgeriſſen, und an deren Statt nahmhafte und anſehnliche Gebäude aufgeführt worden.

Aber noch ein weit ſchöneres und ſtädtiſcheres Ausſehen bekam Luzern, als man den Entſchluß gefaßt, eine zweyte Ringmauer um die gröſſere Stadt aufzuführen, und die Musegg oder die Anhöhe, die gegen Mitternacht ob derſelben ſich erhebet (deren wildes Gehölze die Bürger ſchon zu Murbachiſchen Zeiten ausgerottet, und den Hügel mit Weinreben bepflanzet), mit einer hohen Mauer, ſammt neun Thürmen zu umzingeln, und mit zur Stadt einzuſchlieſſen.

Das geſchahe im Jahre 1408. Und zu mehrerer Zierde wurde der mitlere dieſer Thürme mit einer groſſen Schlaguhr, die ſchon Ao. 1385 von einem Basler für die Stadt verfertiget, und damals für etwas Seltenes und Koſtbares gehalten worden, verſehen und ausgerüſtet; 6060 Rheiniſche Gulden, und mehr nicht, hat dieß alles, ſammt dem vor etwa zehn Jahren abgebrochenen Judenthurme, und der Spreuerbrücke, gekoſtet: und was noch ſeltſamer iſt, ſo ward innerhalb Jahresfriſt dieſer ganze weitläuftige Bau vollendet. Die Zeitläufe waren damals ſehr wohlfeil; ein Knecht oder Handwerksgeſelle hatte des Tags 9 Häller Lohn, und der beßte Meiſter 9 Angſter; und, wie die Sage noch ferner lautet, ſo war Niemand im Stande, des Tags, und wenn er den ganzen Tag in einem Schenkhaus in der Zeche geſeſſen wäre, 3 Angſter zu verzehren.

Das Zeughaus, iſt 1568 in die Reuß geſunken, und darauf, ſammt dem Stadt oder Herrenkeller, und dem Kornmagazine, neuaufgeführt worden; es wird gemeinglich, und mit Recht, von den meiſten Reiſenden beſucht, und man findet

auch an dieſem Ort einige Seltenheiten zu ſehen und zu bemerken.

Ao. 1454 iſt die Stadt zum erſtenmal durchaus mit Steinen beſezt, und 1481 der ſteinerne Brunnen auf dem Fiſchmarkte, jetzt Weinmarkt genannt, ſehr koſtbar in Stein aufgeführt worden. Eine alte Sage lautet: dieſer Brunnen, und das ſchöne eiſerne Gitter in der Stiftskirche, haben ſo viel als die ganze Ringmauer über die Muſegg gekoſtet.

Ao. 1513 wurde der ſchöne ſtarke Thurm gegen der Geißmatte, der rothe Thurm genannt, erbauet. Die Koſten betrugen 2000 Gulden.

Daß Luzern in ältern Zeiten mit Feuersbrünſten öfters heimgeſucht, und namhaft beſchädiget worden, iſt mehr als bekannt. Die älteſte, ſo man in Schriften aufgezeichnet findet, iſt die vom Jahre 1340; eine Brunſt, die faſt die ganze gröſſere Stadt betroffen. Ao. 1412 ſind in der Pfiſtergaſſe 31 Häuſer, und 1472 die ganze Gaſſe, die damals aus drey Reihen Häuſern beſtund, in Aſche verwandelt worden. Der äuſſere Weggis hat auch zu dreyenmalen ein gleiches Schickſal erlitten, und beſonders 1444, da die=

ſe Gaſſe ohne Ausnahme, ein trauriges Opfer des Feuers blieb. Ao. 1495 verbrannte das Haus der Edeln von Hartenſtein, ſammt einem andern daran gelegenen mit dem Thurme bey dem Hofthore; und 1531 das Amthaus der Abtey Engelberg, und mehrer Häuſer, nahe an der St. Peters Kapelle. Ich übergehe verſchiedene andere dergleichen minder erhebliche Unglücksfälle. Nur ſoll nicht unbemerkt gelaſſen werden, wie 1701 den 30ſten Heumonat, durch den Strahl, in einem der mittlern Thürme auf der Musegg 250 Zentner Pulvers entzündet, der Thurm unter einem entſetzlichen Knalle ganz auseinander geſprengt, und eine unzählbare Menge Steine, theils auf die Stadt, die mehreſten aber, zum größten Glücke, weit in den See hinausgeſchleudert worden. Ein darauf erfolgter Platzregen hat die abgedeckten Häuſer gleichſam überſchwemmet, und den Schaden und die Verwirrung noch mehr vergrößert.

So vieles Unheil, Angſt, Sorgen und Armuth das verzehrende Feuer in der guten Stadt ehemals angerichtet; ſo gräßlich und wüthend hat auch zu mehrma-

len die leidige Peſt, eine eben ſo fürchterliche Strafruthe Gottes, ſich empfinden laſſen, und zu Tauſenden mit ins Grab geſchleppet. Nur in den Jahren 1564 und 1565 ſind 25 hundert Perſonen Todes verblichen. Ao. 1571 und 1580 that ſie abermals empfindlichen Schaden; und derſelbe würde um ſo viel gröſſer geworden ſeyn, wenn die Obrigkeit nicht mit den ſtrengſten Polizeygeſezen die Wuth zu hemmen ſich bemühet hätte. „Denn vorher, ſagt der bekannte Stadtſchreiber Cyſat, war keine rechte Ordnung, das man mit groſſem Schaden wohl empfunden. Die Urſache war der Eigenſinn des Volkes, und daß der gemeine Mann ſolche Dinge nicht faſſen wollen". — Der gleiche landesväterliche Eifer hat auch ein ſo koſtbares als nützliches Werk nach ſich gezogen, das, weil es unter dem Boden vergraben liegt, faſt von Niemanden geachtet wird. Dieß iſt der ſo genannte Löwengraben, der wohl 450 Schritte lange unterirdiſche Gang, durch welchen das ſonſt todt gelegene und verfaulte Waſſer des alten Stadtgrabens, oder Grändels, in die Reuß abgeführt, und flieſſend behalten wird. Ao. 1581

ward dieſe merkwürdige Arbeit unternommen, und im folgenden Jahre vollendet. Die ſchöne Arbeit und die Koſtbarkeit dieſes ganz gewölbten unterirdiſchen Kanals läßt ſich daraus abnehmen, daß derſelbe 22 Werkſchuhe hoch, und der Weg an den mehreſten Orten durch einen harten Felſen hat gebahnet werden müſſen. Um das Werk zu beſchleunigen, mußte jeder Einwohner, durch Handarbeit und Frohndienſte, oder einen beſtimmten Zuſchuß an Gelde, das Seinige beytragen; die Wittwen, die Wayſen, und die Armen allein ausgenommen. Einige muthmaſſen, die ſtrenge, unverdroſſene, muthvolle Arbeit habe dieſem Kanale den Zunamen des Löwengrabens erworben, nach der Redensart: Sie haben wie Löwen gefochten, oder wie Löwen ſich gehalten; andere aber wollen, daß jedem Taglöhner des Tags ein Zehnſchillingſtück, die man damals Löwen genannt, für ſeine Arbeit gegeben worden, und daher dem Graben dieſe Benennung geblieben ſey".

Solothurn.

Ein Gebände dieſer Stadt iſt uralt. Es ſcheint, daß Solothurn ein römiſches Kaſtell, oder getrenntes Haus geweſen ſey; daher es auch den Namen vereinödeter Thurm (Solo-Thurm), erhalten haben mag.

Man ſchäzt das Alterthum dieſes Thurmes auf 2000 Jahre. —

In den älteſten Zeiten, ſchon vor tauſend Jahren, waren die deutſchen Kayſer öfters in dieſer Stadt: als Kayſer Karl der Groſſe; Kayſer Konrad II. Auch in den ſpätern Zeiten ſind mehrere Kayſer und Päbſte perſönlich daſelbſt geweſen.

Durch Käufe und Eroberungen gelangte dieſer Kanton zu einer anſehnlichen Herrſchaft. Ein ſonderbarer Krieg entſtand einſt zwiſchen Baſel und Solothurn, welchen man den Galgenkrieg nannte; weil ein an den Gränzen beyder Kantone umgehauener Galgen die Urſache zu wirklich feindſeliger Behandlung war; ſo aber bald durch die übrigen Kantone beygelegt wurde.

Auch die Peſt hat dieſer Stadt ſehr geſchadet, und iſt beſonders die lezte im Jahr 1594 ſehr zerſtörend geweſen. Aber die Hauptveränderung in den Gebäuden brachte eine allgemeine Feuersbrunſt zu wege, ſo im Jahr 1458 nicht nur die Hauptgebäude, ſondern auch alle alte Schriften und Dokumente mit in Staub legte. Im Jahr 1546 hat der Blitz den ſogenanten Riedholz-Thurm in die Luft geſprengt, da eben damals 3 hundert Zentner Pulver darinn in Verwahrung gelegen. —

Die Stadt Solothurn wurde nicht wenig durch die Uneinigkeit in Bewegung geſezt, als im Jahr 1529 die Kirchen-Reformation bereits bey einem anſehnlichen Theil der Bürgerſchaft vor ſich gegangen iſt, und die Reformirten ihren Gottesdienſt in der Baarfüſſer-Kirche, die Katholiſchen aber in der Stiftskirche hielten. — Die Bürgerſchaft kam, obgleich in den Religionsgeſinnungen getrennt, doch wieder zur Ruhe, bis in das Jahr 1531; wo nach der von den Zürchern verlohrnen Schlacht bey Cappel die Katholiken den Sieg davon trugen, und der Haß beyder Religionspartheyen wieder erwachte;

te; die einen, welche ſchon reformirt geweſen, ſind wieder abgefallen, die wenigen andern, ſo der erkannten Lehre treu geblieben, zogen aus der Stadt. — Denkwürdig bleibt die Handlung, die in der Geſchichte aufgezeichnet ſtehet:

„Zur Zeit der Reformation war die Stadt Solothurn in Anſehung der Religion getheilt, nun waren die Reformirten einſt in einem Hauſe verſammelt, um über ihre Angelegenheiten zu rathſchlagen, unterdeſſen nahmen die Andern einige Kanonen aus dem Zeughaus, und fiengen an auf das Haus, wo die Erſten verſammelt waren, zu ſchieſſen. Auf den erſten Knall ſprang der katholiſche Schultheiß Wengi herzu, ſtellte ſich für das zweyte zum losſchieſſen bereitete Stück, und ſagte zu ſeinen Religionsgenoſſen: „Wenn ihr Bürger„blut vergieſſen wollet; ſo vergieſſet mei„nes, eher gebe ich nicht zu, daß ihr dieſe „ehrlichen Leute, die eure und meine Brü„der und Mitbürger ſind, wenn ſie ſchon „anders denken als wir, zu Grunde rich„tet". Darauf lieſſen ſie ab, und der Aufruhr war geſtillet".

Doch mußten die Reformirten zulezt der ſtärkern Parthie Platz machen. — Aber

K

bemerkenswürdig iſt es, daß die Stadt Solothurn bey allen Kriegen, die wegen der Religion in der Schweiz in verſchiedenen Zeiten entſtanden ſind, insgemein neutral geblieben, und die Waffen für ſolche Streitigkeiten nicht getragen hat, wohl aber ſie zu vermitteln rühmlich bemühet war. —

Freyburg.

Wird genannt im Uechtland, weil dieſes Land vormals zwiſchen Deutſchlands äuſſerſter Gränze, dem Aargäu und dem Anfang des Welſchlandes, lag, wo Sümpfe, Seen und Waldungen 2 Nationen ſcheideten, und alle weitere Gemeinſchaft aufgehoben, oder doch ſchwer gemacht haben. — Wurde alſo auch ſonſt genannt: Oed-Land, Oedes Land, unbevölkertes und ungebautes Land.

Anfangs war auch Freyburg eine bloſſe Bergfeſtung, wo einige wenige reiche Herren wohnten, die unter ſich eine Anzahl Dörfer im platten Lande beherrſchten. Wie aber die Zwingherrn überall

vertilgt worden, bauten auch gemeine Leute ihre Hütten daran; bis es zu einer ſehr weitläuftigen Stadt angewachſen iſt. Als die groſſe Münſterkirche erbauet war, verſammelten ſich eine Menge geiſtlicher Orden, und die Stadt war ein ſicherer Aufenthalt gegen die Raubſchlöſſer, und für einen Theil des Adels, daher ſie den Namen Freyburg, oder freye Burg mag erhalten haben; in neuern Zeiten iſt ſolche zu einer anſehnlichen Hauptſtadt angewachſen. Vermuthlich war die Eiferſucht über das Glück des ſchön aufblühenden, nur 6 Stunden davon entfernten Berns Urſache, daß die ältere Schweſter ſo oft in Zank und Streit mit der jüngern Stadt gerathen iſt. —

Da die Berner von jeher eine freymüthige, entſchloſſene Miene angenommen hatten, ſo konnte es nicht fehlen, daß Freyburg und Bern ſich lange mit Mißtrauen anſehen mußten.

Die Neckereyen, die zwiſchen dieſen beyden ſich ſo nahen Städten mehrere Jahrhunderte hindurch fortgedauert haben, ſind zulezt in die nachbarlichſte Freundſchaft verwandelt worden; und ſind beyde

Städte ſich in allen Nöthen aufrichtig und eifrig beygeſprungen.

Auch dieſe Stadt hat zu verſchiedenen Zeiten groſſe Veränderungen erlitten, doch weit weniger von der Peſt und den Seuchen, als andere Schweizer-Gegenden: welches vermuthlich ihre ſehr abgelegene, geſunde Lage, und ihr weniger Verkehr mit dem Ausland, verurſacht haben mag.

Merkwürdig iſt noch die in unſerm Jahrhundert von einem einzelnen Mann erbaute Einſiedeley, nahe bey Freyburg. Wer ſie ſiehet, bewundert den Erfindungsgeiſt, den anhaltenden Fleiß, die Geduld und die ausdaurende Abhärtung gegen alle Mühſeligkeiten des Lebens. Jean du Pres iſt der Name des Künſtlers, der als Einſiedler in einem groſſen langen Felſen, oben über dem Waſſer, ſich ſeine Wohnung ganz allein ausgegraben hat; mit Keller, Gewölbern und Gängen, und mit einer Kapelle und Kirche. Er holte ſich die nöthigen Steine auch ſelbſt aus dem Grund des Waſſers, und, indem er beynahe mit allem fertig war, ertrank er in der dabey flieſſenden Sane.

St. Gallen.

War lange nur ein Kloſter; die Häuſer vermehrten ſich aber nach und nach, und ſo entſtund endlich die Stadt St. Gallen.

Da die Klöſter in den damaligen Zeiten faſt alle gute Erdtheile beſezten, ſo kan man annehmen, daß der Boden fruchtbar und gut müſſe geweſen ſeyn.

Aber um das Jahr 800 waren noch keine Reben im Rheinthal, der Adel und die Geiſtlichkeit mußten meiſtens Waſſer trinken.

Durch groſſe Vergabungen reicher, vornehmer Leute baute das Stift St. Gallen das Münſter, und viele andere Gebäude kamen Geſchenksweiſe an ſie; auf gleiche Weiſe konnten die Kloſterherrn ihr Gebiet erweitern und anpflanzen.

Als die Stadt ſchon in ziemlichem Flor und anſehnlich groß war, brannte ſie im Jahr 1314 gänzlich ab, ſamt Kloſter und Kirchen. Es ſind 30 Glocken damit geſchmolzen; auch kam im gleichen Jahr die Peſt dazu, daß alſo von der Stadt

nichts, und von den Leuten nur wenige übrig gebkieben ſind. Alle Felder lagen viele Jahre unangebaut. —

Durch fremde Einwanderung, beſonders geſchickter Leinwandfabrikanten, nahm die Stadt aber ſo geſchwind wieder zu, daß ſchon im Jahr 1327 der Bürgerſtand reicher war, als das Kloſter; und viele Oerter von der Geiſtlichkeit, die in Schulden ſteckte, an die Weltlichen verkauft werden mußten.

Hieraus entſtunden nach und nach ſo groſſe Bedrückungen für die Stadt, daß ſie ſich empören, und mit den Appenzellern im Jahr 1401 in Bund treten mußte; der Eid lautete: „Daß man einander bey gemeinen Rechten, Gerechtigkeit, Gnade und Freyheit mit Leib, Ehr, Gut und Blut ſchützen, ſchirmen und handhaben wölle, ſo weit Leib und Gut langen mag". — Von dieſer Zeit an kam auch St. Gallen mit den deutſchen Reichsſtädten in Bund.

Schon 1402 ergriffen die St. Galler und Appenzeller die Waffen gegen den Abt und ſein Kloſter; und dieſe Streitigkeiten haben dreyhundert Jahre hindurch gedauert, daß kein Theil vor dem andern

ſicher war; weil der Abt als deutſcher Reichsfürſt die Hülfe des Kayſers gegen die St. Galler oft angerufen hat.

Als im Jahr 1529 die Kirchen-Reformation aufkam, zogen die Kloſtergeiſtlichen nach Bregenz. Sechs von den Conventsherrn nahmen die reformirte Lehre an, auch viele andere Kloſterleute wurden reformirt. Aus den Kirchen-Zierrathen machte man Geld, und theilte es unter die Armen aus.

Im Jahr 1454 kam die Stadt St. Gallen in den Bund mit den Schweizern.

Im Jahr 1517 kaufte die Obrigkeit für ihre Gewerbtreibende Leinwandweber einen Mangbaum mit groſſen Koſten in der Fremde, und 8 hundert Mann kamen damit an. Wie edel muß dieſe Regierung für das Wohl der Ihrigen zu allen Zeiten beſorgt geweſen ſeyn, da noch heut zu Tag dieſe Stadt an Wohlſtand, Sittlichkeit, Treu und Glauben im Handel ſich vor ſo vielen andern gröſſern Städten rühmlich auszeichnet.

Für wohlfeile Nahrungsmittel hat die Obrigkeit auch ſtets väterlich geſorgt, wodurch die Handwerker und Gewerbe in ſo blühenden Stand gekommen ſind, daß man

wohlfeile und gute Arbeiter haben konnte. So hat zum Beyſpiel im Jahr 1655 am Herbſt-Jahrmarkt in St. Gallen ein Maas Wein, ein Maas Milch und ein birkener Beſen, jedes gleichviel, nämlich ſechs Pfennig gegolten.

Als die Appenzeller und St. Galler den Adel aus ihren Landen vertrieben, ſetzten ſich viele davon nach Zürich, und wurden dort Bürger.

Schaffhauſen.

Auch von dieſer berühmten Stadt weiß man keinen rechten Urſprung. Man leitet das Wort auch her von dem nahe gelegenen Rheinfall, wo die Waaren müſſen ausgeladen werden: Schaff-auſſen; das iſt Ladaus.

Sehr alt iſt die Stadt nicht; es iſt wahrſcheinlich, daß lange Zeit nur Schifferwohnungen daſelbſt waren. Erſt ſeit 1245 kommt ſie als eine Stadt in die Geſchichtsbücher.

So wie es in andern Städten der Schweiz geſchehen, ſo war auch in Schaff-

hauſen eine groſſe Veränderung durch die Reformation im Jahr 1524 hervorgebracht; viele der vorigen Einwohner, die lieber katholiſch bleiben wollten, ſind ausgewandert, vornemlich was der Adel war. Auch iſt im Jahr 1525 ein obrigkeitliches Mandat ergangen: daß kein Bürger, Unterthan oder Einſaß zur Meß oder zum Taufen auſſerhalb Landes gehen oder reiten, ſondern den Gottesdienſt in der Stadt beſuchen ſoll, oder wenn er das nicht wolle, er ſich ohne weiteres mit ſeinem Hab und Gut ganz von Stadt und Land entferne, welches er ohne Strafe und Entgeld zu thun befugt ſeyn ſoll.

Die Erdbeben haben dieſer Stadt von jeher keinen Schaden gethan, welches man von keiner andern Gegend der Schweiz ſagen kann. Auch in Peſtzeiten iſt ſie weit mehr als andere verſchont geblieben; welches ihre geſunde Lage an einem lebendigen friſchen Waſſer, und die ſtarke Ausdünſtung des Rheinfalls bewirket haben mag. Der Rheinfluß iſt zwar oft ſehr hoch angewachſen, hat aber der Stadt niemals Schaden bringen mögen.

Bemerkenswürdig aber iſt die Zerſtörung der ſteinernen Brücke über den Rhein,

welche 1580 zu bauen angefangen, aber erſt 1611 ausgebaut worden. Dieſe Brücke ſtürzte nach 30 Jahren in ihren Fundamenten zuſammen; denn da der Rhein zu verſchiedenen Zeiten des Jahrs einen auſſerordentlichen Zug gegen den Waſſerfall hat, ſo muß es eine überſchwänkliche Kraft ſeyn, die den Strohm bändige, und dieſe Brücke ſtark und dauerhaft genug ſey. Es iſt hernach eine kunſtreiche Brücke ohne Pfeiler gebaut worden, welche aber auch öftere Reparation erfordert hat. Aber denkwürdig bleibt das Werk des geſchickten Baumeiſters Grubenmann aus Appenzell, der in 3 Jahren eine hölzerne Brücke zu Stande gebracht hat, die auf nichts ruht, ſondern ſich durch ein Hängwerk in freyer Luft ſelbſt hält, und die Balken einander unterſtützen. Das Werk iſt 360 Schuh lang.

Das Glarnerland.

Die Einwohner haben als Helden für ihre Freyheit geſtritten; und iſt der Beweis ſchon oben Seite 41 gegeben worden.

Sonſt auch haben dieſe Mit-Eidgenoſſen bey allen Gelegenheiten ihre Bundesmäſſige Hülfe treulich geleiſtet.

Auch im Glarnerland konnte man lange keinen Frieden wegen der Religionsveränderung herſtellen.

Viel Unglück haben die Einwohner durch Waſſerſchäden erlitten, wie auch von eingeſtürzten Felſen groſſe Schrecken erlebt. Noch in dieſem Jahrhundert ſtürzte ein Felſen gerade auf einen Stall, worinn ein kleiner Knabe allein war. Die Balken ſind ſo übereinander gefallen, daß der Knabe in der Mitte aufrecht ſtehen und beym Leben bleiben konnte.

Ein anderer ſonderbarer Zufall hat ſich zwiſchen zwey Glarnern zugetragen. Wälty Blumer gieng mit ſeinem Schwager über eine Alp. Als ſie an eine Felſenwand kamen, gab der Schwager dem Wälty einen Stoß, daß er hinunter ſtürzte. — Als aber der Herabgeſtürzte beym Leben blieb, kam es bey der Unterſuchung ſo weit, daß beyde gefoltert worden; denn der Mörder ſagte aus: er habe ihm darum den Stoß gegeben, weil ſein Schwager mit dem Vieh auf den Bergen Unzucht getrieben, und er die Schande nicht wollte

auskommen laſſen. Hierauf wurde Blutgericht gehalten, und dahin der Schluß erkannt: daß beyde Beſchuldigte auf der gewöhnlichen Richtſtädte, im Beyſeyn der Richter, mit Schwerdtern kämpfen, und ihre Unſchuld damit an Tag kommen ſoll, bey welchem Kampf der Wälty Blumer ſeinen Schwager durch einen Stich gefährlich verwundet, doch ſo, daß er noch vor ſeinem Tode hat geſtehen können, daß er den Wälty Blumer habe ermorden wollen, weil er ihn erben konnte.

Die Appenzeller.

Da die Appenzeller den meiſten ſchwäbiſchen Adel auf dem Rücken hatten, und mit dem Abt von St. Gallen in nachbarlichem Unfrieden lebten, ſo war es kein Wunder, daß dieſe kleine Nation kriegeriſch und hartnäckig werden mußte. Sie zeigte es auch in ihrem Streit, wo ſie es oft gegen einen 10 mal ſtärkern Feind aufnahmen. Bey Nachgiebigkeit waren ſie freundſchaftlich, gelinde, und ſogar mitleidig. Aber ihre Grauſamkeit, wenn

man ihnen Widerſtand gethan, war allgemein bekannt, und der Namen Appenzeller war ſchon Schrecken genug. Dieſe kühne Leute waren gegen ihre Freunde treu und ſtandhaft. Ihre Macht war zwar nur klein, aber oft haben 4 und 6 hundert Appenzeller mehr ausgerichtet, als heut zu Tag eine Armee von 20 und 30 tauſend Mann. Da der Geiſt der Freyheit ſie belebte und ihren Muth in Feuer ſezte, ſo giengen ſie hitzig auf den Adel los, und trachteten durch ihr Wohlverhalten ſich die Freundſchaft der Schweizer zu erwerben, damit ſie in ihren Bund aufgenommen würden. Welches auch willig geſchah, da ſie ſchon im Jahr 1411 ſich mit ihnen verburgert und landrechtet hatten; obgleich ſie erſt im Jahr 1513 ein Canton geworden.

U r y.

Dieſer Kanton iſt durch den Anfang des Eidgenöſſiſchen Bundes höchſt merkwürdig. Dieſe Leute in den Gebürgen waren auch ſchon lange vor dem Bund

ein freyes, kühnes und wahrhaft edles Volk, denn es wußte weder von Städten noch von dem ſchädlichen Ehrgeitz der Groſſen etwas; es war ein Landvolk, das ohne groſſe Bedürfniſſe ſein Feld baute, und bey der nahen Bekanntſchaft mit der groſſen Natur — ſich ſelbſt groß bildete, groß dachte und groß handelte. —

Daher war die Regierung dieſes Landes ſtets demokratiſch — ihr Begehren gieng nicht weiter, als auf Unabhängigkeit in ihrem eigenen Lande. Sie ſuchten keine Eroberungen zu machen. Und ſo blieben ſie freye Leute.

Es iſt bis auf unſere Tage in Ury ein Haus gezeigt worden, wo die Erretter der Freyheit ſich nächtlich verſammelten.

Wer den eigentlichen Landmann betrachtet (ſagt Müller), findet bis auf dieſen Tag ein freyheitſtolzes Volk zu Schwyz, ein frommes, altgeſittetes im Land Unterwalden, und zu Ury — ein gär biederes, eidgenöſſich geſinntes Volk.

Von einem ſolchen brafen Volke wäre vieles zu erzählen — aber ſie haben die Sitten beybehalten, daß ſie lieber handeln — als von ſich Worte machen. Dieſes beweißt auch ein vor wenigen Jahren

gegebener Anlaß von einem Franzoſen, der ſich auf Koſten der alten Schweizerhelden die Unſterblichkeit verſichern wollte. Er gab vor, er wünſchte dem Andenken der 3 erſten Eidgenoſſen eine Denkſäule zu ſezen, die er auf ſeine Koſten errichten laſſen wollte, auf der Stelle, wo der erſte Bundesſchwur geſchah. — Die Herrn von Ury antworteten auf dieſes Begehren: daß nicht in Stein, ſondern in den Thaten der Nachkommen die Geſchichte dieſes Freyſtaates leben ſoll. Sie finden es daher unnöthig ein ſolches ſteinernes Denkmal zu errichten.

Noch verdienen hier einige beſondere Unglücksfälle Erwähnung, die im Kanton Ury ſich zugetragen. Die Peſt hat zu unterſchiedlichen malen, und ſonderlich Ao. 1375 und 1629 viele Einwohner weggenommen; und zwar in dem leztern Jahr ſo, daß der ganze Landrath, bis auf Landammann Tröſch und ſechs Rathsherren, geſtorben oder flüchtig geworden, und dieſe, um von einander nicht angeſteckt zu werden, ihre Rathsverſammlungen unter freyem Himmel, bey dem obern H. Creuz, und zwar von einander entfernt gehalten haben. Sodann haben von Zeit zu Zeit

die Schnee=und andere Lauwinen, auch Bergbrüche durch Bedekung der Menſchen, Vieh und Gebäuden groſſen Schaden verurſacht. Ao. 1478 ſind in der Trimmeln am St. Gotthardsberg 60 zürcheriſche Soldaten mit einigen von Ury, bedeckt worden; über 200 kayſerliche Soldaten von der Schellenen, und bey der Teufelsbruck, mit aller Kriegsrüſtung; und vor vielen Jahren ſind auch 300 franzöſiſche Rekruten von der Briſten=Lauwi hinter dem Stäg in die Reus geſtürzet worden; desgleichen wurden vor wenig Jahren 22 Mann von einer Lauwine auf dem St. Gotthardsberg bedeckt. Ao. 1557 zu Gurtnellen 15, und im Thal Meyen 5 Perſonen ſamt ihren Häuſern und Gadenen bedeckt, von den erſten aber einen Tag hernach noch fünf, und von den leztern ein Knabe noch lebendig heraus gegraben worden; auch von der Reus, Schächen und andern Bächen und Wäſſern iſt groſſer Schaden geſchehen, das ganze Dorf Schaddorff iſt weggeſchwemt worden; ein gleiches wäre bald dem ganzen Flecken Altorff, Bürglen und wieder einem Theil von Schaddorff wiederfahren. Es ſind auch von Zeit zu Zeit Erdbeben in dem

Land verſpürt worden, doch ohne viel zu ſchaden.

Schwyz.

Eine kleine Landſchaft, die unter die vier Waldſtädte gezählt wird, und welche Gegend den heutigen Eidgenoſſen den Namen Schweizer gegeben hat, weil aus dieſem Volke der Urkeim der Freyheit entſproſſen iſt, den die benachbarten nähern und entferntern Länder ſorgfältig bewahrt, und auch bey ſich gepflanzt haben. So klein dies Ländchen Schwyz iſt, da es kaum 3 bis 4 tauſend ſtreitbare Männer zählt — ſo iſt es doch der größten Achtung würdig, weil das Land Heldenſeelen erzeugt hat, und durch das Beyſpiel der Alten, auch noch in ihren Nachkommen die Liebe zur Freyheit lebendig ſchlägt.

Werner Staufacher war von Schwyz. Er und ſeine Frau ſind die wirkſame Triebfedern des Bundes geweſen. Zu bewundern iſt es, daß die Gattin eines Schweizers, ob ſie gleich

nichts von Romanen und Heldengeſchichten wußte, doch mit allem Feuer einer empfindſamen und ſtarken Seele ihre Landsleute zum Haß gegen die Tyrannen angetrieben hat. — Ja die Weiber, wenn ſie tief fühlen, fühlen und handeln ſtärker als Männer. —

Unterwalden.

Ein kleiner aber denkwürdiger Kanton, der ſich durch die erſte Verbindung mit den Eidgenoſſen auf immer berühmt gemacht hat. Die ganze Landſchaft iſt mit Seen durchwäſſert, und mit ungeheuren Gebürgen eingeſchloſſen. Die Berg-Viehzucht iſt der eigentliche Nahrungszweig der Einwohner. Ihre Stille und Eingezogenheit macht das Land glücklich. Und es wäre für manche Völker ein grösſeres Glück, in dieſer Abſönderung zu leben, als ſich bey allen Verführungen der Modewelt nur Unruhe, Verdruß und Schande zuzubereiten. Die gröſte Merkwürdigkeit dieſes Kantons ſind alſo ſeine brafen Einwohner; ſie ſind groß, ſtark,

von geſunder Leibesbeſchaffenheit, und haben wegen ihrer beſondern Redlichkeit den Lobſpruch — die frommen Unterwaldner — erhalten.

Nicht zu erobern und ſich auszudehnen, ſondern in ſeinem Hauſe glücklich zu ſeyn, das war der erſten Eidgenoſſen heiligſter Schwur. So ſchreibt in dieſem Kanton ein neuer ſeltener Schriftſteller:

„Wenn ſich ſchon die engen Gränzen unſers kleinen Bezirks nie um eine Handbreit vergröſſert oder erweitert haben, ſo fanden dennoch Fleiß und Arbeit in jüngern Jahren ſeltene Mittel und Wege zu deſſen vortheilhafter Benuzung und Verbeſſerung. Wir treffen aller Orten mehrere ſolche nachahmungswürdige Spuren an, und darunter ein Werk der verdienteſten Bewunderung, die Austrocknung jener zwey kleinen Seen zu Giswyl und Lungern.

Der Kanal zu Abführung der Gewäſſer des erſtern iſt 1761 von Rudolph Niederiſt, durch einen Felſenhügel ausgeſprengt, und der ganze vorgelegte Plan dieſes ſchönen Unternehmens glücklich ausgeführt worden. Die Unkoſten des ganzen Werks ſollen bey fünftauſend

Gulden betragen haben. Indeſſen hat ſich ſeit der Zeit der daraus gezogene Nutzen immer von Jahr zu Jahr ſo ſehr angehäuft, daß nun wirklich, wo ehemals nichts als Schilf, Moraſt und Ungeziefer zu finden war, jetzt an Pferdweiden, Heu und Stroh mehr dann zehn von Hundert gezogen wird.

Durch obiges Beyſpiel aufgemuntert, und durch thätiges Bemühen edler Patrioten, haben ſich daher jüngſt auch die Einwohner der Gemeinde von Lungern, ungeachtet vieler vorgefallenen Schwierigkeiten, entſchloſſen, ihren kleinen See zur Hälfte ausgehn zu laſſen, und in Wiesland umzuſchaffen. Herr Deggeller, des Raths zu Schafhauſen und Bergdirektor zu Bern, hatte den Plan zu dieſem nuzbaren Unternehmen entworfen, und wirklich mit der Arbeit den Anfang gemacht. Nach ſeiner Berechnung bekömmt das ganze Werk von der Oberfläche des Sees zwey und zwanzig Klafter tief, durch das Kalkgebirg ob dem Kaiſerſtuhle bis an den See hundert fünf und ſiebenzig Quadratklafter, und noch in den See hinaus zwey und dreiſſig gleiche Klafter, in Allem alſo zweyhundert und

ſieben Quadratklafter. Der neue Kanal erhält dadurch zwey Klafter Abzug, ſo daß auf dieſe Weiſe der See dreyſſig Klafter tief abgezogen, und dadurch beynahe um zwey Theile feſtes Land, und nur ein Theil mehr Waſſer bleiben wird. Die ganzen Unkoſten dieſer nutzvollen Arbeit ſollen ſich nach Berechnung auf 6000 einhundert und 58 Bernkronen, zu 25 Bazen, ohne die rauhe ſogenannte Arbeit, welche der Kirchgang frohnweis verrichtet, belauſen. Doch ſcheint der bisherige beglückte Fortgang genugſam zu verſprechen, daß die Unköſten auf die angeſetzte Summe bey weitem nicht ſteigen werde. Wir wünſchen und hoffen mit jedem Gutdenkenden, daß dies ſchöne Unternehmen ſeiner zu erwünſchenden Erwartung entſpreche, den unverdroßenen Fleiß arbeitſamer Einwohner belohne, und jedermann zum Beyſpiele, zur Bewunderung und Nachfolge diene".

Zug.

Dieſe Stadt und Landſchaft hat ſich mit ſämtlichen Eidgenoſſen ſtets zur Wehr

gegen die auswärtigen Feinde geſtellt. Die kleine Stadt hat aber verſchiedene Unglüksfälle erlitten, wovon wir nur einige aufzeichnen wollen. Da die Lage der Stadt am nahen See gefährlich iſt, ſo hatte ſie im Jahr 1435 den 4 März ein ſonderbares Schickſal, daß nämlich zwey Reihen oder Zeilen Häuſer, Abends um 5 Uhr, mit einem ſtarken Knall, und aufgehendem dicken Nebel in den See geſunken, und damit 60 Perſonen, nebſt allem was in dieſen Häuſern an Gut und Hausrath war, zu Grunde gegangen ſind. In unſern Tagen (1794), hat dieſe Stadt das groſſe Unglück erlebt, daß ſie durch eine Feuersbrunſt beynahe ganz in Aſche gelegt worden.

Im Jahr 1565 ſind durch die Peſt 2506 Perſonen an dieſem Orte geſtorben.

Ein merkwürdiger Rechtsſtreit zwiſchen den Bürgern von Zug und den 3 Landsgemeinden verdient Erwähnung. Im Anfang des fünfzehenten Jahrhunderts beſchloſſen die 3 Gemeinden (aus Eiferſucht, welche zwiſchen Bürger und Bauren gern entſtehet,) daß fernerhin das Panner und Landſiegel nicht mehr bloß bey den Bürgern verwahrt liegen ſoll. Dieſe Ver-

ordnung wollte die Stadt Zug nicht an=nehmen, ſondern ſchlug der Landesgemein=de den Rechtsſpruch auf der eidgenöſſiſche Tagſazung vor; weil alle Stände und Kan=tone, und jedes Ort bey ſeiner urſprüng=lichen Einrichtung geſchüzt werden ſoll. Dieſes Rechtgebot wollte die Bauerſame nicht annehmen. Auf ſolches hin ſchrieb die Obrigkeit an ihre Bundsgenoſſen um Hülfe. Aber ehe noch Antwort anlan=gen konnte, waren die benachbarten Land=leute aus dem Kanton Schwyz auf der Bauern Seite getreten, und forderten von ihrer Obrigkeit, daß ſie den Zuger Landleuten rathen und beyſtehen ſollten. Die Klügſten unter den Räthen ſagten ganz beſcheiden und ruhig: „Man könne den Bürgern von Zug den Rechtsgang der Eidgenoßſchaft nicht abſchlagen; und wer dem andern das Recht biete, ſcheine nicht ungerecht in ſeiner Sache; und der andere, der es verwerfe — müſſe kein gutes Gewiſſen haben. Andere aber, die auf des Volks Seite waren, behaupte=ten mit Hitze: „Die drey Landgemeinden hätten die meiſten Stimmen; in ihren Händen ſey die Gewalt; man ſoll ihnen die Panner geben, ſie wollen die Bürger

wohl zum Gehorſam zwingen". — Als die Kantone Zürich, Luzern, Unterwalden, Ury dies hörten, ermahnten ſie in ernſthaften Schreiben die Landleute, ihrer Obrigkeit gehorſam zu ſeyn, und die Eidgenoßſchaft die Sache richten zu laſſen. Als die zu Schwyz dies hörten, entbrannten ſie vor Zorn, eilten zu den Waffen; ſie ſchryen laut: — die Landleute ſeyen Herren in ihrem Lande; ſie wollen den Stolz der Stadt demüthigen. — Hierauf verſammelten ſich die Gemeinden um das Landpanner, die Wuth unterdrückte alle Vorſtellungen kälterer Männer, und voll Räche eilten ſie alle hin, die Stadt Zug einzunehmen, und ſie zu zwingen, ihren Entſchlieſſungen zu gehorchen.

Sogleich zogen die benachbarten Kantone der Stadt Zug zu Hülfe. Zwey Tage darauf waren ſchon 3 tauſend Luzerner vor der Stadt, die ſogleich eingelaſſen wurden; ſodann folgten die übrigen eidgenöſſiſchen Truppen, ſo, daß am dritten Tag ſchon zehntauſend Mann im Zugergebiet ſtunden. Nun da die Gemeinden den Ernſt ſahen, verſprachen ſie dem Ausſpruch der Eidgenoſſen willig zu folgen.

Dieſe hielten einen Tag zu Beggenried unweit von jener Wieſe in dem Rütli, wo vor hundert Jahren die Verſchwörung wider fremde Gewalt geſchah. Hier beſchloſſen ſie: „der drey Gemeinen Verordnung wegen dem Siegel und Banner ſoll abgethan ſeyn; alle Bürger und Landleute ſollen dem Ammann und Rath Gehorſam leiſten, wie die Geſeze es wollen; keiner ſoll zu Schwyz Landrecht ſuchen oder finden; das Land Schwyz habe sechshundet Gulden an die Zuger für den erlittenen Schaden und vierhundert an die Eidgenoſſen zu bezahlen. Ob daſelbſt jemand wäre, welcher dieſem Spruch nicht folgen wollte, der ſoll zu Schwyz als ein friedbrüchiger Mann geſtraft werden, oder in die Hände aller Eidgenoſſen fallen, als ein ehrloſer, meineidiger Böſewicht mit Leib und Gut". Als die Landleute von Schwyz das Urtheil der Eidgenoſſen hörten, faßten ſie groſſen Unwillen wider ihre Verführer: ſie ſelbſt waren eifrig im Guten, die Friedensſtörer ſuchten unerlaubte Macht. Alſo wurden ſie, acht an der Zahl, aus dem Landrath verſtoſſen; und mußten zweyhundert Gulden

bezahlen; der Landſekel trug das Uebrige *).

Dieſer Ausgang bewies, daß, wenn von den Gewalthabern eines Orts das eidgenöſſiſche Recht angeboten worden, man dem Spruch folgen müſſe. Eine neue Verfaſſung darf jeder Ort annehmen; dieſe Freyheit iſt uralt, und alſo vorbehalten; aber es darf hiebey keine Gewalt gebraucht werden, Gewalt war niemals Recht.

Biel.

Obgleich der Ort heut zu Tag nur klein iſt, ſo muß er doch in den älteſten Zeiten mehr Umfang gehabt haben, da man überall Ruinen einer groſſen Stadt findet, auch die ganz angenehme Lage an dem Anfang eines groſſen Sees ſchon einladend für die Alten wird geweſen ſeyn. Biel ſtund ehemals mit Baſel in gleichen Rechten einer freyen Reichsſtadt. Hat aber durch alte Verbindlichkeiten mit den Biſchöfen von Baſel bis in unſre Ta-

*) Dieſe Geſchichte trug ſich zu im Jahr 1404. Tſchudi.

ge ſo viel gelitten, und iſt ſo oft feindſelig angegriffen worden, daß ſie ſtets in einer zweifelhaften, unbeſtimmten Lage harret. Aber niemals konnte der Muth der Bürger und Einwohner unterdrückt werden; denn als der Biſchof, Johann von Vienne, die Stadt verbrannte und zerſtörte, die eifrigſten Patrioten tödete, ſo kamen doch neue Geſchlechter nach, die nicht weniger herzhaft ihre Menſchenrechte und Schweizerfreyheit behaupteten, trotz allen Anmaſſungen der Hofleute eines ausländiſchen Herrns. — Daß Biel nach ſeiner natürlichen Lage und auch zur Sicherheit der Eidgenoßſchaft zur Schweiz gezählt werden muß, iſt leicht zu begreifen, wenn man die Stadt einmal geſehen hat.

Selbſt nach Zerſtörung der Stadt durch den Biſchof behaupteten die Bieler ihr Pannerrecht über das Erguel, wobey ſie auch durch die Stadt Bern kräftig geſchützt worden, daß alles Volk am See dieſſeits Ligerz, und alle Mannſchaft vom Lande Erguel dem Banner der Stadt Biel folge. —

Mühlhauſen.

Seit 1466 gehört dieſe Stadt, die im Elſaß liegt, zum helvetiſchen Staatskörper. Hierinn muß man auch einen der wichtigſten Anläſſe zu den Burgundiſchen Kriegen ſuchen; denn da Mühlhauſen von dem Burgundiſchen Landvogt im Elſaß ſehr gedrängt wurde, ſo nahmen ſich Bern und Solothurn dieſer Stadt an, welches dann nach und nach zu mehrern Weitläuftigkeiten Anlaß gab. Im Jahr 1514 trat dieſe Stadt in den allgemeinen Bund.

Kleine Geſchichten, die Denkart der Alten zu kennen.

Anfang der deutſchen Sprache.

Es wird nun tauſend Jahr ſeyn, daß dieſe Sprache bey uns allgemein geworden. Da ſich immer mehrere deutſche Völker nach der Schweiz gezogen haben, ſo gieng die alte Mundart aus. Aber ſchlecht wurde das deutſche geſprochen, und noch ſchlechter geſchrieben; die meiſten gerichtlichen Urkunden und Kaufbriefe ſind lange noch in lateiniſcher Sprache aufgeſezt worden. Ao. 780 iſt das Vater Unſer alſo gebetet worden:

Fater Unſer: du im Himmel biſt: din Namo werde geheiligot: din Rich chom-

me: din Willo geſkehe in Erdo, alſo in Himel; unſer tagolicha Brot kieb uns hieto: unde unſere Sulde belaß uns: als auch wir belaſſend unſern Suldigen: und in Chorunga nit leiteſtu un ſich: nun beloſe un ſich fon Uebele. Amen.

Erſt im dreyzehenden Jahrhundert kam die deutſche Sprache in die öffentliche Geſchäfte des Lebens, da die Gelehrten, Prieſter und vornehme Herrn, unter ſich eine eigne Sprache hatten, meiſtens lateiniſch, redeten, und die Volksſprache, ſo wie das Volk ſelbſt vernachläſſiget, zurückgeſezt und verachtet war.

Erſte Chriſten in Helvetien.

Als die Schweiz durch die Römer und hernach von den Allemaniern eingenommen war, wanderten verſchiedene Lehrer des Chriſtenthums durch die Schweiz, und verſammelten kleine Gemeinden, doch ohne Kirchen und ohne Kirchengeſeze; denn der gröſte Theil der Einwohner beſtund aus Heiden. Als der Frankenkönig Clodowik oder Ludwig I. im Jahr 499 die Hei-

den verfolgte, und auch in die Schweiz kam, ſo wurden die Gemeinden der Chriſten immer zahlreicher. — Und die Eroberer waren froh, eine Religion zu beſchützen, welche Unterwürfigkeit und Duldung lehrte — und durch Liebe und Geduld die Feinde zu ertragen befahl. Um der ſanften Lehren ihrer Religion' willen, hielt man den Chriſten gerne Geſeze und Recht. Auch waren ſie gehorſam, ſtill und treu. Alſo unter dem ſchreklichſten Druck der Deſpotie blühete die Frucht des Chriſtenthums am reinſten und Edelſten. — Und ſchon die Heiden muſten bekennen: daß die Chriſten die beſten Unterthanen ſeyen. Sie wurden wegen ihrer Tugenden und ihres heiligen Wandels von Groſſen und Gemeinen ſehr gerühmt.

Religion der alten Schweizer.

Als das Chriſtenthum noch in ſeiner Reinheit gelehrt worden, waren die Schweizer fromme, gottesfürchtige, und doch nicht abergläubiſche Leute. In den ältern Zeiten hielten ſie ſich an die Bibel, beſon-

ders an das Neue Teſtament, welches ihnen auf allerley Weiſe bekannt worden. Lange vor der Reformation war die Bibel in die deutſche Sprache überſezt, aber wegen der Koſtbarkeit, da noch keine Buchdruckereyen waren, dem gemeinen Mann unmöglich ſolche ſich anzuſchaffen. Weil oft eine Abſchrift 2 und 3 hundert Thaler gekoſtet hat.

Aus einem Uralten Betrachtungsbuch, welches gar keine Jahrzahl hat, aber wenigſtens 7 hundert Jahr alt iſt, zeichne ich folgendes aus:

„Weler (welcher) Menſch andachtenglich das Leiden Chriſti betrachtet, der wird verſöhnet mit Gott; er erfüllet ſin verlohrne Zit, ſin Seel wird von Gott erlüchtet, er wird geführt in Bekanntnuß ſeines Adels, er wird inbrünſtig in der Liebe Gottes, er wird geziert mit viel Tugenden, er erhebt (er erlangt) Seligkeit: Was vihiſche oder irdiſche in ihm iſt, das wird bekehrt in ein Geiſtlichkeit: die ungeordnete Trurigkeit der Welt wird verwandelt in groſſe Freid: die himmliſch Süßigkeit wird ihm eingegoſſen: er wird vereint mit Gott: er beholet die Cron der Marter an ſeinem Ende. So kräftig iſt

die Betrachtung des Lidens Unſers Herrn Jeſu Chriſti, wer es inſencklichen in ſin Herz trucket. Es vertreibt alles Weſal (Uebel) und Sünd ꝛc.".

Lebensart der alten, kraftvollen Schweizer.

Nur in den Städten wurde Wein getrunken, der Bauer kam zuweilen in die Stadt, ſich da zu erluſtigen, und wenn er eine Bouteille mit nach Hauſe nahm, ſo ward es wie eine Arzney angeſehen, und nur Tropfenweiſe oder in kleinen Brandtewein-Gläſern getrunken. So ſagte im Jahr 1596 ein ehrlicher, 107 Jahr alter Schweizer, Namens Welty Anderhub von Emmen, im Canton Luzern, dem damaligen Geſchichtſchreiber Cyſat: „Bey uns wußte das Bauersvolk faſt wenig vom Wein. Wenn ſie ihr jährliches Kirchweyhfeſt hielten, wurde ein Tenn mit Bretter belegt, und braf darinn getanzt. Da ſah man Ziegenfleiſch, Anken, Honig, Nidle, Milch — aber keinen Wein. Und dies Traktament brachte jeder mit". —

(Wie ſtehet es jezt auf dem Land aus? Da findet man Kaffee, alle Arten köſtlicher fremder Getränke; der Bauer ſitzt hinter groſſen Tiſchen, und ſpeiſet Braten und Confeckt: — Vergiftet ſein Blut mit Leckereyen, und wird wollüſtig und geil wie der Städter.)

Jezt ſind die Mehlſuppen aus der Mode gekommen, und dieſe waren die kräftigſte Speiſe unſrer arbeitſamen Altvordern. — Mit dem Kaffee war noch niemand bekannt. Die Menſchengattung iſt geſchwächt worden, daß Bauer und Städter zu viel Wein trinken. Damit iſt auch der Sittenzuſtand ſchlechter geworden. Und wenn man ſchon ſagt, daß zu allen Zeiten Klagen geführt worden, ſo iſt es doch ſichtbar, daß in vielen Familien die Armuth ſtark überhand nimmt, daß die Körperkraft geſchwächt iſt, daß heimliche Sünden und Laſter herrſchen, die das beßte Mark im Menſchen verzehren und viele von unſerer Generation und ihren Nachkommen zu Krüppel und Blödſinnigen machen. Wo iſt der großgewachſene, ſtarkleibige, männliche Hausvater, den wir in den alten Schweizer-Portraiten bewundern? Wo iſt der kecke, entſchloſſene Muth,

der freye Geiſt, der nichts fürchtet, und Gott und ſeiner Kraft alles zutraut? Wein und Brandtewein, unmäſſig und alle Tage genoſſen, machen träg und faul; und ſchaffen, daß der Menſch ſo dumm, wild und ſorglos wird, wie das Thier des Feldes. —

Der alte Lobſpruch in den Chroniken der Schweiz: Man findet bey uns ſo viel hüpſch, altjährig Lütt, daß man ſprechen möcht, daß dieſelben vor ihr Alter wiederumb uf das Zitt der Jugend ergrünett ſyn mögend; kann man von unſrer Nation nicht mehr mit der vollen Wahrheit ſagen, und findet nur noch hie und da ſtatt.

Laſter und Abarten unter den alten Schweizern.

Man ſiehet aus den alten Chroniken, daß unſere Voreltern in vielen Stücken recht laſterhaft geworden ſind, ſo wie ſie durch die vielen geführten Kriege wolluͤſtig, wild und grauſam geworden. — In allen Dörfern, auf allen Straſſen

und in allen Wirthshäuſern waren franzöſiſche Unterhändler, die immer vollauf hatten, und jedermann mittheilten. Bullinger ſagt: Sie ſchoben das Geld den Weibern in die Säcke. Nach Bullingers Nachricht fiengen die Eidgenoſſen an, nachdem ſie mit Königen und Fürſten in Bündniſſe verflochten worden, Fürſtenhöfen nachzuziehen, ſich zur Guarde in den Dienſt groſſer Herren in fremde Kriege zu verdingen: Auf dieſes folgte bald ein allgemeines Verderben, mit eſſen, trinken, fremden Gebräuchen und Sitten. Die Eidsgenoſſen ſtanden bey auswärtigen Staaten in dem gröſten Anſehen; denn ſie vereinigten mit einer angebohrnen Tapferkeit eine unvergleichliche Kriegszucht: Sie vertheidigten nicht nur ihr eigen Vaterland mit Heldenmuth, ſondern führten auch auſſer ihrem Land die Waffen anfänglich mit groſſem Ruhm: Aber endlich lieſſen ſie ſich durch den Geiz gänzlich verderben. Durch dieſe niedrige Leidenſchaft, die zu tief in ihren Herzen eigewurzelt war, verlohren ſie Ruhm, Ehre, Tapferkeit, und den republikaniſchen Geiſt; ſie bedienten ſich der öffentlichen Noth, und trugen den Krieg, wie Krämer ihre Waa=

ren, feil. König Ludwig XII. mußte ſeine Kornſäcke ſo fleiſſig in die Alpen ausleeren, daß er endlich in die ungedultigen Worte ausbrach; er wollte ſich nicht immer von dieſen groben Bergbauern brandſchazen laſſen. Dieſe Worte kamen ihm zwar theuer zu ſtehen: Denn es koſtete ihn das ganze Herzogthum Mayland; und beynahe hätte er ſie mit dem Verluſt des beßten Theils aller ſeiner Lande bezahlen müſſen. Aber es war nun einmal die Meynung, man könne keine glückliche Schlacht liefern, ohne ein oder etliche Regimenter Eidsgenoſſen oder Landsknechte im Spiel zu haben; ſie waren ſo unentbehrlich wie die Elephanten den Morgenländern.

Doch alle dieſe Verträge und Bündniſſe, welche die Eidgenoſſen bald mit dieſen bald mit andern Fürſten ſchloſſen, rafte ihnen die beßte Mannſchaft weg, und Wolluſt, Weichlichkeit und Pracht, die ſie ihren reichern Nachbarn abgelernt, und die mit dieſen Laſtern verſchwiſterten Krankheiten, fraſſen den Kern des Volks auf, und machten den andern Theil weibiſch, engherzig, ſtolz und unfähig zu groſſen Thaten.

Aus dem wenigen, was da geſagt wor-

den, ſehen wir nun, wie verdorben dazumal die eidgenöſſiſchen Staaten waren, und wie tief alle Stände unter ihre Würde geſunken ſind. Es mußte eine Revoluzion die erſchlaften Kräfte wieder ſtählen, und den energiſchen Geiſt der Schweizer aufs neue beleben, und dies bewirkte zum Theil die Kirchenreformation. — Da fiengen wir an mit neuer Weisheit und Kraft die Wege Gottes wieder in Obacht zu nehmen, und das Beyſpiel der Alten uns lebhaft vorzuſtellen. Auch für die Katholiſchen Eidgenoſſen hat es den Erfolg gehabt, daß ſie viele Mißbräuche abgeſchaft, und beſſere Geſeze und Einrichtungen in ihrer Polizey getroffen haben.

Da alſo Sitten und Religion keine Kraft und Wirkung mehr äuſſerten, und man mit dem Unglauben und Aberglauben die wahre Religion getödtet hatte, ſo mußte die Ruchloſigkeit nothwendig ſehr groß ſeyn. Auch findet man aus dieſen rohen Zeiten ſehr viele Selbſtmorde. Die Strafen von der Obrigkeit waren auch ziemlich ſcharf. Henken, Rädern, Verbrennen, mit glühenden Zangen zwicken, Ertränken (das Ertränken iſt um das Jahr 1634 abgeſchaft worden), lebendig Vergraben, Pfäh-

ken und dergleichen, waren ſehr gewöhnliche Strafen. Die Diebe aber richtete man faſt überall mit dem Schwerdt hin. Man findet auch ſehr ſeltſame Geſeze.

In Walſers Chronik von Appenzell ſtehet vom Jahr 1491:

„Auch ward die böſe Krankheit, ſo man ſ. v. Franzoſen nennt, durch unſere Leute, ſo dem König in Frankreich Kriegsdienſte in Italien geleiſtet, erſtens aus Neapoli nach Frankreich, und von da hernach in unſer Land gebracht".

Als im Jahr 1480 viel Schweizervolk, ſo in franzöſiſchem Dienſt geſtanden, abgedankt worden, nahm das Rauben, Plündern und Todſchlagen ſo überhand, daß alle ſchweizeriſche Lande in der größten Unſicherheit lebten. Die ſämtlichen Orte haben ſodann auf einer Tagſazung zu Urtheil und Recht erkannt, „daß wer künftig ſo viel ſtehle, als ein Strick werth ſey, ſoll ohne Gnade das Leben verwürckt haben". Daher ſind in kurzer Zeit hin und her im Schweizerland über fünfzehnhundert Straſſenräuber, Diebe ꝛc. mit dem Rad, Strang und Schwerdt hingerichtet worden. (Appenz. Chronik S. 357.)

Auch waren die Hexenprozeſſe ſehr gemein. Vom Jahr 1629 bis 1688 war faſt die ganze Schweiz voller Hexen, nach der Meynung des gemeinen Volkes. Kein Ort war davon frey; in allen Köpfen hatte dieſes Hirngeſpenſt eingewurzelt, und alle vernünftige, natürliche Auslegungen waren verboten. Kein Weib konnte ohne Schrecken alt werden, oder durfte triefende Augen haben.

Klöſter in der Schweiz.

In den ältern Zeiten war die Schweiz ohne alle Klöſter. Sie ſind meiſtens in den Jahren von 1200 bis 1300 erbaut worden *). In dieſer kurzen Zeit aber ſind ſie überall ſo ſtark angewachſen, daß bald jede Stadt 10 bis 20 erhielt. Nur allein in der Stadt Zürich ſind in 50 Jahren 7 Klöſter gebaut worden, welche mehr als 200 Perſonen enthielten. In

*) Beym Conſtanzer Concilinm hat man überhaupt ſchon nur allein 15107 Benediktinerklöſter in Europa gezählt, worinn über hundert tauſend Perſonen lebten.

Zürich waren eilf Männer- und ſieben Frauenklöſter. In Winterthur waren 13 Kaplaneyen. Allein der Oettenbach in Zürich hat auf eine Zeit 90 Kloſterfrauen gehabt. Von Baſel bis gegen Straßburg, 16 Meilen lang, und 3 Meilen breit, hat Stumpf in ſeiner Schweizerchronik 90 Mann- und Weiberklöſter gezählt.

Herr von Balthaſar in Luzern ſchreibt folgendes:

„Sehr alt iſt die Vorſorge, daß nicht allzuviele Grundſtücke in die Hände der Geiſtlichkeit fallen, ein Blick, der den wohlthätigen Staats-Begriffen und dem Freyheitsgefühle unſrer Väter Ehre bringt. — „Räth und Hundert", heißt es in einer Rathserkanntniß von 1431, „ſind über- „eingekommen, daß Niemand in unſer „Stadt Luzern, geſund noch ſiechs Lips, „nüt ſol durch Gott geben, weder Pfaf- „fen noch andern, uf Hüſer noch Gü- „tern in unſerm Ampt, weder daruf ſe- „tzen noch ſchlahen: Wol mag einer „gen von Hand was er will one das, nach „unſer Stattrecht. Wer aber hierwider „tete, der ſoll der Stadt altz vill on Gnad

„verfallen ſin, umb daß unſer Statt nit „grad eigen der Pfaffen werde" *).

Als im Jahr 1290 zu Zürich eine gewaltige Feuersbrunſt ungefähr am Prediger-Kloſter entſtanden, welche den größten Theil der gröſſern Stadt verzehrt hat, und viele Bürger ihr Vermögen verlohren hatten, und ihre Häuſer nicht wieder aufbauen konnten; haben die Predigermönche zu Straßburg ihren Ordensbrüdern zu Zürich, ſo viel Geld vorgeſtreckt, daß ſie viele der beßten Plätze an ſich kauften, ihr Kloſter erweitern, und weitläufige Gärten machen konnten, ſo daß man endlich von Obrigkeits wegen ihnen verbieten muſte, ſich weiter auszubreiten. Sonſt wäre bald die ganze Stadt ein Kloſter worden.

*) Das Wort Pfaff hat nunmehr überall eine verächtliche Bedeutung; vormals nicht alſo. Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener. Baron hieß in der alten, gothiſchen Sprache der Teufel, in der lombardiſchen einen Landläufer, und in der neudeutſchen iſt es ein Titel, der zu Wien hundert Dukaten koſtet.

Mönch Berchtolds Feldpredigten.

Bruder Berchtold, war genannt der gut-ſelig Landprediger. War gebürtig von Winterthur, und in der ganzen Schweiz damals ſehr berühmt, um ſeines groſſen Eifers, Wohlredenheit und Frömmigkeit. Hat in verſchiedenen Städten und Dörfern oft gepredigt, und wenn man von ſeiner Ankunft wußte, verſammelte ſich Reich und Arm, Groß und Klein, und gewöhnlich hielt er ſeine Predigten, oder Anreden an das Volk, auf freyem Felde. Da ließ er ſich einen Predigtſtuhl ſtellen, und von einem am Faden hangenden Federlein hat er beobachtet, welcher Wind gehe; nach ſolchem Wind mußte ſich das Volk ſetzen; auf daß ſie ihn deſto beſſer hören könnten. Schon hatte er rings um Winterthur her gepredigt, aber in der Stadt Winterthur, ungeachtet alles ernſtlichen Anhaltens, wollte er ſich nicht hören laſſen, weil die Obrigkeit verſchiedene harte und das Volk drückende Beſchwerden nicht abändern oder mildern wollte.

Wer dieſen ehrlichen Mann einmal ſah, war ihm gut, und man liebte ihn wie einen ſichtbaren Engel.

Er lebte um die Jahre 1220 bis 1275.

Kezer werden verbrannt.

In der Herrſchaft Schwarzenburg, zwiſchen Bern und Freyburg gelegen, ſind im Jahr 1277 mehrere Männer lebendig verbrannt worden, weil ſie von der Katholiſchen Lehre abgegangen ſind, und andrer Meynung waren. Hubert, ein Predigermönch zu Bern, hat mit ihnen auf Befehl des Biſchofs von Lauſanne unterhandlen, und ſie bekehren ſollen; — da er aber nichts ausrichten konnte, ſo wurde ohne weiters das geiſtliche Urtheil über ſie vollzogen. Es waren aber damals ſchon viele heimlich anders geſinnt, ſo, daß die katholiſche Geiſtlichkeit ſich mehr geſchadet als genüzt hat, durch ſolche unerhörte Strenge.

Auch in der Stadt Bern waren damals ſchon viele Leute, die es nicht ſo recht mit der catholiſchen Kirche hielten.

Da ſie ſich aber nicht zu reden getrauet haben, iſt es dabey verblieben, bis ins Jahr 1399, wo ein heimlicher, ſtarker Anhang von Männern und Weibern bekannt worden, die alles nur nach der heiligen Schrift gehalten wiſſen wollten. Aber da es das Erſtemal, und die Anzahl der Anhänger zu groß war, als daß man ſie alle ſtreng hätte ſtrafen können, ſo hat man ſie bloß um Geld gebüßt; auch zur Abſage genöthiget. —

Tſchudi meldet: Im Jahr 1399 ſeyen viele Manns- und Weibsperſonen in der Stadt und Landſchaft Bern in einen groſſen Unglauben gefallen. Hottinger ſchreibt in ſeiner Kirchengeſchichte: Viele von ihren damaligen Meynungen kommen mit den Lehrſäzen der Reformirten Kirche überein. Sie mußten ihre vermeinten Irrthümer abſchwören. Man verſchonte ſie mit der Leibesſtrafe; es wurde ihnen dafür insgeſamt eine Buſſe von mehr als 3000 Pfunden aufgelegt; welches damals eine ſehr groſſe Summe geweſen. Aber wer erkennt hier nicht die einzelne Strahlen des Lichts, — welches um hundert Jahr ſpäter, überall ſeine Vertheidiger gefunden.

Nach und nach nahm das Mönchswe-

ſen ſo ſehr in der Schweiz überhand, und damit kamen auch ſo viele abergläubiſche Meynungen unter dem Volke auf, daß eine Reformation immer nothwendiger und unvermeidlich war. Man leſe nur zum Beyſpiel folgende Geſchichte:

Die Geißler, oder die büſſenden Landfahrer.

Dieſe Art von Wallfarter waren in der Schweiz vor 4 hundert Jahren ſehr häufig anzutreffen. Sie zogen durch die Städte Schaarenweiſe, Paar und Paar, ſingend, in erbärmlicher Geſtalt, und fürchterlichen Anblicks; meiſtens mit blutrothen Röcken. Sie trugen auf den Hüten und Mänteln rothe Kreuze; vor ihrem Zug her waren Fahnen und Kreuze; anfänglich empfieng man ſie mit dem Geläut der Glocken; ſie zogen in die Kirchen unter dem Zulauf vieles Volkes. — Jeden Tag geiſſelten ſie ſich zweymal, nämlich Morgens und Abends. Wenn ſie dies thun wollten, ſo zogen ſie alle in Proceſſion aufs Feld, unter dem Geläute der

ein Büeſſer aus dem 14 J.h

Kirchenglocken; die fromme Einfalt der Zuſchauer weinte oft über dieſe blutenden Büſſer. Sie ſangen mancherley Geſänge, und geiſſelten ſich mit Riemen, die zuförderſt Knöpfe hatten, darinn Nadeln ſteckten.

Aus dem Schwabenland kamen zuerſt dieſe Abentheurer zu uns im Jahr 1349. Wo ſie durchzogen, vermehrte ſich ihr Anhang ſtark; in Baſel ergaben ſich bey hundert der beßten Bürger dieſer Buſſe, und traten den Pilgerweg mit an nach Avignon, wo damals der Pabſt ſich aufhielt. Aber der Pabſt ſelbſt hatte Abſcheu an dieſer ſelbſt gewählten eckelhaften Form der Buſſe. Zulezt hat man ſie nicht mehr in die Städte gelaſſen, und jeder Biſchof mußte ſie in ſeinem Bißthum abſchaffen; nur durch ſcharfe Geſeze konnte man endlich dieſe müſſiggängeriſche Gäſte wieder zur Arbeit und zur Bürgerpflicht zurück bringen. —

Zu dieſen wunderlichen Grillen kamen hernach noch die Hexereyen und Teufelsbannereyen.

Hexen und Unholde.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war die Schweiz, wie das übrige Deutſchland ſehr von dieſen leeren Einbildungen geplagt; je mehr man Hexen verbrannte, deſto mehr kamen wieder. Sobald man aber aufhörte ſie zu verbrennen, oder für das zu erkennen was ſie ſind, für Narren und Schurken, ſobald hörte auch die groſſe Menge von Hexen- und Geſpenſtergeſchichten auf. Dieſe Wuth kam in die Köpfe der Menſchen, wie ein anſteckendes Fieber — es war nichts an der Sache — die Leute ſahen alles mit dem Staar im Auge — ihnen war blau, was geſunden Augen weiß iſt; ihnen war ungeheuer groß und fürchterlich — was gut gebildeten Köpfen ganz gewöhnlich, ganz natürlich, und vollkommen in ſeiner wahren Proportion iſt. Die meiſten Hexen und Zauberer, die man verbrannte, waren zum Theil Böſewichter, oder vom Aberglauben verführt — ſie waren ſich und andern Leuten zur Plage, aber nicht durch übernatürliche Künſte, ſondern durch den

Schre-

Die Kreüzzügler

Schrecken, den ſie in die Leute zu jagen wußten. Viele waren auch in ihrem Kopfe ſo verrükt, daß ſie im Ernſt glaubten, dieſe oder jene Hexe zu ſeyn; und vom Satan Kräfte bekommen zu haben, ſo, daß ſie im Verhör vor Gericht gar nicht läugneten, ſondern die abſcheulichſten Erſcheinungen vorgaben. — Daher ward auch in ſpätern Zeiten in den Urtheilen der Obrigkeiten dieſer Wahnſinn mit den Worten bezeichnet: „Daß es nur ihrer Meynung nach geſchehen ſey“. — Man fand alſo gerechter, daß alle dieſe Leute nicht ins Feuer, ſondern ins Tollhaus gehörten. Die Hinrichtungen ſind daher mit Ausgang des vorigen Jahrhunderts immer ſeltener geworden, bis ſolche zulezt gar aufhörten. Die lezte im Kanton Bern ſoll 1695 geweſen ſeyn.

Kreuzzug aus der Schweiz ins gelobte Land. 1309.

Pabſt Clemens V. hat dem Johanniterorden in der Schweiz geboten, ein Heer zu ſammeln, das gelobte Land zu

erobern. Dieſer päbſtliche Befehl wurde in allen Kirchen abgeleſen, und Opferſtöke aufgerichtet, daß die Reichen Geld dazu hergeben, die Armen und Wallfarthslu-ſtigen aber ſich einſchreiben laſſen, mit zu gehen. Ein halbes Jahr lang iſt über dieſe Sache von den Geiſtlichen gepredigt worden, damit dies Vorhaben unterſtüzt und zu Stand gebracht werde. Schöne Ablässe wurden ertheilt, und viel Geld gieng ein.

„Viel ſchnödes und verdorbenes Ge-ſind, auch Handwerksleute und Bauern haben das Creuz angenommen; es haben ſich auch viele Pfaffen zu ihnen geſchla-gen, welche überall, wohin ſie zogen, ge-predigt haben. Sobald dieſer Heerzug reiſefertig war, lieſſen ſie in ihre Fahnen groſſe prächtige Kreuze mahlen. — Sie marſchirten Zwey und Zwey in guter Ordnung, und oft mit Beten und Ge-ſang unterhalten, aber auch bewafnet. — Wo ſie durchpaſſirten, haben ſie Allmoſen be-gehrt, auch von dem häufig zulaufenden Volk ſo viel erhoben, als vormals kaum bey an-dern gleichen Gelegenheiten erhört war. Und weil es dieſem erſten Abzug ſo wohl gelungen, ſo haben ſich auch andere Städ-

te und Dörfer zum Zug angeſchickt, die Arbeit verlaſſen, und das Kreuz angenommen. Als dieſe aber gegen Avignon und hernach gegen Marſeille gekommen, wo ſie ſich über das Meer ſchiffen laſſen mußten, haben ſie keine Schiffe für ſich angetroffen, ſind alſo da liegen geblieblen, haben ihre Harniſche und Waffen verkauft und das Geld verpraſſet. Vitodorus, der dieſe Geſchichte beſchrieben, hat dieſe Leute damals ſelbſt geſehen. Iſt geſchehen im Jahr 1309.

Aberglauben zu Bern.

In der Bernerchronik ſtehet unter dem Jahr 1461 folgende Anzeige:

„Es wurde auch die Bürgerſchaft von Bern herzlich erfreut, durch einen gewiſſen Balm, der das Haupt des heiligen Vinzentius von Cölln weggeſtohlen, und nach Bern gebracht. Da er nun ſahe, daß dergleichen Geſchenke ſo wohl aufgenommen worden, brachte er auch Reliquien von Rom, und wurde zur Dankbezeugung zum Vogt von Büren erwählt.

Da er aber dieſem Amte nicht vorzuſtehen gewußt, machte man ihn zum Stadtſchreiber zu Thun". —

Berner Sittengeſeze.

(Vom Jahr 1465.)

Als in der Münſterkirch in Bern der größte Schatz, eine groſſe ſilberne Monſtranz geſtohlen worden, glaubten die Berner, ſie hätten ihren Herr-Gott verlohren. Viele Geiſtliche wurden aus falſchem Verdacht gefoltert, und mit groſſer Angſt und Sehnſucht überall nachgeforſcht, wo dieſes Heiligthum möchte hingekommen ſeyn. Als ſie nun dieſes als eine gerechte Strafe Gottes, für begangene ſchwere Sünden angeſehen, gab die Obrigkeit ein Sittengeſez und geſchärftes Mandat, darinn ſtehet unter andern folgendes:

Wer einen Schwur thut, ſoll zwey Plappert zahlen.

Wer unzüchtig thut, ſoll 3 Pfund geben.

Wer einen Meyneid thut, wird am Leben geſtraft.

Wer Karten und Würfel in die Hände nimmt, um zu ſpielen, ſoll ſcharf gebüßt werden.

Die Edelleute ſollen züchtig in der Kleidung ſeyn, und die groſſen Schnäbel an den Schuhen abthun; auch Gold und Silber auf den Kleidern zu haben, ſoll den Bürgern verbotten ſeyn; der Adel allein ſoll darinn einige Vorrechte haben.

Groſſes, katholiſches Jubeljahr zu Bern. 1476.

Dieſes Jubeljahr iſt vom Pabſt den Bernern zu feyern befohlen worden, wie der damals lebende Geſchichtſchreiber Schilling ſchreibt: „Von ſonderbaren Gnaden und Verdienen, wurde mit groſſem Fleiß, und durch ſonderbare Kundſame erworben.

Es währte 8 Tage nach Michaelistag. Der Anfang ward mit Läutung aller Glocken gemacht; wobey ein vollkommener Ablaß angekündiget worden. „Dann (ſagt Schilling) man achtete, der Stadt

Bern wäre nie kein gröſſerer Schatz zu Seel und Leib dienende, verliehen worden". —

Es wurden viele groſſe Prozeſſionen gehalten, wobey die groſſen bekannten Sünder und Sünderinnen, die Männer halbnackend, in erbärmlicher Figur; die Weiber aber barfuß und in offenen Haaren wie die Furien, erſchienen ſind. — Alle Tage wurden von Morgens früh, bis zu Nacht viel öffentliche Sünder und Sünderinnen, durch geordnete Prieſter, im Münſter und um das Münſter herumgeführt; von einem Beichtvater zum andern, und mußten von jedem geordneten Beichtvater beſondere öffentliche Buß empfangen, vor jedem niederknien und ſich abſolviren laſſen. Ein jeder mußte, ohne Verſchonung, die auferlegte Buſſe ausſtehen. Schilling ſagt, er habe geſehen, und von den Prieſtern vernommen, daß während dieſes Berner-Jubiläums viertauſend dergleichen öffentliche Sünder von Einheimiſchen und Fremden, von Deutſchen und Welſchen, umhergegangen, unter welchen viele kleine Buben geweſen, die in den damaligen Kriegen gebrennt, und arme Leuthe erſto-

chen haben. Des Volks ſey ſo viel gekommen, daß man nicht genug Beichtväter (deren doch anfänglich 50, hernach 80 geweſen), finden können, ſo, daß viele ungebeichtet wegſcheiden mußten; und die Herrn im Münſter haben ermahnt, man ſollte nur die groſſen Sünden beichten, und wenig Umſtände machen, auf daß ein Jeder zur Beicht kommen möge. Am lezten Tag wurde Abends um 5 Uhr der Ablaß mit allen Glocken ausgeläutet. Das geſammelte Beichtgeld wurde in eine Küſte gelegt, und ſodann an alle Herrn Beichtväter ausgetheilt.

Erſtes Jubileum in Bern wegen der Reformation.

Am Sonntag (den 30ſten Chriſtmonath Ao. 1627.) hat Hochlöbl. Stand Bern die Angehörigen durch ein Mandat erinnert, weil auf bevorſtehenden 7ten Jänner 1628 es hundert Jahr ſeye, daß durch die gnädige Vorſicht Gottes ihre Stadt und der größte Theil ihrer alten Landſchaften, hernach auch alle

übrige Lande zu der Reformation getreten; und trotz allen Anfechtungen der Feinde unverändert dabey verharret ſind, dieſes alſo ein Lob- und Dankfeſt erfordere, welches auch mit allgemeiner Freude im Lande iſt gefeyert worden. In der Hauptſtadt Bern ſind im Münſter nach gehaltener Predigt und Gebet alle Manns-Perſonen, die das 18te Jahr erreicht und darüber, von der Canzel erinnert worden, in der Kirche zu bleiben. Sodann haben ſich Herr Schultheiß, Antoni von Grafenried, auch Räth und Burger bey dem groſſen Tiſche verſammelt, die geiſtliche Herrn aber ſtellten ſich bey den Helferſtühlen; die übrige Gemeinde hat ſich zu oberſt an den Weiberſtühlen zuſammen gethan. Hier hielt nun Herr Schultheiß eine kurze Rede von der Wichtigkeit dieſes Feſtes; alle Anweſende wurden ernſtlich ermahnt, ob ſie der erkannten Wahrheit getreu bleiben wollten; ob ſie auch ſtandhaft genug ſeyn würden: Leben, Gut und Vaterland für die erkannte Wahrheit aufzuopfern — und dabey zu verharren; auch von nun an aufs Neue den Entſchluß nehmen wollen. — Wer dieſes im Herzen wünſcht und begehrt, ſoll ſeine Hand auf-

heben, und es hier vor aller Gemeinde bezeugen und geloben. — Hierauf hat der Herr Stadtſchreiber einen Eid abgeleſen, worinn ſie ſich unter einander verbinden — ein Mann vor den andern zu ſtehen; bis auf den lezten Blutstropfen ſich zu vertheidigen, und zur Schirmung des Vaterlandes alles anzuwenden — wider alle feindliche Gewalt dieſe erkannte Wahrheit zu ſchüzen, und redlich dabey zu ſtehn. — Hierauf hat der Herr Schultheiß ſelbſt geſchworen.

Vortrefliche obrigkeitliche Verordnungen zur Beſſerung des Lebens und Wandels ſind hierauf gefolgt. —

Zweytes Reformations-Jubileum zu Bern.

Den 27 Wintermonath 1727 hat ein Hochlöblicher Stand Bern durch ein Mandat bekannt machen laſſen, daß zu Stadt und Land auf den 7 Januar 1728 ein allgemeines Reformationsfeſt gefeyert werden ſoll, um Gott für die bisher geſchenkte Religionsfreyheit nach er-

haltener Reformation zu danken. Da gerade auf dieſen Tag zweyhundert Jahre verfloſſen waren, daß ſolche zu Stadt und Land iſt eingeführt worden, und welche zu der ſtets wachſenden Glückſeligkeit, Reichthum und Wohlſtand des Landes ſo vieles beygetragen hat, welches allen unpartheyiſchen Augen ſichtbar iſt. Auf dieſes Feſt ſind auch Gold- und Silberne Denkmünzen geprägt worden.

Leibeigenſchaft von den Bernern aufgehoben.

Als der geiſtliche Orden der Maltheſer-Ritter zu Buchſee ihre Angehörigen der Leibeigenſchaft nicht erlaſſen wollten, die Herren von Bern aber nicht einſehen konnten, wie dieſe Leibeigenſchaft neben dem Chriſtenthume beſtehen möge; haben ſie an dieſe Ritter den ſchriftlichen Befehl ergehen laſſen: die Unterthanen der Stadt Bern dieſer ſchweren Laſt zu befreyen; weil ſie die Leibeigenſchaft, wie ſolche bisher in Uebung geweſen, in ihren Gebieten nicht ferner geſtatten wollen.

Die Leibeigenſchaft ward bey der Reformation auf vielen Dörfern von der Obrigkeit losgekauft, und zwar um folgenden Preis:

Mannsperſonen,	verheyr. um	50	Pfund.
— —	ledige = =	30	—
Weibsperſonen,	verheyrathete =	20	—
— —	ledige = =	10	—

Mordbrenner in der Schweiz.
(Ao. 1533.)

Kurz nach der Reformation haben ſich überall in der Eidgenoßſchaft, ſonderlich aber im Züricher- und Bernergebiet, Mordbrenner ſpüren laſſen, welche eine ganze Bande ausgemacht, und von einem italieniſchen Edelmann gemiethet geweſen ſeyn ſollen. An mehrern Orten iſt Feuer eingelegt worden. Man hat mit der größten Strenge dieſes Komplott verfolgt und endlich zur Ruhe gebracht.

Unglücksfälle in der Schweiz, vor und nach der Reformation.

Es haben einige, der Reformation ungünſtig geweſene Scribenten geurtheilt, die Reformation habe dem Land alles Unglück zugezogen. Hottinger, in ſeiner helvetiſchen Kirchengeſchichte fragt aber dagegen dieſe Herren: Wie oft ſind unſere Voreltern lange vor der Reformation gegen den Pabſt, und eigene Klöſter zu Feld gezogen? Wie oft iſt die Einigkeit getrennt, die einheimiſche Ruhe geſtört geweſen? Wer das Gegentheil behauptet, zeigt offenbar, daß ihm unſere Vaterlandsgeſchichte ganz unbekannt iſt. Wem aber iſt unwiſſend die Einheimiſchen — die Meyländiſchen, die Oeſtreichiſchen, Burgundiſchen, Schwäbiſchen Kriege? Die Streifereyen von den Engländern und Armiaken — alles dies iſt ja vor der Reformation geſchehen. Und was die übrigen Unglücksfälle, Peſt, Hunger und Feuersnoth anbetrift: ſo haben weit gröſſere Uebel in vorigen Zeiten über uns gewaltet. Zum Beyſpiel: Zürich

iſt die groſſe Stadt Ao. 1280 beynahe ganz, die kleine Stadt aber Ao. 1313 völlig abgebrannt. Bern verbrannte 1405. Baſel 1294. Schaffhauſen 1372. St. Gallen 3 mal. Bremgarten 1382 bis an ein Haus. Hat die Peſt jemals gewüthet, wie Ao. 1348, wo ganze Häuſer und Dörfer leer geſtanden, und kaum die Hälfte der Menſchen übrig blieb? Ao. 1380 hat ein Wolkenbruch 3 Dörfer verſchwemmt; Ao. 1435 ſind zu Zug zwey Reihen Häuſer mit 60 Perſonen und groſſem Gut in den See verſunken. Wie erſchrecklich bebte die Erde Ao. 1356. Im Jahr 1355 war ein ſo heftiges Erdbeben, daß viele Häuſer und Kirchen umgeworfen worden; auch ſind nur allein in der Gegend von Konſtanz 38 feſte Schlöſſer eingeſtürzt. Im Auguſtmonath 1364 kamen die Heuſchrecken über die ganze Schweiz ſo dick, daß die Luft, wie von einem Nebel verfinſtert worden, und man mit den groſſen Glocken über ſie geläutet. (Walſer ſagt in ſeiner Appenzeller-Chronik vom Jahr 1335:

„Es brach auch eine unerhörte Strafe Gottes nicht nur in dem Appenzellerland, ſondern auch in den übrigen Eidgenöſſi-

ſchen und deutſchen Landen ein. In maſſen eine ſolche Menge ſeltſamer geflügelter Heuſchrecken daher kam, daß ſich ihr Flug auf weit erſtreckte, und in Holz und Feldern alles, was ſie angetroffen, aufgefreſſen und verzehrt haben. — Sie hatten ſechs Flügel und Zähne, die glänzten wie Elfenbein. Mit Aufgang der Sonne erhoben ſie ſich in die Luft — Abends gegen 9 Uhr lieſſen ſie ſich auf die Erde herab, und fraſſen in der Nacht alles was Nahrung gab".)

Alle dieſe Landplagen kamen über uns lange vor der Reformation.

Zuſtand des Pays de Vaud, vor der Einnahme der Berner.

Die Landſchaft des Pays de Vaud, welche ſich von dem Neuenburgerſee bis an den Genferſee erſtreckt, iſt zu ſelbiger Zeit unter drey Herrn geſtanden. Der Biſchof von Lauſanne hatte zu gebieten über die Stadt, über vier Pfarreyen, Luthry, Cülly, St. Saphorin, Corſier; auch über Avanches, Lucens, Bulla

und über einen Theil Vevay. — Bern und Freyburg hatten gemeinſam die Herrſchaft zu Orbe, Granſon und Murten. Das übrige Land gehorchte dem Herzog von Savoyen, und wurde regiert durch einen aus Savoy zu Moudon (Milden) reſidirenden Landvogt und durch verſchiedene Edelleute und Deputirte aus 14 Städten. — Dieſe haben ſich den 23 May 1525 verſammelt, als eben damals die Kirchenreformation in der Schweiz Aufſehen machte; in dieſen welſchen Ländern waren alle Lutheriſche und anderer Reformatoren Schriften auf das ſtrengſte verboten — hingegen haben ſie befohlen, man ſoll ſie verbrennen, von dieſer Lehre gar nicht reden, ſelbige nicht vertheidigen u. ſ. w. Wer dagegen handelt, ſoll als ein Uebertreter der Landesordnung zuerſt mit Gefängnißſtrafe, und das zweyte mal mit Feuer abbüſſen.

Unterſuchung der Sitten im Berner Welſchlande.

Im Jahr 1616 iſt zu Lauſanne in

Gegenwart einiger Deputirten von Bern, eine allgemeine Unterſuchung der weltlichen und geiſtlichen Beamten vor ſich gegangen. Zuerſt hat man alle Profeſſoren und Pfarrer, hernach auch alle Landvögte bis auf den geringſten weltlichen Beamten vorgenommen, wo jeder ſein Leben und Aufführung unterſuchen laſſen müſſen. Die Geiſtlichen hat man in lateiniſcher Sprache angeredet, die weltlichen in der franzöſiſchen Sprache. —

Man ſah vornemlich auf das Beyſpiel, welches dieſe Perſonen gaben: Ob es dem Stande angemeſſen ſey, den ſie bekleiden; und ob ihre Geſinnungen rechtſchaffen und wohlmeynend, oder aber ausſchweifend, anſteckend und ſchwärmeriſch ſeyen. —

Zulezt fragte man im Beyſeyn aller weltlichen und geiſtlichen Beamten: Woher es doch komme, daß das Volk noch in ſo grober Unwiſſenheit und Dummheit ſtecke? Da ſonderheitlich in der welſchen Schweiz oder d. ſogenannten Pays de Vaud, von der ehemaligen ſavoyſchen Regierung, noch ſo viel katholiſcher Aberglaube allgemein herrſchend war. — Sonderheitlich hieng das Volk noch an den Beſchwörungen und Teufelsbannereyen; und

die Hexen- und Zauberprozeſſe wollten gar kein Ende nehmen. Man rechnet, daß durch die Mordbrennereyen, da die Hexen überall verbrannt worden, in unſrer Schweiz allein gegen 30 tauſend Menſchen auf die ſchrecklichſte Art hingerichtet worden ſind. Die Schlöſſer und Rathshäuſer liegen noch voll von ſolchen Gerichtsakten und Hexengeſchichten. —

Und leider waren oft die Volksvorſteher und Prediger ſelbſt nicht beſſer unterrichtet, und hielten es mit der Dummheit des Volks, wodurch es immer elender wurde. Daher wollte die Regierung von Bern der Sache einmal gründlich auf die Spur kommen, und lies von Zeit zu Zeit eine ſolche allgemeine Unterſuchung der Schul- und Kirchenhäuſer, der obrigkeitlichen Beamten und Gerichtsdiener anſtellen. — Im Jahr 1653 ſind im Pays de Vaud wegen Ausrottung der Zauberey noch 2 ſcharfe Unterſuchungen gehalten worden; und durch kräftige Aufſicht waren dieſe ſodann die lezten. Wir müſſen Gott danken, daß er uns eine ſo kluge und weiſe Obrigkeit gab, daß wir nun vor ſolchen Grauſamkeiten geſichert ſind, und des Volkes Thorheit nicht mehr

mit ihrer Macht unterſtüzen, ſondern uns geheilt haben, von der thieriſchen Unwiſſenheit und Bosheit der Menſchen.

Davidiſche Sekte zu Baſel.

Es lebte in den Jahren 1520 bis 1556 ein Mann, der zog in allen Ländern herum; in Holland und Deutſchland war er wie zu Hauſe, gab ſich für einen Heiligen und Gerechten Gottes, ja für den Erlöſer aus. Er lehrte allerley wunderſeltſame Dinge; er läſterte Chriſtum, und ſezte ſich weit über ihn. Er ſchrieb ein Buch, das Wunderbuch genannt, worinn er ſeine neue Lehre verkündigte.

Dieſer ſonderbare Menſch hielt ſich überall verſteckt, und kleidete ſich in allerley Geſtalten, daß man ihn nicht leicht erkennen konnte. Bald war er ein Kaufmann, bald kleidete er ſich als ein Edelmann; bald legte er den Bauernkittel an; bald gieng er ſchwarz gekleidet, wie ein Geiſtlicher. Wer ihn kannte, wollte ihn doch nicht der Obrigkeit angeben, ſondern warnte ihn blos, von ſeinen Taſchenſpielerkünſten abzuſtehen.

Man hat dieſen Menſchen in Holland und ſonſt aufgeſucht, er verſchwand aber, und kam unter einem fremden Namen nach Baſel, wo er 14 Jahre als ein reicher Mann lebte, die ſchönſten Landhäuſer kaufte, und den man bloß für einen reichen Partikular anſah, weil er von ſeiner heimlichen Lehre nichts merken ließ. Nach ſeinem Tode kam es aber aus, daß eben dieſer Mann durch Briefe, Schriften und Apoſtel in den Niederlanden die Davidiſche Sekte fortzupflanzen, das Chriſtenthum zu verdrängen, und dagegen eine neue Lehre auszubreiten bemühet geweſen. Daß er heimlich Geld für ſich davon gezogen, es zu ſeinem Gewerb gemacht, und den Glauben des Erlöſers ſchändlich geſchmähet habe. Ueber ſeiner Lehre ſind viele Unruhen in Holland entſtanden.

Als die Basler Regierung nun von dieſer ſchrecklichen Sache genau unterrichtet war, daß eben dieſer für ſo löblich angeſehene Mann ein Betrüger geweſen; war ſie reuig der Ehre, die ſie ihm noch bey ſeinem Abſterben erwieſen, da ihm eine Grabſtätte in der Kirche eingeräumt worden. Die Bürgerſchaft und

die auswärtigen Regenten verlangten eine genaue Prüfung und Verurtheilung dieſes ſchändlichen Mannes; nachdem man alle ſeine Hinterlaſſenſchaften unterſucht, und von der Abſcheulichkeit ſeiner Lehre überzeugt war, ſo wurde zu Urtheil und Recht erkannt, daß der Körper wieder ausgegraben, und vom Scharfrichter, nebſt ſeinen Schriften und Büchern verbrannt werden ſoll. Welches auch im Angeſicht vieler tauſend Zuſchauer im Jahr 1559 vollbracht worden iſt.

Die Exekution geſchah vor dem Steinenthor, an der gewöhnlichen Richtſtädte. Hier wurde der Körper auf eine Holzbeuge geſezt, und verbrannt. Ehe das Feuer angelegt worden, zerſchlug der Scharfrichter die Baare, daß jedermann den einbalſamirten Körper noch unverweſet ſehen und ihn erkennen ſollte, wie er damals zu Grab gebracht worden. Der Körper war in weiſer Leinwand gewickelt, mit einem Camelotenkleid angethan; auf dem Haupt hatte er eine ſamtene Haube, roth gefüttert, und war mit einem Rosmarinkranz geziert. — Sein Kopf ruhete auf einem Küſſen. Sein Bart war gelb, ſein Angeſicht noch friſch. Noch iſt merk=

würdig: Daß in der Stunde, wie dieſer Mann vor dritthalb Jahren geſtorben iſt, ein kalter Blizſtrahl in ſein Zimmer fiel, der das Getäfer zerſplitterte. Er wohnte auf dem Heuberg.

Abgaben an die Geiſtlichkeit.

Wie drückend und faſt unerſchwenglich die Abgaben der Bauern in vorigen Zeiten waren, als noch die hohe Geiſtlichkeit über das Schweizerland herrſchte; mag man aus folgendem abnehmen. Nicht Oeſterreich und der Kaiſer haben das Land am ſchwerſten gedrückt, ſondern die Unterherrſchaften und Klöſter, die in der Schweiz ſich überall geſezt hatten, und die beßten Ländereyen bald durch Liſt, bald durch Vermächtniſſe, bald durch Gewalt an ſich brachten. Die Biſchöfe von Lauſanne und Conſtanz hatten überall ihre Botmäſſigkeit ausgebreitet. Der Biſchof von Baſel war Meiſter von der Stadt Baſel, und von dem ganzen Bezirk an dem Leberberg. Der Abt zu St. Gallen hatte das ganze Rheinthal, die Gegenden nahe

bis ins Aargäu, auch das ganze Appenzellerland ein. Das Kloſter Murbach im Elſaß hatte viele Gegenden im Aargäu, ja ſogar die Stadt und Gegend Luzern, und einen groſſen Theil von Unterwalden beherrſcht. Schwyz und Ury, auch etwas von Unterwalden bekamen die Stiftsherrn zu Münſter in ihr Zwangrecht. — Ein andrer Theil von Ury war der Aebtiſſin zu Zürich unterwürfig. Glarus ſtand unter der Kloſterherrſchaft von Seckingen; Solothurn unter dem Kloſter St. Urs; Schaffhauſen unter dem Kloſter innert ſeinen Mauern. Und alle dieſe Kirchen und Klöſter übten eine auſſerordentliche Strenge in Eintreibung der Gülten und Zehenden. Folgende Probe mag genug ſeyn, wie die Gotteshausleute die Unterthanen ſportelten.

Der Abt zu St. Gallen zog aus dem Appenzellerland folgende Abgaben: Da war die Meyenſteuer, die Herbſtſteuer, die Reichsſteuer, viele Alprechte, Todtenfälle, Gläß, Staufwein, Zehenden, Zinß, Buſſen, Lehen, Ehrſchätz, Frohntag, Hölzer, Fiſchereyen, Wildbann, Vogtrecht, Eigenſchaft, Kirchenzehenden, Faſtnacht-Hüner und

Eyer, Alpengelder, hohe und niedere Gerichte, Erbſchaft und anderes mehr.

Zu beſſerer Erläuterung der obgenannten Beſchwerden dienet hiermit folgende Erklärung einiger Abgaben:

Todten-Fall oder Fall, war vor alten Zeiten eine Beſchwerde, da allezeit, wenn in einem Haus der Hausvater geſtorben, alsdann das beßte Stück Vieh, ſo er im Stall gehabt, dem Abt verfallen geweſen: Oder wenn er kein Vieh gehabt, das ſchönſte Kleid, ſo er am Leib getragen; welches man entweder geben, oder mit einem Stück Geld, vom Amtmann löſen mußte.

Gläß, Erbgeläß, iſt, wenn ein Mann ohne Kinder abgeſtorben, da hat vom Fahrenden die Frau den halben Theil, und die andere Hälfte der Abt beziehen mögen, welches man das Geläß geheiſſen.

Stauf-Wein, war derjenige, ſo man zur Faſtenzeit den Prieſtern oder Capellanen austheilen mußte. Eine Staufe hielt 52 Maaß.

Lehen, mußten allezeit, ſo oft einer ein-

Guth erkauft oder ererbt, vom Abt oder ſeinen Amtleuten empfangen, und ein gewiſſes Geld für den Lehnſchilling bezahlt werden.

Ehrſchatz, dieſen mußten die Landleute allezeit, wenn ſie ein Guth ererbt, dem Abt bezahlen, von jeglichem hundert Gulden, fünf bis 15 Gulden, nachdem das Guth werth war.

Frontag, iſt, wenn man dem Abt gewiſſe Tagwerke ohne Lohn, in ſeinen Dienſten thun mußte.

Eigenſchaft, war ein gewiſſes Geld, ſo man dem Abt bezahlen mußte, zum Zeichen, daß man unter die Leibeigenſchaft gehöret habe.

Erbſchaft, bedeutet ſo viel als einen Kinds-Theil, welchen der Abt von den Landleuten, bey einigen Erbtheilungen beziehen können.

Auf der andern Seite der Schweiz waren bey 50 Grafen, 150 Freyherrn, und mehr als zwölfhundert Ritterliche Geſchlechter, die alle nur darauf hin arbeiteten, ihre Vorrechte zu vermehren; auch ſie ſezten die Einwohner auf dem Lande in die ſchrekbarſte Leibeigenſchaft.

Aber-

Abergläubiſches Gericht der Geiſtlichkeit.

Da in den katholiſchen Zeiten ſich die Geiſtlichkeit auch in alle weltliche Händel miſchte, und der Aberglaube durch ſie auf Gerichtshäuſer und in Urtheilsſprüchen Einfluß hatte; ſo war es eben ſo wenig auſſerordentlich, daß wie die Ketzer verbrannt worden, auch die Thiere des Feldes ſolcher Herrſchaft nicht entgehen konnten. Es ſind mehrere Beyſpiele bekannt, auch aus Frankreich, Deutſchland und Italien, daß vor dem geiſtlichen Gerichte, wo ein Biſchoff oder geiſtlicher Fürſt Land und Leute regierte, Urtheilſprüche vorgekommen ſind, wie folgende:

Der Biſchof von Lauſanne hatte über einen groſſen Theil des Bernerkantons eine geiſtliche Herrſchaft ausgeübt. Im Jahr 1479, alſo vor 3 hundert Jahren, war das Land plötzlich von bösartigen Inſekten, einer Art fliegender Würmer, die ſich an Laub und Bluſt ſezten, wie überſäet. — Hierauf ward ein geiſtliches Gericht niedergeſezt, den Prozeß dieſen

Thieren in aller Form Rechtens zu machen. Man ladete ſie vor das Tribunal, und da ſie, wie leicht zu erachten, nicht erſchienen, ſo wurden ſie verflucht und in Bann gethan. — Das ſonderbarſte bey dieſer Komödie war, daß auch ein ſehr berufener böſer Advokat als Fürſprech der Würmer, vor Gericht auftreten, und ihre Gerechtſame vertheidigen mußte. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſezen auch hinzu: Dieſer geiſtliche Urtheilsſpruch habe nichts gefruchtet, die Thierchen fraſſen vor wie nach den beßten Saft von den Bäumen.

Geiſt der Kirchen-Reformatoren.

Den 12ten Heum. 1522 kam ein gelehrter Mönch, Franziſcus Lamberti, von Avignon nach Zürich. Auf Anſtiften einiger Chorherren und Kaplanen foderte der Mönch den Kirchenreformator Zwingli zum Wettſtreit auf, und zwar um ſo viel mehr, da ihm dieſer Fremde in der Predigt zugeſchrieen hatte: Bruder, da irrſt du! — — In einer weitläuftigen Unter-

redung auf der Trinklaube der Chorherren trieb Zwingli den Mönchen ſo weit, daß er mit gefaltenen Händen zum Himmel empor rief: Nunmehr wolle er alle Roſenkränze und Schutzheiligen verlaſſen, um in jeder Noth ſich einzig an Gott und Jeſum zu halten. Morgens darauf ritt er nach Baſel zu Eraſmus, alsdenn weiter zu Luther nach Würtemberg, woſelbſt er die Kutte wegwarf, und ſich verheyrathete.

Kindtaufen in deutſcher Sprache.

In den Zeiten des Pabſtthums wurden die Kinder mit lateiniſchen Sprüchen getauft. Bey der Reformation kam der Gebrauch auf, die deutſche Sprache dazu anzuwenden, um jedem Zuhörer verſtändlich zu ſeyn. In einer alten Chronik ſtehet geſchrieben: „Am St. Laurenztag am Mittag (1523) ward das erſte Knäblein zu Zürich in deutſcher Sprache getauft Ulrich Aberli. Und alſo iſt man fortgefahren in allen Kirchen zu Zürich zu taufen, ohne Beſchwörung, ohne Salz, Fladen und Chryſam". —

Anfang der Reformation in der Schweiz.

Zwingli und Leo waren kühne Männer, die in Zürich auftraten, nicht nur gegen die Mißbräuche in der Religion, ſondern auch gegen alle Mißbräuche bey der Regierung und im Staat. Daher hatten ſie unter dem gemeinen Mann einen ſtarken Anhang; hingegen war der Adel, alle Herren, ſo von franzöſiſchen Penſionen lebten, auch alle Mönche und Nonnen zu Stadt und Land gegen ſie. Oft befanden ſich Zwingli und Leo in Lebensgefahr, wenn ſie ſo von der Kanzel herab, die Zügelloſigkeit der Müſſiggänger und Volksverächter, und die Verfolgung rechtſchaffener Leute ſchilderten.

Dieſe Reformatoren haben dem Volk die Augen geöfnet, was zu ſeinem Beßten dienen ſoll. Gegen die fremden Kriegsdienſte eiferte beſonders ſtark der beym Volk beliebte Zwingli. Er ſagte:

„Mit Arbeit will ſich niemand mehr nähren; man läßt die Güter verſtuden an vielen Orten und wüſte liegen, das man

nit Arbeiter hat, wiewohl man Volks genug hätte, darzu ein gut Erdreich. Es tragt Anken, Aſtrenzen, Milch, Pferde, Schaafe, Veh, Landtuch, Wyn und Korn überflüſſig. Wenn ein Reißläufer (Soldatenknecht) ſein entübrigt Geld rechnet, hätt er daheim mit Dreſchen alle Tage um 4 Pfennig und Spyß mehr fürgeſchlagen; gieng es ihm auch ſo wohl, daß er vor der Rechnung nicht erſtochen oder erſchlagen wäre". — —

Die Weisheit der Alten.

Hämmerlin, ein Züricher Bürger, ſchrieb um das Jahr 1400 ein Buch, worinn folgende wichtige Lebensregel vorkömmt:

„Wenn ein Menſch von einer Schlange gebiſſen wird, ſo muß ers nicht ihr zur Laſt legen; ſie handelt nach ihrer Natur. Wenn aber der Menſch übel handelt, wenn derjenige, welchen Gott gerecht erſchaffen hat, ein krummes Urtheil ſpricht, ſo ſtößt er gegen das Geſetz der Natur an. — Bey dieſer Gelegenheit

fällt mir ein, was ich ehemals gehört ha=
be erzählen. Ein Herr traf in der
Speiſekammer einen groſſen Baurenhund
an, welcher ein Gefäß rein ausgeſchlürft
hatte. Den Hund ließ der Herr mit al=
ler Freundlichkeit, ohne das geringſte böſe
Wort, weggehen; dem Bedienten hinge=
gen, welcher aus Unachtſamkeit die Thü=
re nicht zugemacht hatte, gab er die derb=
ſten Verweiſe. Derjenige, fügt Hämmer=
lin hinzu, der gegen den Hund ſo viel
Nachſicht bezeugte, war mein Vater".

Hingegen war auch die Unwiſſenheit
bey den meiſten Leuten auſſerordentlich
groß, weil bloß in den Klöſtern einige
gelehrte Wiſſenſchaften, obgleich voller
Schwulſt und Unnatur, gelehrt wurden.
Müſſiggang und Dummheit war unter den
Pfaffen allgemein.

Seit Conrads von Mur Hinſcheid im
Jahr 1281 bis auf das Jahr 1452, alſo
in einem Zeitraum von 171 Jahren, war
kein einziger Geiſtlicher in Zürich, der
irgend etwas denkwürdiges ausgedacht hät=
te *). Unter den Weltleuten war die Ge=
lehrſamkeit nicht beſſer begünſtigt. Va=

*) Hottinger de Schola tigurin. orat. I. S. 21.

rillas nennt den Senat in Zürich grob und barbariſch; auch verſichert er, daß die wenigſten Rathsglieder leſen und ſchreiben gelernt haben. Von Prieſtern und Kloſterleuten wurden die Kanzleyen der Regierung beſorget; ſo war Grůt, ehmaliger Schulmeiſter zu Rapperſchwyl, Stadtſchreiber in Zůrich; Rüdger Manbach, Stadtſchreiber und zugleich Diener des Altars; Heinrich Uttinger, Chorherr zum groſſen Můnſter und zugleich Advokat. Noch im Jahr 1529 fand ſich kein Züricher geſchickt zum Amt eines Stadtſchreibers; man berief einen Fremden, Namens Wernher Beyel, der ſich als apoſtoliſcher Notar des Coſtniziſchen Biſchofs in Baſel aufhielt.

Auch die Prediger mußte man vom Ausland verſchreiben; erſt nach der Reformation konnte man Landes- und Bürgerskinder dazu erziehen laſſen.

Hernach widmeten ſich auch viele Züricher Bauernſöhne der Kanzel. Einige recht gelehrte Leute ſind daher entſproſſen; unter welchen Ceporin, ein Bauernſohn von Dynhart, Collin von Guntelingen, Rellikan, ein Bauernſohn von Rellikon, Hoſpinian, ein Bauernſohn

von Stammheim, ſich vorzüglich als groſſe Gelehrte und brafe Männer ausgezeichnet haben: „Im Jahr 1556 iſt zu Zürich ein Kapitel gehalten worden, da ward auch angebracht, daß unſre Herrn lieber ſehen, wenn wir unter uns gelehrte Leute erziehen, als daß wir ſie aus der Fremde müßten kommen laſſen". — Vor der Reformation waren Klöſter, Stifter und Kirchen nur beſezt und beſtellt mit fremden Perſonen, die oft nur von den Biſchöffen aus allerley Abſichten uns waren aufgedrungen worden. — Und wer ſoll es nicht lieber ſehen, wenn Innländer ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu den wichtigen Aemtern würdig machen, Lehrer und Selbſtbeyſpiel des Volks zu ſeyn!

Freylich ſollen nur Wenige ſtudieren, aber auch dieſe Wenige ſo gewiſſenhaft und redlich ausgewählt ſeyn, daß ein jeder ſeinen Sohn dem Vaterland widmen müßte, wenn hervorragende, ausgezeichnete Anlagen ihm von Gott ertheilt ſind, denn der Herr der Schöpfung theilt ſeine Gaben wunderbarlich aus; und oft giebt er ſie dem Niedrigen und Demüthigen zehnfältig.

Hauswirthſchaftliche Oekonomie der Lebensmittel.

Herr von Balthaſar ſagt in ſeinem Neujahrsgeſchenk an Schweizer 1786 ganz ſchön: „Nicht der Anwachs des Volkes einer Stadt oder des Landes vertheuret die Lebensbedürfniſſe, ſondern die angehäuften Gelüſte, der Mangel an Genügſamkeit, und die ganz veränderte Hauswirthſchaft. Die alten Sparhäfen pflegten darum zu ſagen: Das Erſparen ſey ſchon Gewinn, und man werde nicht von vielem Einnehmen, ſondern vom wenigen Ausgeben reich. — Man zählte einſt in der ein- und andern Stadt, vielmehr Einwohner, als heut zu Tage, und doch waren die Eßwaaren leichter zu bekommen, und, nach dem heutigen Preiſe gerechnet, auch wohlfeiler. — Warum das? — Eben weil die Wirthſchaft dazumal beym Herrn, wie beym gemeinen Manne, ganz einfach, und der Verbrauch derſelben nicht ſo verſchwenderiſch und muthwillig war;" (weil nicht ſo viele müſſige Knechte, Herrendiener und Schmarozer waren — die

nichts thun als Faullenzen und Genieſſen.) „Heute lebt der Handwerksmann und Taglöhner mehr dann Handwerksmäſſig. Der Landeigenthümer, der Bauer, hat den Werth ſeiner Produkte kennen gelernt, er iſt des Verkaufs ſicher, er lebt auch für ſich minder ſparſam, muß die auf ſeinen Grundſtücken haftende Intereſſen (Gültzinſe) jährlich abſtatten, beſonders ſeine Dienſtleute wollen auch theurer, als vordem, bezahlt ſeyn, — und ſteigert darum, nach ganz natürlicher Rechenkunſt, und nach dem anderwärtigen Kaufe und Laufe auch der Kaufmann ſeine Waare. — Daher der alte, immerwährende Krieg zwiſchen dem Käufer und Verkäufer, dem Eigenthümer und dem Taglöhner, da Jeder, bey dem geſellſchaftlichen Wechſel und Handleiſtung, ſeinen Vortheil zu ſuchen ſich berechtiget glaubt, und nach dem Maaßſtabe ſeines Bedürfniſſes dazu gezwungen iſt, weil alles nur auf Ueberfluß gehet.

Unſre Altvordern haben mehrere, ſehr weiſe Verordnungen gemacht, um Wucher und Ueberforderung zu verhüten, und wofern denſelben obgehalten, und dem übertriebenen Schleichhandel, Vorkauf und Eigennutz im Ernſte vorgebogen würde,

dürfte man eines wirklich geſegneten Ueberfluſſes, und anbey eines billigen Preiſes, allerdigs ſicher ſeyn". —

Aber ein Land, wo ſich jeder nach dem Mode-Ton richtet, wo die Sparſamkeit, die Wohlanſtändigkeit ganz auſſer Acht gelaſſen wird; da, wo der Vorältern alte Geſeze und Gewohnheiten lächerlich gemacht werden; da, wo die Hausmütter zu franzöſiſchen Damen ſich bilden, die Dorfmädchen Koketten unter ſich leiden; da wo man mehr das Lächerliche, als den Tadel fürchtet, mehr über einen Fehler gegen die Mode, als über eine ſchlechte Handlung erröthet, Dinge rühmt, deren man ſich ſchämen ſollte, und der Handlungen ſich ſchämt, die wahre Ehre bringen — — — wo iſt da Tugend und Wohlſtand möglich? — Die Folge hievon läßt ſich für Republiken, für Länder, für Städte, für jeden Hausvater, leicht prophezeyen, und wir überlaſſen es dem unverdorbenen Denker und Patrioten, eben das für uns zu thun. — — —

Ausartung der Schweizer nach der Burgunderbeute.

Einen Blick in die nicht mehr einfachen häuslichen Sitten der Altvordern, nach den groſſen Kriegen mit dem Herzog von Burgund, können wir unſre Leſer thun laſſen, wenn wir ſie auf Faßnacht und Kirchweyh führen, die ſich einige Kantone im Jahr 1486 gegeben haben: da heißt es in der Edlibachiſchen Handſchriftlichen Chronik:

„Es zogen die Züricher über 80 Mann zu Pferd, und wohl 130 zu Fuß nach Altdorf; den Bürgermeiſter, Heinrich Roiſt, verſchiedene Räthe, den Probſt und etliche Chorherren an ihrer Spitze. Auf dem Weg wurden ſie von Zug und Schwyz überall gaſtfrey gehalten; zu Brunnen und Küßnacht von den Urnern in Schiffen abgeholt; und endlich zu Altorf auf einer groſſen Matte von dem Landammann mit einer ganz guten Rede empfangen, die ſich damit endet: „Und gend Uech itz in Uewern Gewalt was wir hand und vermügend; es ſyg Hus, Hof oder

anders; nütz utzgenommen". Während ihrem dreytägigen Aufenthalt: Mocht einer eſſen wo er wollt, und gab nienen nütz. „Da waren wilde Gemſen, Steinböck, Hirzenthier, Recher, Beren und wilde Swin, mer dann man geſſen mocht; ouch mengerley guter Wine; Malfenſiger, Klaret, Ipikratz, Feltliner wiſſen und roten; Elſaſſer war der mindſt und ſchwechiſt. Da fing man am Morgen an, und aß Simmeln us Malfenſiger, demnach geſottes und gebrates Willz und Zamß; und das trib man untz in die Nacht. Dann gab man zum Schlaftrunk aber welſche Win, und die Tiſch überſchüttelt man mit Confex und Zuckerärbſen; ſo köſtlich, daß davon nur nütz zu ſagen iſt". Zu Schwyz gieng ein neues Feſtin an. „Da war der Imbiß gar köſtlicheu zugericht. Nach dem Eſſen that man einen ſchönen Tanz; und vertrieb jedermann den Tag mit Froiden; Einer mit Tanzen, der ander mit Spielen, der dritt mit wol eſſen und trinken, unz uff das Nachtmal. Unterdeſſen waren die von Uri über das Seckli gangen, und funden, zu ihrer

Beſtürzung, die groſſe Letzi, welche ſie durch zwey Rathsglieder den Zürchern gen Schwyz nachſandten; mit dem ausdrücklichen Anhang, nicht mehr mit dem Geld heimzukommen". — —

Der Volksaufwiegler, Peter Amſtalden, wird hingerichtet.

Gleich nach den Burgundiſchen Kriegen herrſchte in unſerm Vaterland eine Volksverwilderung, daß die Obrigkeiten die größte Mühe hatten, den Empörungen und Ausſchweifungen Einhalt zu thun, da die durch Geldbegierde und Ungehorſam ſo wie durch die bewieſene Tapferkeit ſtolz gewordene Mannſchaft ſich keinen Geſezen und keinen Ordnungen mehr unterwerfen wollte. Damals kam die pöbelhafte muthwillige Rotte auf, die ſich ſelbſt die Geſellſchaft des thorrechten Lebens nannte, nnd beſonders den Städten aufſäzig war, und zu allerley boshaften Anſchlägen und ſelbſtgewagten Kriegsſtreifereyen im Lande Anlaß und Aufforderung gab. Aus dieſer Volksempörung

zog auch der amſtaldiſche Empörungsanſchlag ſeine Nahrung, und erhielt ſeine Entwicklung.

Peter Amſtalden, Weibel zu Eſcholzmatt im Lande Entlibuch, ein reicher, angeſehener, beredter Mann, hatte ſich durch den Ehrgeiz, den vom Land ſelbſt übermäſſig angeerbten Freyheitshang, und auf das Zureden zweyer angeſehener Männer aus dem Land Oberwalden, dem Landammann Bürgler und dem alten Krünnegger, ſo ſehr einnehmen und ermuntern laſſen, daß er wirklich glaubte, es ſollte ihm gelingen, wenn er ſich ſelbſt zum oberſten Richter und Landammann im Entlibuch erhebe, und ſo wie er der Entlibucher Anführer im burgundiſchen Krieg geweſen, auch ihr Herr und Befehlshaber in Friedenszeiten zu ſeyn. — Er machte den Mordanſchlag, die Stadt Luzern in ein offenes Dorf zu verwandeln, und mit Hülfe ſeiner Leute das ganze Luzernergebiet in eine andere Verfaſſung zu ſezen. Der Ueberfall der Stadt und die Ermordung aller, die ſich ſeinen Abſichten in Weg ſtellen würden, ſollte an dem Jahrmarkt im Weinmonat ausgeführt werden; zu

welcher Zeit der Zufluß des Volks aus allen Orten ohnehin groß, und folglich keinem Verdacht ausgeſezt wäre. — Aber Gott — der die Empörer verabſcheuet — ließ das Vorhaben noch zu rechter Zeit kund werden, und der Verbrecher und ſein Anhang ward in ſichere Verwahrung gebracht. — Dieſer Landesverräther und Vaterlandsfeind empfieng, was ſeine That werth war — ſein Kopf wurde ihm abgeſchlagen. — Und dieſe noch gnädige Strafe hatte er der Großmuth ſeiner Richter zu verdanken. —

Jährliche Erneuerung der Befreyung Luzerns von dem Mordanſchlag Peter Amſtalden.

Noch erneuert ſich das Andenken an die vorſtehende Begebenheit durch die geharniſchten Männer, die alle Jahre am groſſen Markt-Dienſtag des regierenden Herrn Schultheiß Haus bewachen. — Die Luzerner waren auch ſehr eifrig an dieſem Tag ihre Ergebenheit für die Regierung zu zeigen. Bey einbrechen-

der Nacht, bey dem Lichte flammender Fackeln, im Kriegsgewand, verſammelten ſich alle Zünfte, die Waffen wurden beſichtiget, und alle Anſtalten gemacht, als wenn der Feind vor den Thoren wäre. — „Dies erhielt in den Schweizerbürgern die Liebe zur Freyheit und die Luſt zum Kampf für ſie. — Sehr feyerlich war ehedem dieſes Andenken für alle Männer der Stadt — aber warum iſt es jezt nicht mehr ſo? Warum iſt dieſer gute, alte Gebrauch als überflüſſig oder unnütz abgeſtellt worden *)? — Wenn nur nicht auch der Geiſt jener Zeit — damit abgegangen iſt"! Eine alte Handſchrift beſchreibt dieſes Luzerner Waffenfeſt folgender maſſen: „Macht einen ſtattlichen luſtigen Umzug. Es ziehen voran die Herrn Häupter und Schultheiſſen der Stadt, demnach die Räthe des kleinen oder täglichen Raths; darauf die hundert oder groſſe Räthe; und dann die Bürger. Alles in

*) Im Jahr 1713 iſt der lezte Umzug geweſen. Sehr ſchön frägt Herr von Balthaſar: Ob derley alte Sitten und Gewohnheiten, mit ihren Einſchränkungen, nicht mit Ehre und Nutzen hätten beybehalten werden können?

gewiſſer Ordnung und Abtheilung, ſowohl der Schützen, als der Harniſchen und übrigen Hochgewehren; obwohl es faſt der mehrer Theil Harniſch giebt. Geſchiehet alles mit einer anſehnlichen Zierlichkeit, und werden gewöhnlich in die achthundert wohlgerüſtete Bürger gezählt, und läßt ſich eine Obrigkeit in dieſem Falle keiner Unkoſten reuen". — —

Viele ähnliche Feſte ſind in alten Zeiten in den Schweizer-Städten gefeyert worden. Einige, die weniger nützlich als dieſe waren, konnte man ohne Schaden abſchaffen, aber wo es auf Heldenmuth und Unterhaltung alt-ſchweizeriſcher Tapferkeit und Uebung in den Waffen ankommt, da ſollte man feſt dabey verbleiben. Wo kann man Früchte erwarten, wenn man den Saamen ausgehen läßt?

Brafe Geſinnung eines alten Schweizer-Poeten.

(Vom Jahr 1486.)

O du mein liebe Eidgnoßſchafft
Die durch beſondre Gotteskrafft

Bisher mit groſſer Luſtbarkeit
Floriſt in Frid und Einigkeit
Hütt dich vor Unfrid und Zwytracht
Damit nit werd zertrennt din Macht
Halten veſt Ewer Eides-Band
So bleibt ihr Herren in dem Land
Kein fremden Herren der da iſt
Landgierig und voll Argeliſt
Trauwen bey Leib nicht, wenn er gleich
Verſchrib ein ganzes Königreich.
Gedenken an die alten Tag
Da ihr Hand g'füeret manche Klag
Ueber der Landvögt Tyranney
Und der Zwingherren Schinderey.
Gedenket an die Sempacher Schlacht
Und ewer Finden groſſe Pracht
Gedenkt an Karln von Burgund
Der Euch gar richten wolt zu Grund.
Land keine fremde Gäſt ins Land
Sondern machet ihnen Widerſtand
Verwachet ewer Berg und Thal
So ſeyd ihr rüig überall
Halten einandr Treu und Eid
So gehts euch wohl in Ewigkeit
Kommt euch fremd Volk einmal ins Land
So geht es übel Eurem Stand

Dieweil ihr aber Brüder ſind
Und gleichſam einer Mutter Kind
So halten Euch zuſammen veſt
Und thu ein jedes Ort das beſt
Beſitzen in Ruh das ſchöne Land
Das Eure Vätter g'wunnen hand
Ehren, lieben und förchten Gott
So hilft er Euch uß aller Noth.

Auszug eines Briefes von Luther, dem Kirchenreformator in Deutſchland, an die Schweizer.

Denen ehrbaren, vorſichtigen Herren Bürgermeiſtern, Schultheiſſen, Meyern, Rath und Bürgern der Eidgenoſſenſchaft und Städten ſämmtlich, Zürich, Bern, Baſel, Schafhauſen, St. Gallen und Biel, meinen beſondern günſtigen Herren und guten Freunden.

Gnad und Friede in Chriſto, unſerm Herrn und Heiland! Ehrſame, wohlweiſe Herren, liebe Freunde. Daß ich nun-

mehr, denn zu lange verzogen, auf Eure an mich in Schmalkalden erlaſſene Schrift zu antworten: Deß mögt' ich mich gerne bey Euch entſchuldigen, wenn ich anders glaubte, es bedürfe einer Entſchuldigung; zumal es E. E. nicht unbekannt iſt, wie viel mir alten ſchwächlichen Manne täglich auf dem Halſe liegt, ſo daß ich jezt mit Gewalt habe müſſen mich abſtehlen von den Leuten und Geſchäften, um dieſes für Euch beſtimmte Schreiben endlich einmal zu Stande zu bringen.

Ich überlas nun noch einmal Eure Schrift, und erfreute mich gleich Anfangs höchlich, da ich daraus erſah, mit welch ernſtlichem Eifer (mit Hintanſezung aller ehemaligen Schärfe und Verdacht, ſo wir bisher mit Euern Predigern gehabt,) Ihr die Concordia anzunehmen und zu fördern entſchloſſen ſeyd. Der Gott und Vater aller Eintracht und Liebe wolle ſelbſt dieſes ſo heilſame Beginnen vollführen, wie geſchrieben ſtehet: **Wenn Gott gefällt eines Mannes Weg, ſo bekehret er auch ſeinen Feind zum Friede.**

Es iſt aber gewiß, und kann auch nicht anders ſeyn, daß eine ſo groſſe Zwietracht nicht kann ſo leicht und bald ohne Schwiele

und Narben geheilet werden. Denn es werden beyderſeits welche ſeyn, denen dieſe Concordia nicht gefällig, ja wohl gar verdächtig ſeyn wird. Allein wenn nur wir zu beyden Theilen, die es ernſtlich meinen, mit allen Kräften darob ſind und fleiſſig anhalten: So wird der liebe Gott und Vater mit ſeiner Gnade nicht ausbleiben, daß auch bey andern jene Streitſucht ſich zu Tode blute, und das trübe Waſſer ſich wiederum ſetze.

Iſt derohalben mein freundlich Bitten, E. E. wollen dazu thun, und ernſtlich darauf Acht haben, daß bey Euch und den Euren jene Schreier, die wider uns, ja ſelbſt wider die Vereinigung plaudern und ſchimpfen, ſich ihres Schreiens enthalten. Sie ſollen nur das Volk einfältiglich lehren, und darüber die Sache der Concordia laſſen befohlen ſeyn denen, die dazu berufen und tüchtig ſind, nicht aber jenen wohl gar im Wege ſtehen. Gleichwie auch wir allhier beyde in Schriften und Predigten uns ganz ruhig halten, und mäſſigen wider die Euren zu ſchreien, damit nur nicht durch uns auf irgend eine Weiſe dieſe Eintracht gehindert werde, welche wieder hergeſtellt zu ſehn uns von Her-

zen verlanget. Gott weis es! Laſſet uns ihm die Ehre geben. Des Fechtens und Schreiens iſt bisher ja genug geweſen, wo es hätte etwas ſollen ausrichten.

Und zuvörderſt will ich ja ganz demüthiglich gebeten haben: Wollet Euch zu mir verſehen, als einem, der es innig aus Grunde des Herzens meinet, und was zur Förderung dieſes Religionsvergleichs dienet, ſoviel mir immer möglich, an mir nicht mangeln ſoll. Das weis Gott! den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme. Denn was hat doch dieſe Spaltung mir oder jemand anderm je genützet? Vielmehr hat ſie mehrern geſchadet, dergeſtalt, daß bisher noch kein einziger Vortheil daraus floß, noch in Zukunft zu hoffen iſt.

Wir überlaſſen es Gottes Allmacht, auf was Art uns ſein Leib im Abendmahle gegeben werde, wenn wir nach ſeinem Befehl zuſammen kommen, und daſſelbe ſeiner Einſezung gemäß halten. Wir denken da keiner Auffahrt, noch eines Niederfahrens; die da ſollte geſchehn, ſondern bleiben ſchlecht und einfältiglich bey ſeinen Worten: Das iſt mein Leib. Das iſt mein Blut. Doch, wo wir hierinn

einander nicht gänzlich verſtünden, ſo iſt in dieſem Falle nichts rathſamer, als daß wir in einem guten gegenſeitigen Verſtändniſſe einander ſo lange mit Schonung behandeln, bis der Glumm und das trübe Waſſer ſich ſeze. Wenn nur wir unſere Herzen zuſammen ſchlieſſen, und alle Streitſucht fahren laſſen, und ſo dem heiligen Geiſt Raum geben. Ja reichen wir vielmehr einander Herz und Hand, vereinigen wir ſie, und halten ſie feſte verbunden, damit es hernach nicht ärger werde, dann zuvor.

Solches wollt ich dieſesmal auf E. E. Schrift aufs kürzeſte geantwortet haben. Bitte, wollens ja für gut annehmen. Denn meine Seele laſten täglich viele Arbeiten, drückende Sorgen, ſo daß ich mich nicht wohl auf eine Sache allein verwenden kann, gleichſam als läge mir nur ein oder ander Geſchäfte ob. Damit befehle ich E. E. ſammt allen den Euren dem Vater alles Troſtes und Erbarmungen. Der ſchenke uns zu beyden Theilen ſeinen heiligen Geiſt, der unſre Herzen wie in Eins zuſammengeſchmolzen vereinige durch die wahre Liebe, und alle Schlacken und Roſt menſchlichen Zwiſtes und teufliſcher

Ver=

Verkehrtheit und Bosheit ausfege zur Ehre und Lob ſeines heiligen Vaters, zum Heil vieler Seelen, zum Hohn Satans und ſeiner ganzen Rotte. Amen. Den 1ſten Decemb. 1537.

Euer

Martin Luther.

Aberglauben unter den Reformirten.

Vor der Dummheit und dem Aberglauben ſchützt kein Stand und kein Alter, auch kein Glaubensbekenntniß; wenn nicht der Kopf rein, das Herz gebildet, wenn keine innige Ueberzeugung wirkſam iſt, ſo tödtet der Buchſtabe, und der Geiſt iſt ferne, der das Leben giebt.

So haben wir auch nach der Reformation noch an proteſtantiſchen Orten viele Vorfälle erlebt, die offenbar zeugen, daß der alte Sauerteig noch ſäuret, alle Gedanken und Werke der Menſchen. Wenn auch ſchon hie und da in einzelnen Köpfen ein helles Licht aufgieng, ſo lag noch immer über den mehrern Landen ei-

ne Egyptiſche Finſterniß. Schwärmerey und übertriebener Eigendünkel verderbten bald auch wieder die ſüſſen Früchte einer beſſern Lehre. An Alchymie, Zauberey und Teufelswerk glaubte der Proteſtant, wie der Katholik. Eine übernatürliche Verbindung der Beſeſſenen mit böſen Geiſtern war allgemein angenommen, und dieſer Glaube kam aus den dunkeln Zeiten der Unwiſſenheit bis auf uns; wogegen der geſunde Menſchenverſtand wenig ausrichten kann, wenn das Uebel einmal recht eingehaußt und ſich feſtgeſezt hat. Viele Generationen müſſen ausſterben, bis es ſich nach und nach verliert. So war Thomas Eraſtus, ein groſſer Lehrer zu Baſel, noch ganz überzeugt vom Daſeyn der Hexen; und Felix Plater, der die Beſeßnen mit kräftigen Arzneymitteln heilen wollte, war als ein Gotteslaugner verfolgt. So ſind auch in dem hellen Genf noch im vorigen Jahrhundert, nur innerhalb 3 Monathen bey 500 Perſonen wegen Hexerey verurtheilt worden. Das ausgeſtreute Gerücht, daß der erſte Stadtprediger Lehmann zu Zürich auf öffentlicher Kanzel von dem Satan ſey weggeholt worden, erweckte

Anfangs dieſes Jahrhunderts noch ſo viel Unruhe, daß die Obrigkeit in einer gedruckten Schrift die Unwahrheit widerlegen mußte. Nicht lange hernach glaubte ein Zürcheriſcher Rathsherr, daß ihn der Satan in einer Nacht holen werde. Die Zeit kam, und der Satan blieb aus. Der Prediger, Jakob Breitinger, blieb allein noch bey dem Kranken, die Glocke ſchlug zwölfe, und auf den erſten Streich kam der Kranke zurecht. Ein andermal wurde der gleiche Prediger zu einem ehelichen Weibe berufen, welches ſich ſelbſt für eine Unholdin erklärte; Anfangs ſtellte ſich der Prediger, der über ſein Zeitalter hinaus ſah, als ob er ihr glaubte; je weniger er geradezu ihre Einbildung beſtritt, deſto leichter gelang es ihm, ſie nach und nach wieder zur Vernunft und zu ſich ſelbſt zurück zu bringen.

Wem ſind nicht aus ſeiner Gemeinde, oder aus ſeinem Ort ſolche Geſchichten bekannt, wo der Aberglauben noch mächtig wirkſam iſt? Wo Mondſüchtige, mit Verſtopfungen Geplagte, mit Gichtern und Zuckungen Gebohrne, ihre Gemeindsangehörige zu dem falſchen Schrecken verleiteten: der Teufel ſey dabey im Werk; da

doch nichts natürlicher iſt, als daß eine lang eingewurzelte Krankheit, wenn ſie auf das Herz und die Nerfen fällt, den ganzen Menſchen zerrüttet, und mit einem Geſunden nicht in Vergleichung kommen kann. Was ſchüzt alſo vor Zauberey? Nichts als ein ordentlicher Lebenswandel — Mäſſigkeit, Gebet und Arbeit.

Franzöſiſche Geldbeſtechungen.

Stettler, ein berneriſcher Geſchichtſchreiber, erzählt ſehr ſonderbare Anekdoten von der Art, wie es die Werkzeuge dieſer Krone angefangen, Geſchenke zu machen. Schon im Jahr 1507 reiste einer von dieſen Bothſchaftern, Namens Roquebertin, in viele Städte der Schweiz, und gab koſtbare Feſte, welche zu allen Zeiten ein Mittel geweſen, die Herzen der Nation zu gewinnen; auch begab er ſich in die Bäder zu Baaden, ein Ort, welchen die Schweizer ſehr beſuchten, wo er Geld austheilte, in den Gaſthöfen für die Männer die Zeche bezahlte, und den

Frauen koſtbaren Schmuk verehrte. Zu gleicher Zeit trieb ein Biſchof von Rie, Namens Peter Ludwig, eben dieſes Handwerk. Man gab dieſem unanſtändigen Geſchäfte den Schein eines Scherzes. Der Biſchof ließ ſich auf der Gaſſe von den Frauen gefangen nehmen, und kaufte ſich mit Thalern los. Er ſoll einſtens zu Luzern die Zeche für 800 Gäſte und zu Bern für 1100 Gäſte bezahlt haben. Der Geiz hatte den Misbrauch fremder Penſionen auf einen ſo hohen Grad getrieben, daß die Obrigkeit endlich dieſen ärgerlichen und ſtrafbaren Handlungen ein Ende machte, und ſtrenge Verbote gegen dieſen niederträchtigen Menſchenhandel gab.

Franzöſiſche Werbung in Bern.

Im Jahr 1522 (ſchreibt Stettler) wurden von fremden franzöſiſchen Werbern mit gegebener Erlaubniß 2100 Mann für nach Mayland angeworben. Da wurden viele ausgeſchoſſen, und andere an ihre Stelle geſucht. So war auch ein Metz-

ger, Namens Claudius Hagelſtein, ſeines lahmen Beines wegen zurückgeſtellt. Aber flux ſchwung ſich derſelbe mit Wehr und Waffen auf ein in der Nähe ſtehendes ſtarkes Pferd, und machte von da eine ſo gute Figur, daß ihn die Hauptleute nicht nur paſſiren lieſſen, ſondern ſofort auch zum Fourir verordneten. Inzwiſchen brachte dieſe Muſterung die Stadt Bern bey ihren Angehörigen in nicht geringe Nachrede; denn ſie meynten, es wäre bisher nie geſehen noch erhört worden, daß an dergleichen vornehmen Orten der Eidgenoßſchaft ein fremder Herr die Ihrigen dergeſtalt auskieſen oder verwerfen ſollte". —

Strafe gegen die, ſo Penſionen nehmen.

In Zürich wurde ein Rathsherr mit dem Tode beſtraft, weil er von fremden Höfen ſich beſtechen laſſen, und heimlich Penſionen genommen. Folgendes merkwürdige Urtheil zeigt den Geiſt der damaligen Zeit:

„Im Jahr 1526 auf Dienſtag vor aller Heiligenfeyer den 30. Tag des andern Herbſts, ſchlug man Junker Jakob Grebel, Rathsherrn zu Zürich, das Haupt ab, Nachmittag um die Zwey. Der hatte einen ſchneeweiſſen, breiten Bart, und ein ſchneeweiß Haar, dann er über sechzig Jahre alt und wohl gehalten war. Der hat über das, was man alle Jahre zweymal verſchwöret, gethan, daß niemand mehr, er ſey geiſtlich oder weltlich, edel oder unedel, ſolle nehmen Penſion, Proviſion, Jahrgeld, Miet, Gaben oder Schenkungen, mit viel koſtlichen Worten, ſo derſelb Brief innhaltet, hier nicht kommlich zu melden; und hat er es aber angenohmen von des Pabſts Legaten, dem Puccio, von den Keyſerſchen Regenten, ſo zu Zürich bey dem roten Haus lagen, und vor denen allen vom König in Frankreich, alles unter dem Schein Conrad Grebels ſeines ehelichen Sohns, der vor dieſer Enthauptung im dieſem Jahr tod war“.

Wie man Miſſethäter zum Geſtändniß brachte.

Ao. 1505 war zu Zürich ein Gaſtwirth, der hieß Buggerlin. Ein armer Taglöhner gab ihm ſein Vermögen in Verwahrung; hierauf ſuchte der Wirth Gelegenheit, ſich dieſes Gut zuzueignen. Er gieng einsmal mit dem Mann durch einen Wald und ſchlug ihn tod, begrub ihn auch ſelbſt. Einige Zeit hernach fand man den begrabenen Leichnam, und ſeine Kleider. Jezt hatte man Verdacht auf den Wirth. Er wollte nichts geſtehen, ob man ihn gleich ſchon hart in die Tortur genommen hatte. Endlich gab man ihm das Häplein dieſes Taglöhners, ſo man bey ihm unter ſeiner Gurt gefunden, in die Hand, und fragte ihn: Ob er es kenne? Kaum hatte er es in der Hand, als ein kalter Todesſchweis über ſeine Stirne lief, und er freywillig alles eingeſtanden hat.

So hatte auch Johannes Spies, ein Soldat zu Etiswyl bey Luzern, ſein Eheweib mit dem Bettküſſen erſtikt. Auch

er läugnete alles rund weg. Die Richter nahmen ihre Hülfe zu dem ſchon begrabenen Leichnam, der bereits in der Fäulung lag. Kaum ſah der Mörder ſein Weib, als er am ganzen Leib zu zittern anfieng, und alles eingeſtund.

Duelle, oder Zweykampf.

Unter den vornehmen Herrn und Gewalthabern iſt lange die alte deutſche Gewohnheit üblich geweſen, daß ſie ihre Händel unter ihres Gleichen durch den Zweykampf ausmachten, weil ſie etwas beſonders vor der gemeinen Art Leute voraus haben wollten, und ſich nicht durch die Obrigkeit wollten richten laſſen. Daher waren in der Schweiz oft blutige Gefechte, die manchmal zum Krieg Anlaß gaben; da nämlich ein Graf, oder ein regierender Herr, gegen den andern regierenden Herrn mit ſeinen Unterthanen und Landesknechten auszog. — Man nannte es aber Zweykampf, wenn zwey Männer, einer gegen den andern Mann, ſich ſtellte, und in Gegenwart von Zeugen ihre

Händel mit den Waffen in der Hand entſcheiden wollten. Die Fechtkunſt wurde daher in den vorigen Zeiten weit allgemeiner getrieben, als heut zu Tage; denn zulezt wußte jeder gemeine Bürger ſein Rappier zu gebrauchen, und ſein Fechtgewehr ſtund in ſeinem Hauſe immer parat. Dadurch iſt die Gewohnheit unter den Vornehmen zulezt abgekommen, weil ſie ſehen mußten, daß auch der gemeine Mann ſie nachahmte, und oft an Geſchicklichkeit, mit den Waffen umzugehen, ſie noch übertraf.

Eines dieſer alten Rittergefechte findet ſich aufgezeichnet, welches einen beſonders merkwürdigen Umſtand hat. Es kam ein vornehmer Spanier nach Baſel, der trozte und foderte alle dortige Adeliche heraus, ſich mit ihm zu meſſen; — Johann von Merlo war ſein Name. Da thaten ſich die damals berühmteſten Duelliſten oder Zweykämpfer zuſammen, und boten ſich an, mit ihm zu ſtreiten; es war im Sommer des 1483ſten Jahres. Die Grafen von Ramſtein, von Zollern, von Freyburg und von Thierſtein machten den Gegenpart. Das Geſez zum Kampf war: Mit der Lanze einen Stoß; zwey Stöſſe

mit der Hellebarde; 40 mit den Schwerdtern. — Alle hielten ſich braf und tapfer; doch war ihnen der Spanier noch etwas überlegen, und ward von allen Anweſenden bewundert; auch von dem Streitrichter, in Gegenwart aller Zuſchauer, zum Ritter geſchlagen.

Geſeze gegen das Tabakrauchen.

Nicht nur in der Schweiz, auch auswärts in Deutſchland und England, war das Tabakrauchen verabſcheuet. In einer Sittenſchilderung der damaligen Zeit kommt unter andern der Ausdruk vor: Sie Huren, ſie Läſtern, ſie Saufen, ja ſie rauchen ſogar Tabak. Die Rauchwolke war der Höllendampf genannt. —

Man ſiehet, daß alles Neue und Ungewöhnliche ſeine groſſe Feinde findet. Endlich kommt man auf die Mittelſtraſſe zurück, und verabſcheuet nur das Uebermaas und den Mißbrauch. —

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da der Gebrauch des Tabaks bey dem

Volke auſſerordentlich ſtark war, hielt man es für gut, demſelben durch ſtrenge Mandate vorzubeugen. Eine Verordnung, die im Jahre 1661 zu Bern wider alle Arten von herrſchenden Laſtern gemacht wurde, enthält ein gänzliches Verbot Tabak zu rauchen; es iſt merkwürdig, daß der Tabak, da dieſes Geſez nach der Ordnung der zehen Gebote verfaſſet iſt, in dem ſiebenten Artikel begriffen worden, welcher dieſe Ueberſchrift hat: VII. **Ehebruch und Hurerey.** Am Rande ließt man die verſchiedenen Gattungen der Uebertretung unter folgenden Artikeln: Ehebruch, Hurerey, Völlerey, Tauf- und Leichenſchmäuſe, Tabak, Hochmuth, Tanz. Das war der Geiſt der Geſezgebung dieſes Jahrhunderts. Eine beſondere Verordnung, welche im Jahr 1675 herausgegeben wurde, legt denen, welche ſich des Tabaks bedienen, noch härtere Strafen auf. Die Strafe war 50 Pfund an Geld, und die, welche nicht im Stande waren, zu bezahlen, mußten an den Pranger geſtellt werden. Wenn ein Mann, der eine Bedienung hatte, eine Magiſtratsperſon, dawider handelte, ſo war die Geldbuſſe vierfach. Man hielt

es ſogar für nothwendig, ein eigenes Gericht niederzuſezen, welches man Tabakskammer nannte, und das aus ſieben Gliedern des groſſen und kleinen Raths beſtund. Der vierte Theil der Geldſtrafe war zum Vortheile der Conſiſtorien und Gerichtshöfe, welche zur Erhaltung der guten Sitten niedergeſetzt ſind. Ohne Zweifel entdeckte man nach und nach, daß der Tabak, obſchon der Misbrauch deſſelben ſchädlich iſt, nicht verdient ſo ſtreng behandelt zu werden; unvermerkt ließ man von der Strenge des Geſezes nach: Jetzt iſt kein anderer Zwang mehr, als daß man diejenigen, welche mit Tabak handeln wollen, verpflichtet, ein Patent zu haben, um ihn in das Land einführen zu dürfen.

Im Jahr 1685 iſt auch eine obrigkeitliche Verordnung in Zürich erſchienen, worinn das Tabakſchnupfen und Rauchen bey groſſer Geldbuſſe verboten ſeyn ſoll. Und ſolch Gebot wurde nachmals noch einmal beſtätiget, und ſogar Gefängnißſtrafe darauf geſezt.

Schweizer Hochzeitfeyer vor zweyhundert Jahren.

Im Jahr 1568 hat ſich Adrian Ziegler von Zürich mit Barbara Baumann verheyrathet. Beyde waren aus guten und wohlbemittelten Häuſern. Die Baumannin bekam zur Morgengabe ihre eheliche Ausſteuer an Hausrath, und an Geld 100 Sonnenkronen; der Ziegler ward von ſeinem Vater mit 300 Gulden, nebſt einem Harniſch und Schwerdt ausgeſteuert; dazu ſollte er vier Jahr lang Hauszins frey ſeyn, oder 32 Gulden dafür empfangen. Ziegler hat dieſes ſelbſt in einem geſchriebenen Verzeichniß hinterlaſſen, wobey ſich auch die Hochzeitskoſten befinden. Die waren, nach ſeinen eigenen Worten, folgende:

Item den Brautrok mit Sammet 28 fl. Ihro einen goldenen, zweyfachen Ring 8 fl. Ein beſchlagen Paar Meſſer 9 fl. Ein ſammeten Sekel mit goldenen Knöpfen 7 fl. Item mir einen Mantel 10 fl. Einen ſammeten Leibrok 12 fl. Ein carmeſint damaſtenes Wambis 9 fl. 30 kr.

Ein carmeſint paar Hoſen 7 fl. Zwey Paret 1 fl. 36 kr. Drey Paar Schuh 1 fl. Ein ſchwarz Paar Hoſen 3 fl. Vor die Mittag- und Nachtmahlzeit mit allen Gäſten 9 fl. Den Spielleuten beym Tanz 6 Bazen. Für den Tanzplaz 3 Bazen. Moriz dem Narren, am Hochzeit hoftert (luſtig gemacht), ſamt ſeiner Frauen, ein Paar Hoſen für 2 Gulden.

Was für ein Unterſchied, wie die Kinder heut zu Tage ausgeſteuert werden! Die Hochzeiten werden vollzogen ohne Liebe und Einigkeit; glänzender iſt der Brautſchmuk und das Aeuſſerliche, aber das Heurathsgut fällt deſto karger und ſchmählicher. —

Wo iſt die Liebe zu euern Kindern — möchte man ſo manchem hartherzigen Vater und geizig- neidiſchen Mutter zurufen? Warlich die Kinder zeigen oft weit mehr Großmuth, als dieſe ihre Eltern, wenn ſie ausſteuren. —

Weiber- und Jungfrauenzucht der Alten.

Auch in vorigen Zeiten klagten die

Sittenrichter über die Ausſchweifung und Unbeſcheidenheit der Frauen und Töchter. Folgende Proben mögen beweiſen, wie die damaligen berühmten Dichter und Redner im 14ten und 15ten Jahrhundert die Zeitgenoſſinnen ſchilderten:

Jungkfrowen Zucht iſt gar dahin,
Das die Natur gab etwan yn,
Als von Rebecca wir verſton,
Da ſy ſah Iſaac vor ihr gon
Und mercket, daß er werden ſollt
Ihr Eemann, dem ſy doch war hold,
Verbargs ihr Houpt und floch von dann
Daß er ſy nit ſollt ſehen an;
Wo ſind jzt ſölich Jungfrowen
Giengind er an Fiſchmarkt ſchowen
Und lüffind ſtetts zur Thür hinaus,
Förchtend, man ſäh ſy nit im Hous.
Die Töchtern tragend ouch yzt das,
Was etwan Dirnen ſchändlich was,
Wyt ausgeſchnidten Schuh, Schuben, Rök,
Das man die Milchſäk nicht bedek,
Wikelnd vil Hudeln in die Zöpf,
Groß Hörner machens auf die Köpf
Als ob es wär ein wilden Stier

Gaſnd grad daher wie wilde Thier,
Werfen die Ougen hin und her. —
Lachen, gaffen alle Winkel an,
Und thout eins ums ander traben,
Damit verführens die Knaben,
Die ſy grüſſen und gaffen an.

„Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgeſetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. Die Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben ſie aufgeſprinzt neben mit zwo Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochſenkopf mit den Hörnern". — Von den damaligen Kleidermoden heißt es: „Es dörfe einer nicht weit ziehn, fremde Kleider zu beſchauen, er könne in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden". —

Auch in folgender Schilderung wird man vielleicht Aehnlichkeit zwiſchen unſerm Zeitalter und dem vergangenen antreffen:

Stobäus ſetzt unter die Geſaz der Ehe: „Die vernünftige Männer ſollen gut Achtung geben, daß nicht allerley Weyber bey ihren Ehefrawen ohn Unterſcheid

auß und eingangen: Dann manche kommet darumb, daß ſie Gelegenheit des Haußhaltens erfahre, und es darnach außtrage: Ein andere, daß ſie ein böſe Ehe mache: Etliche, die ſich vergriffen haben, wollten gern andere inn gleiches Leiden führen: Viel beſuchens jhres ſonderen Geniſes und Vortheils halben: Daß Mehrertheyl aber brauchet unnütz Geſchwätz, tragen zu Oren, richten die Leüt auß, verhetzen Nachbarn und gut Freund in einander: und ſind oft die einige Urſach, daß es ſo übel in der Haushaltung zugeht". — — —

„Hingegen wird es uns auch an Weibsperſonen fehlen, welche Philons Weibe gleich ſind. Als daſſelbe gefragt wurde: Warumb ſie nicht gleich andern Weibern inn der Verſammlung, da jhre Männer zugegen waren, ſich geſchmukt und außgeſtrichen hette? Gab ſie zur Antwort: „Wo mein Mann iſt, da iſt mir meines Manns Tugend und Anſehn die beßte Zierd". — „Der ſchönſte Anſtrich der Weiber iſt die natürliche Farb, welche die Geſundheit anſtreichet: Die Geſundheit aber wird erhalten mit Mäſſigkeit und Uebung: Uebung aber, die nuzlich

iſt, findet man vil genug in der Haushaltung an allerhand Hausarbeyt. Und die Schöne, welche durch Arbeyt zufällt, mag weder Schweiß noch Zähren ſchänden. Auch verſpricht Nicoſtratus den Hausmüttern, die ſich viel mit Arbeyt treiben, daß ſie darvon mehrtheils ein Knäblin und ſtarke Frucht empfahen und geberen werden. Zudem, daß ſie auch ihre Kinder durch ihre Exempel werden zur Haußgeſchäftlichkeyt anſchicken, ermanen und reitzen".

Warnung gegen die Wolluſt, von einem Alten.

Aus einem im Jahr 1494 gedrukten Buch ziehe ich folgendes aus:

„Als lieb dir dyn Leben ſy, hüt dich vor Unkeuſch. Dann davon wirt die Natur und Kraft des Menſchen geſchwächt, und der ganze Leib mit Hitz angezündet; und gereizt und geſchickt gemacht alle Unreinheit zu empfahn, ja die Peſtilenz, damit ohn Zahl vil Lüt ſich verwahrloſen.

Unkeuſch ſpar ſo viel du magſt
Uf daß dim Plut nicht Gift innjagſt". —

Feiner Witz der Alten.

Wie geiſtreich und dabey witzig ſchalkhaft die alten Dichter waren, mag folgende kleine Probe zeigen, ſie iſt aus einem Fabelbuch, das im Jahr 1548 ans Licht trat:

Herkules und der Bauer.

Es hett ein Bauwr ein Karren geladen
Da fur er mit zu groſſem Schaden
Mit ſeinem Pferdt in eine Pfüzen
Da blieb er in dem Kath beſizen,
Er rief bald an den Herkulem,
Daß er ſich ſeines Jamers annem,
Und hülf im izt aus diſem Kat
Kein menſchlich Hülf er ſonſt nicht hat.
Da rief ein Stimm vom Himmel rab,
Kein gröſſern Narrn geſehen hab,

Dein unnüz Rufen iſt nit wehrt,
Nimm dein Geiſſel und ſchlag das Pferdt,
Trit in die Pfüzen unters Rad
Brauch was dir Gott gegeben hat,
Und ruf den Herkulem wieder an,
Denn wirdt er treuwlich bey dir ſtahn.

Die Schweizer Stadtbewohner waren auch Landbauern.

Die noch in Bern gewöhnliche groſſe Glocke, die im Sommer ſchon früh um 3 Uhr mit einzelnen Schlägen langſam tönt, wenn groſſer Rath gehalten wird, ſoll den benachbarten Landgüter-Bewohnern, die zur Regierung gehören, das Zeichen zum Kommen nach der Stadt geben. Denn die angeſehenſten Statsmänner lieben auch noch jezt das Landleben mehr als die Stadt. Eben ſo war es in den ältern Zeiten, und damals faſt noch allgemeiner, als heut zu Tage, in allen Kantonen der Schweiz. So ſpricht zum Beyſpiel Herr von Balthaſar von Luzern:

„Nicht alle Bürger ſaſſen ehedem innert den Mauern der Stadt, ſondern Viele, auch die Anſehnlichern, wählten ihre nahe dabey gelegene Land- und Stammgüter zum Wohnſitz; ſie pflügten und arbeiteten das Feld, und ſchämten ſich nicht einer mit der ſchönen Natur vergeſellſchafteten Beſchäftigung. Wenn die Rathsglocke rief, eilten ſie der Stadt zu, und folgten der aufhabenden Pflicht. Waren die Geſchäfte vollendet, ſo waren ihnen die Mauern zu enge, ſie eilten wieder auf das Land, um ungehindert und ganz der Freyheit zu genieſſen. — Das beweiſet ein uraltes Rathsgeſetze, das ſagt: „Wölcher des Rats iſt, der ſoll am Frytag zu dem Rat kommen, und iſt er nit im Rathuß, die wyl man die Glogken lüttet, der gibt ze Buß iij. ß. ob er in der Kilchhöri iſt. Und ſo man auch an einem andern Tag, dann am Frytag zum Rat lüttet, ſo ſoll ein jeder des Rats, der in dem Statt Kilchgang wont, by der Buß zum Rat kommen". — — „Was iſt das für ein ſchöner Bauer"? rief einſt ein Herzog von Oeſterreich ſeinem Hofmeiſter, als er auf Winterthur ritt, und bey Hegnau einen angeſehenen wohl geklei-

deten Mann das Feld pflügen ſah, — „haltet doch! einen ſo ſchönen Bauren, mit ſo ſchönen Pferdten, habe ich noch nie im Felde und am Pfluge geſehen. — Herr, gab der Hofmeiſter zur Antwort: Es iſt der Freyherr von Hegnau und ſein Sohn; morgens werden Euer Gnaden ihn an den Hof kommen ſehen, Ihnen aufzuwarten“! — Wirklich kam am folgenden Tage der von Hegnau, nebſt ſeinem Sohn und ſieben andern Edlen nach Winterthur, dem Herzog die Aufwartung zu machen, die alle wohl gekleidet waren, und ihre Pferde ritterlich ausgerüſtet hatten“. —

Bürgerrechte.

„Wer in einer Stadt ein Jahr haushäbig war (einen Tag und ein Jahr, nach dem Ausdruck der Stadtgeſeze) (er diene oder hauſe), der ſoll von aller Leibeigenſchaft enthoben ſeyn, und ein Bürger werden können“.

Ein jeder aufkommender Staat, der ſich bildet, nimmt gerne neue Bürger an,

weil er ſie bedarf. In ſpätern Zeiten hält es ſchwerer. Unmöglich aber ſollte man es niemals machen, zum Bürger angenommen zu werden; weil keine Gemeinde in der Welt iſt, die nicht über den Gewinn eines neuen, ſeltenen aber wohlgewählten Mitbürgers ſich freuen darf. Iſt es anders, ſo hemmt man die Emulation der Verdienſte, und der Staatskörper verfällt in eine Art von Schwindſucht.

Die Bürgerrechte waren in den vorigen Zeiten aller Orten in der Schweiz ſehr leicht zu erwerben. „Dieſe Leichtigkeit, ſagt Herr Rathsherr Füeßlin*), entſtund von Seiten der Städte weſentlich aus dem Bedürfniſſe, den unaufhörlichen Fehden Volk zu geben, und erlittenen Verluſt zu erſezen. Hinwieder waren vorzüglich in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft die Bürgerrechte eben darum geſucht, und beliebt, weil ſie einen reichlichen Erwerb, durch die fremden Kriegsdienſte, darboten. Einige lieſſen ſich nur für ihre Perſonen einſchreiben; andere verlohren ſich ſonſt wieder, wenn ſie ihren einſtweiligen Endzweck erreicht hätten u. ſ. w.". —

Wir

*) Bürgermeiſter Waldmann, S. 1.

Wir Alle, die wir da ſind, haben unſre Wohnſtadt den ehemaligen Bewohnern Helvetiens zu verdanken. Längſt ſind ihre Stämme erloſchen, und wären nun wir nicht da, wo wäre, oder was wären unſre Städte, unſer gemeines Weſen? Wir füllen die Lücke aus, die unſre Vorfahren gelaſſen, und andre müſſen anſtatt unſrer, wenn wir auslöſchen ſollten, da ſeyn". —

Stadtgeſeze und Landesgebräuche.

Selbſtrache war erlaubt, gegen ein untreues Weib und ihren Buhlen. Das Stadtgeſez von Bern vom Jahr 1398 ſagt: Wer ſeine Frau an ſeiner Unehre findet, und tödtet ſie oder den Hütſchmann (den Buhler) oder beyde, ſoll 18 Heller auf den Leichnam legen, und damit unſchuldig ſeyn. —

Landesverweiſung war gewöhnlich die Strafe gegen Verbrecher, die noch nicht ganz verdorbene, ſchlechte Menſchen waren, und von denen noch Beſſerung zu hoffen war. Lieber zu entfernen — als zu tödten oder einzuſperren,

oder ſie unter Züchtlinge und verdorbene Rotten geſellen — war der Alten ihr Grundſaz. Wer die Urfede gebrochen hat, und vor der Zeit wieder heim kam, ward mit Ruthen zum Thor hinaus gepeitſcht. Und bricht er das wieder — ſo ſoll man ihn ertränken.

Hans Miltenberg, der Schneider, weil er ein junges Mädchen nothzüchtigen wollen, ward durch 2 Brücken geſchwemmt, und wieder aufgefangen; und ſchwört 2 Meilen über den Rhein ewiglich. — Hans von Löwenſtein, hat 2 Bettücher geſtohlen; des ſoll ihm der Nachrichter ein Ohr abſchneiden, und er ſoll 2 Meilen von unſrer Stadt ſchwören. (Stadtbuch den 19ten Brachm. im Jahr 1414.)

Anno 1613 wurde zu Baſel eine Kindermörderinn nicht mehr mit der gewöhnlichen Strafe des Waſſers abgethan, ſondern enthauptet. Dieſe Waſſerſtrafe geſchah, wie folgt:

Nachdem die Mörderin, nach erhaltenem Endurtheile, auf die Rheinbrücke geführt war, band man ihr Hände und Füſſe zuſammen, und befeſtigte ihr zwey groſſe aufgeblaſene Rindsblaſen an den Hals und eine an jeden Fuß, doch wa-

ren dieſelben eines Klafters Länge vom Leibe entfernt, hierauf wurde ſie in den Rhein geſtürzt; konnte ſie nun bis zu Ende der Stadt, und bis an den Thomasthurm kommen, ohne zu ertrinken, ſo wurde ſie alsdann von den mitfahrenden Fiſchern an das Land geführt, und ihr das Leben geſchenkt.

Für die der Hexerey Verdächtigen, war die Waſſerprobe ein Mittel, worauf ſehr geſehen worden. Der Hexe ſind die Hände und Füſſe kreuzweiſe zuſammen gebunden worden, und ſo wurde ſie ins Waſſer geworfen. Blieb ſie oben ſchwimmen, ſo war ſie eine Hexe, wurde aufgefangen und verbrannt; ſank ſie unter, ſo rettete man ſie, und hielt ihre Unſchuld für bewieſen.

Im Jahr 1315 hat zu Bern eine wegen Diebſtahl angeklagte Frau auf eigenes Anerbieten, um der Folter zu entgehen, und ihre Unſchuld darzuthun, in Beyſeyn Schultheiß, Räth, und viel Volks, ein glühendes Eiſen auf bloſſen Händen getragen.

Die Mazze iſt ein uraltes, ſchweizeriſches Herkommen; es war ein groſſer Block, den man in Geſtalt einer Men-

ſchenfigur in die Erde ſchlug; — das Geſicht, die Naſe, die Augen, der Mund war ganz gräßlich, und ſtellte einen Mann vor, welcher verhaßt war, und den man aus dem Lande zu jagen entſchloſſen war. Man gab daher dieſem Holzſtock den Namen des Tyrannen, den man vertreiben wollte, und der allgemeinen Volksrache würdig war. Jeder Einwohner, der ſeine Stimme dazu geben wollte, ſchlug einen Nagel in die Säule — und wenn man ſah, daß die Zahl voll war, ſo machte man das Holz los, und trug es dem verhaßten Wüthrich ins Haus, welcher aber gemeiniglich ſchon zuvor die Flucht nahm. — —

Das Städtlein Nidau hatte das ſonderbare Geſetz, daß ein Sohn, der ſeinen Vater erbt, nicht verbunden ſey, deſſen Schulden zu bezahlen; dieſes Geſetz ward von Bern 1440 abgeſchaft.

Ein alter Schweizer Bürger

Aufkommen des Bürgerſtandes, und Verfall der Handwerker.

Die erſten und älteſten Handwerker in der Schweiz und in Deutſchland ſind die Leineweber. Dabey half auch das weibliche Geſchlecht. Die Deutſchen und Schweizer ſezten aber faſt keine andre Waaren an Ausländer ab, als Pelze, Thierhäute, Gänſefedern, Pferdehaare, Vieh, und vorzüglich Menſchen, welche man als Knechte verkaufte; dagegen tauſchten ſie alle Waaren ein, welche von Handwerkern verfertiget wurden, z. B. Kriegswaffen, Bänder ꝛc. So ſtund es vor tauſend Jahren, im J. 768 bis 814. Der Kaiſer Karl gab im Jahr 801 eine merkwürdige Verordnung für Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuſter, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelſteller, Seifenſieder, Brauer, Beker und Netzmacher. Und dies iſt ohnſtreitig das älteſte Denkmal in der Geſchichte der Handwerker. Eben dieſer Kaiſer führte auch das Chriſtenthum in Sachſen ein; aber noch war alles ſehr in der Finſterniß, und

noch war kein rechter Trieb zur Arbeitſamkeit unter dem Volk. Nichts war mehr nach dem Geſchmacke der damaligen Müſſiggänger, wozu immer die meiſten Menſchen gezählt werden mußten, als die Wallfahrten; denn die Geſeze verordnen, daß niemand einem Wallfahrter oder Reiſenden die Herberge abſchlagen ſoll. In jedem Kloſter und in allen Städten waren Hoſpitäler angelegt. Man konnte alſo ſein Leben ganz bequem und gemächlich hinbringen, ohne für ſeinen Unterhalt zu ſorgen, und mühſam zu arbeiten. Hierzu kamen noch andere Urſachen, welche den Fortgang der Künſte und Handwerke hinderten; der Bauernſtand lebte in der Bedrückung und Verachtung, der Nazionalſtolz und die Ehre eines jeden Freygebohrnen, daß er allein die Waffen tragen durfte, gab Handwerkern und Künſtlern in den Augen des Volkes ein verächtliches Anſehen. Unſer Land war damals nicht angebaut, überall faſt keine Städte; ſtarke Waldungen bedekten den Erdboden. —

Mit der Anbauung der Städte breitete ſich die Menſchheit mehr aus; die Bedürfniſſe wurden vermehrt, und alſo auch die Anzahl der Künſtler und Handwerker.

Hiermit entſtund eigentlich der wahre Bürgerſtand. Die alte Nationalſitte zum Kriege und der Jagd geſchikt zu ſeyn, blieb zwar noch immer; aber Handlung, Gewerbe, Künſte und Handwerke waren um ſo geſchwinder in Aufnahme gekommen, weil nur in Städten Handwerke, Künſte, Schulen und Volksverſammlungen erlaubt waren — auch ſollten die Jahrmärkte nur in den Städten gehalten werden. Dies hat ohnſtreitig den Trieb zur Arbeitſamkeit vermehrt.

Die Gewandſchneider, welche auch mit Tuch und wollenen Zeugen handelten, waren die Erſten, welche unter ſich (um das Jahr 1153) eine Zunft einführten. Dieſem Beyſpiele folgten die Schuſter, welche faſt um eben dieſe Zeit das Recht erhielten, ſich einen Zunftmeiſter zu wählen, und ſo fand man im zwölften Jahrhundert auch in andern Städten, von andern Handwerkern Gilden, Zünfte, Innungen und Aemter.

Mit Erlangung des Zunftrechts wurde den Handwerkern viel Ehre, Anſehen und Rang vor andern Unterthanen in den Städten gegeben. Sie erhielten denjenigen Titel, welcher nur den freyen Kün-

ſten eigen iſt, den Titel: Meiſter; die Weiber der Handwerker aber Meiſterinnen. Ihre Vorſteher hieſſen ſie Obmeiſter (Obermeiſter) und Altmänner. Sie hatten ihr beſonderes Siegel, ihre eigenen Geſeze, Gewohnheiten, Innungsſtuben und Verſammlungen. Wer von ihnen ein Verbrechen begieng, wurde aus der Zunft geſtoſſen. Keiner von unächter Geburt, oder von unehelichen Eltern gebohren, konnte ein Handwerk erlernen. Mit einem Worte, ihre groſſe Ehre drükt das alte Sprichwort mit dieſen Zeilen aus: „Die Aemter und Zünfte müſſen ſo reine ſeyn, als wenn ſie eine Taube geleſen hätte". Dieſe erlangten Vorzüge erregten den Ehrgeiz der Handwerker, ſie ſtrebten nach gröſſerer Ehre, und erlangten auch in vielen Städten Antheil am Stadtregiment.

Es entſtunden freylich hierüber öftere Unruhen, und ſtets neue Streitigkeiten und Zerrüttungen, welche aber doch nicht beſtändig blutige Auftritte nach ſich zogen, wie ſie in den vorhergehenden, wilden Zeiten des Fauſtrechts ſo häufig waren.

Stolz und Hochmuth verleitete viele Handwerker, mit der Nahrung ihres

einzigen Handwerks nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mehrere zugleich zu treiben. Vorzüglich ſtellten die Schneider in vorigen Jahrhunderten neben ihrem Handwerke groſſe Kaufleute vor; die Brodbeken aber Weinhändler. Sie führten bald auch eine ausſchweifende Lebensart. So erſiehet man aus den Handwerks- und Kleiderverordnungen des fünfzehnten Jahrhunderts, daß die Handwerksfrauen lange Mäntel, Kleider mit Schleppen, welche bis auf die Erde gehangen, Pelze und groſſe Sturmhauben getragen haben. Selbige wurden in den Geſezen unterſagt; man verordnete, daß dieſe Kleider auf das Rathhaus geliefert werden ſollten, wo man ihnen die Schweife abſchneiden, und ſie an die Armen vertheilen wolle.

Auch die Männer giengen ſtattlich einher, und beſezten ihre Kleider mit ſilbernen und goldenen Borden.

Die Handwerksgeſellen trugen an der Seite bald ein Schwerdt, bald ein langes Meſſer (Degen oder Hirſchfänger), wenn ſie ſich puzen, und galant erſcheinen wollten. Da aber dieſe Mordgewehre viele Händel, und oft Verlezungen nach ſich zogen, ſo unterſagte man ihnen ſelbi-

ge. Dieſes Anſehn der Handwerker verſchwand, ſo wie ihre Nahrung in Stecken gerieth, und ihre Reichthümer vermindert wurden.

Beſonders waren in der Stadt Bern die Guttücher vortreflich bearbeitet, und die Gerbereyen in dem beßten Zuſtand; man führte davon in alle Welttheile aus. In Zürich, Baſel und St. Gallen waren die Leinwandweber angeſehene Leute.

Als die Holländer, Brabandter und Antwerper große Manufakturen errichteten, wurde der Handwerksſtand damit vertilgt. Man wollte jezt alles Fabrikmäſſig bearbeiten, und kein Mittelsmann, wenn er nicht ein Lohnknecht werden wollte, fand mehr Arbeit. Dazu kam auch noch die Erfindung der Engländer und Franzoſen, durch künſtliche Maſchinen arbeiten zu laſſen, und den Waaren äuſſerlich eine gröſſere Schönheit und Vollkommenheit zu ertheilen, als ihnen die Deutſchen und Schweizer damals nicht zu geben wußten. Zu eben dieſer Zeit war der immerwährende Krieg die Urſache vom Verfall der Städte in Deutſchland, wohin man aus der Schweiz das Meiſte verkaufte.

Die Franzoſen, welche ihr Vaterland wegen der Religion (1685) verlaſſen mußten, ſezten ſich überall in Deutſchland an, und errichteten ihre Fabriken und Manufakturen, wo vorher dieſe Art zu arbeiten unbekannt war. Die Neuheit reizte zur Nachahmung, und man dachte nicht auf den armen Handwerker, welcher ſo viele Jahrhunderte dem Staat gute Dienſte geleiſtet hatte, ja man ſah jezt mit Verachtung auf ihn herab. So hatten die Handwerker gleichſam ausgedienet. Ihre Fertigkeit und Geſchicklichkeit konnte nicht vollkommener werden, und die Nothwendigkeit, ſich blos das Brod zu erwerben, machte auch ihre Arbeiten gering und ohne alle Vorzüge; ſie wurden Stümper — da die ältere Meiſterſchaften Künſtler waren. Groſſe Herren, Fürſten und Grafen übernahmen ſelbſt die Aufſicht über ihre Fabriken, die Adelichen wurden Fabrikanten, oder gaben ihr Geld dazu her.

Ueberhaupt hat die Aufnahme der franzöſiſchen Flüchtlinge, und die Nachahmung ihrer Sitten einen groſſen Theil unſerer originellen Denkungsart leider vertilget, wovon man in einigen Städten

mehr, in andern weniger treffende Beyſpiele anführen könnte. Ehre, Anſehen und Reichthümer der Handwerker waren alſo verlohren.

Kaufleute machen Bankerot.

Obgleich das nichts neues iſt, daß Kaufleute Bankerot machen, und dies ſonderheitlich heut zu Tag, wo alles Handelſchaft treiben will, faſt nicht anders möglich iſt; ſo war doch immer die Zeit ſehr klemm, wenn ein auswärtiger Krieg entſtund, oder die Einfuhr der Schweizerwaaren in andern Ländern verboten worden, alſo der Abgang unſicher, gering oder gefährlich war. In neuern Zeiten haben wir abſcheuliche Bankerote von ſonſt berühmten Schweizer-Handelsleuten erlebt, wobey viele ehrliche arme Leute ihr Hab und Gut verlohren haben. Aus den alten Zeiten will ich nur ein kleines Exempel anführen:

Als um das Jahr 1560 ein Krieg zwiſchen Frankreich, Spanien und dem Kaiſer ausgebrochen, lag die Handelſchaft al-

ler Orten darnieder; auch die Schweizer-Kaufleute konnten nichts machen, und viele mußten ihren Handel aufgeben. Laut der Schwaben-Chronik heißt es: „Zu dieſen Zeiten überfiel eine Seuche die Kaufleute, die in groſſen Städten in gutem Anſehen ſtunden, daß ſie Bankerot machten, ihre Güter abtraten, und viele Gläubiger betrogen. Vielleicht darum, daß das Kronen-Bäumlein in Gallia (deutſch: Frankreich) nicht mehr Frucht bringen wollt. Sie machten Bancarotta. Aber das frewlich Recht *) war ein weiter Sack, alſo, daß ſie nachher reicher waren, dann wann ſie die Gläubiger bezahlt hätten".

Merk es, mein guter Vaterlandsfreund, was dir einer deiner Söhne zugeſprochen hat; es gehört in deine Vaterlandschronik:

„Sollt' einſt der Handelsgeiſt über den Geiſt des Vaterlands ſiegen, ſo ſiegt auch Begierde nach Reichthum — und dieſer

*) Frewlich Recht, iſt das heut zu Tag noch gültige Recht der Frauen, daß ſie ihr Vermögen voraus ziehen, und noch mehr dazu, alſo den Mann durch fremder Leute Geld reich machen können, obgleich viele ſo arm waren, wie Lazarus Töchter.

iſt ſodann das Wechſelgeld für Ehre und Ruhm. — Aber nicht im Schooſe des Reichthums, des Luxus und der Weichlichkeit gedeihet die groſſe helvetiſche Tugend, Beſcheidenheit und Demuth; nicht Muth, Weisheit und häusliche Glückſeligkeit. Wer ſeine Reichthümer vermehrt, vermehrt auch ſeine Unruhe und ſeine Begierden — der Neid ruht vor ſeiner Thür, und der Betrug begleitet ihn. Wer ſeine Kinder zum reichen Erbe erziehet, erziehet dem Vaterland Sklaven des Hochmuths, der Begehrlichkeit und der Unterdrückung anderer — er vermehrt die ſklaviſche Abhänglichkeit eines Menſchen von dem andern. Freyheit — du flieheſt, — wo reiche, vornehme Herrn ſich vermehren. Wo dieſe wachſen, da nimmt Vaterlandsliebe und Bürgertugend ab".

Was macht uns zu Sklaven vom Ausland? Unſre viele fremde Bedürfniſſe. Der iſt ein Patriot, der ſolcher fremder Waaren ſo wenig wie möglich, bedarf; ſie nicht gebraucht, und die gute einheimiſche Induſtrie vorziehet. Ja was hilft

uns aller Handelsgeiſt, wenn wir dafür Luxus und Verderben in unſre junge Geſchlechter jagen; unſre Kinder zu Puppen und Modenarren erziehen?

Sehr paſſend iſt die Bemerkung über eben dieſen Gegenſtand, die der patriotiſche Pfarrherr Trümpi in ſeiner Glarnerkronik angebracht hat. „Wenn aller Verdienſt, Gewinnſt und alles Geld, welches durch ſo viele Quellen einem Lande zufließt, durch faſt noch mehrere Bedürfniſſe wieder wegfließt, und oft nur aufgeopfert wird, Ueppigkeit, Pracht und Uebermuth zu unterhalten, ſo möchte man faſt einem Volke mehr Armuth an Verdienſt und Geld, und dafür den beſſern Reichthum der Tugenden wünſchen. Der Lauf der Zeit hat uns verſchiedene Geldquellen verſtopft, alſo iſt auch der Misbrauch deſſelben ehender abgeſchnitten. Man darf unſerer Lands-Konſumption von äuſſern Nothwendigkeiten und Ueberfluß, welcher in den glücklichſten Verdienſtzeiten daraufgegangen, kaum gedenken, ſo viel iſt es". —

Von den Juden.

Juden und Welſche trieben den meiſten Handel in den alten Zeiten der Schweiz. Die Italiener, die man Kuderwelſche nannte, hatten ſchon frühe in Deutſchland und der Schweiz ihre Niederlagen gemacht, und alle fremde Gewürze und Leckereyen uns zugeführt. Die Kaiſer gaben ihnen dieſes Vorrecht, gegen eine groſſe Abgabe. So waren auch die Juden von den Kaiſern geſchüzt, weil ſie die Hofleute mit Geld beſtachen. Juden und Welſche haben gegen Zins Geld ausgeliehen, und beyde Völker waren gleich geachtet. Doch waren die Juden bald in gar groſſer Anzahl, wo man ſie duldete; dies hat auch ſo oft den Haß der Einwohner gegen dieſelben empört, weil ſie ſich ſehr reich auf Koſten der Chriſten machten; denn die Juden forderten ungegeheure Zinſen, 30 und 40 vom Hundert, und gaben kein Geld, als gegen Unterpfand — wodurch mancher arme Mann Haus und Gut verlohr. Daher iſt die Judenverfolgung ſo auſſerordentlich ge-

weſen, daß man ihnen alle Mordthaten und alle Peſtilenzien zuſchrieb.

Herr von Balthaſar ſagt von den Juden in Luzern:

„Die Juden waren ehemals auch in Luzern, wie in allen Städten, gelitten. Die Chriſten ſcheuten ſich vor altem, Geld auf Wucher zu geben, ja es war ihnen ſelbſt von der Kirche verboten; man rufte daher die Juden, um auf Borg, oder für den Zins, anzuleihen. Vier bis fünf Häller vom Pfunde war in jeder Woche gemeiniglich der Zins. Nachdem die Juden vertrieben worden, kamen Italiener aus der Lombarden an ihre Statt, Gawertſchin (vielleicht was Kuderwelſche) oder Wechsler betitelt. „Niemand ſoll kein Geld für Geld zu Wucher leihen, dann ein Gawertſchin oder Wechsler; man ſoll auch Acht haben, daß ſie Reichen und Armen, gleich als in andern Städten, mit demſelben an die Hand gehen, und damit genugſam verſehen ſeyn". So lauten ſehr alte Geſeze. Die Ruhe und die Sicherheit der Juden betreffend, ſind folgende Verordnungen merkwürdig: „Welche Juden bey uns das Bürgerrecht erlangt, die ſoll Niemand

beleidigen, weder mit Worten, noch mit Werken, weder in der Stadt, noch vor der Stadt; wer aber ſolches überſiehet, der ſoll das beſſern, als einem andern Bürger".

„Wenn ein Jude metzget, ſo ſoll man daſſelbige Fleiſch in der Schoole zuhinterſt verkaufen, und auch ſagen, daß es des Juden ſey; bey zehn Schilling Buſſe, ſo oft er es überſehen wird".

Die allgemeine Verfolgung, die im Jahre 1401 in der Eidgenoſſenſchaft über die Juden ergangen, da ihnen Mord, Peſtilenz, Vergiftungen und dergleichen Gräuel aufgebürdet worden, wird ſie auch von Luzern vertrieben, und des fernern Schutzes unwürdig gemacht haben". —

Schüzengeſellſchaften.

Vor 2 und 3 hundert Jahren war auch das Pfeilſchieſſen ſtark im Gebrauch; und die Schüzengeſellſchaften in Deutſchland und der Schweiz waren ſich als Brüder verwandt. Die Schweizer-Schüzen

giengen oft 30 bis 50 Stund weit zu ihren lieben Freunden. So war zu Stuttgardt im Jahr 1560 ein berühmtes Wettſchieſſen mit Armbruſten und Büchſen. Es hat im Herbſt ſeinen Anfang genommen, und viele Tage gedauert; man zählte 1505 Schüzen, und 96 Fahnen. Viele Fürſten, Edle, Bürger und Landleute waren zugegen, und wie gute Freunde beyſammen. Viele Fremde kamen, dies Feſt mit anzuſehen. Das beßte Loos war 100 Dukaten. Ein Nürnberger hat es gewonnen. —

So reiſete auch einſt die Schüzengeſellſchaft von Zürich nach Straßburg auf ein Freyſchieſſen. Da brachten ſie ihren guten alten Freunden einen Hirsbrey mit; ſie kamen zu Waſſer an, und unter Muſik und Trommelſchlag wurden ſie von den Straßburger-Schüzen eingeholt, und auf der Zunftſtube beherberget und logirt, auch mit Wohlthaten überhäuft. Da war zugleich ein Wettſtreit unter den Armbruſt-Schützen. Das Erſte hat ein Straßburger gewonnen; das Zweyte ein pfälziſcher Bauer; das Dritte ein würtemberger Bauer. Bey den Büchſenſchüzen hat Veit Müller von Canſtadt den Sieg er-

halten; einige Schweizer hatten kleinere Looſe gewonnen. Den Siegern wurden die Gaben auf groſſen Rüſtwägen zugeführt, welche von Elephanten gezogen worden; es waren nämlich überkleidete Pferde, in Elephanten Geſtalt; dieſe ſind mit prächtigen Tüchern und vergoldeten Decken behängt geweſen. Ein kleiner Knabe ſtund auf dem Triumphwagen, und hatte eine zierliche Fahne in der Hand, um dieſe dem höchſten Sieger zu geben. Die Gäſte und Ueberwinder wurden auch mit Tänzen beehrt, wozu die reichſten Bürger und die vornehmſten Edelleute ihre Töchter herbeyführten. — Die ſtudirende Jugend hat eine griechiſche Comödie aufgeführt; kurz, der Abwechſelung und herzlichen Freuden waren ſo viel, daß davon gar nicht mit Worten geredet werden kann". —

Dieſes Feſt war im Sommer des 1576ſten Jahres gefeyert.

Jezt ſind mehrere tauſend Schießpläze in der Schweiz, und man ſollte ſie noch mehr in Ehren halten, weil ſie uns tüch-

tige Schützen und Jäger verſchaffen. Das Zielſchieſſen iſt ein uralter Gebrauch bey allen gebildeten Völkern; und durch das fleiſſige Beſuchen ſolcher Schießplätze gewöhnt man ſich an die ſo nothwendige Vorübung zum Krieg.

Von den Zeughäuſern.

In den erſten Zeiten der Schweiz war in den Städten ein geringer Vorrath von Waffen; gemeiniglich hatte nur jeder Bürger ſeine Rüſtung, womit er zu Felde zog. —

Da man anfänglich nicht ſogleich alles anſchaffen konnte, ſo war man nur bedacht, ſobald es die Koſten erlaubten, ein Rathhaus zu bauen, in welches man den ganzen Waffenvorrath brachte; im Nothfall war alsdann dies der Ort, wo man ſich unter den Augen des Raths bewafnete, die nöthige Befehle empfieng, und dann mit der Kriegsmuſik in freudigem Getümmel dem Feinde entgegen zog.

Ein ſolcher Waffenplatz war in Baſel auf dem älteſten Rathhauſe, welches bey

der St. Brandolfs-Kirche ſtund, nachher wurde er auf das Rathhaus zum Pfauen verlegt, und Ao. 1616 war noch ein kleiner alter Vorrath von Pfeilen und Bogen auf dem jezigen Rathhauſe zu ſehen. Nach dem Jahre 1200 mußten ſich die Bürger bey allen Anläſſen, folglich mehr als einmal des Jahrs, vom Kopf bis zu Fuß mit Harniſch bedekt, ſtellen.

Kirchengebräuche.

Bis zum Jahr 1588 war es der Gebrauch bey der helvetiſch-reformirten Kirche, daß der Geiſtliche das Brodt dem Kommunicanten in den Mund reichte. Dieſes ward im Jahr 1588 abgeändert, und angefangen, ſolches den Gemeindsgliedern in die Hände zu geben, damit ſie ſelbſt ſolches zum Munde bringen und eſſen mögen.

Wenn eine Brunſt ausbrach, gieng gemeiniglich die katholiſche Prieſterſchaft mit dem h. Sakrament darum her; — ja in den älteſten Zeiten warfen ſie zu Dämmung der Brünſte das geweihete

Corporal des Frohnleichnams in das Feuer, um es zu erlöſchen; welchen Brauch aber das Concilium zu Salingſtatt ſchon um das Jahr 1050 verdammet hat.

Schulmeiſter-Beſoldung vor dreyhundert Jahren.

Im Jahr 1481 iſt ein neues Zucht- und Lehrhaus in Bern errichtet worden, und Herr Nikolaus Widenbuch war zum Schulmeiſter erwählt, um 40 Gulden und einen Rock, jährlicher Beſoldung. — (Doch muß man dabey anmerken, daß er ein Kloſtergeiſtlicher geweſen, alſo wahrſcheinlich im Kloſter gewohnt und geſpeist worden).

Pilger-Zeche vom Jahr 1484.

Als im Jahr 1484 die Wallfarthen von Bern aus ſehr ſtark in Gang kamen, wollte die Obrigkeit die arme Pilger damit erleichtern, daß ſie den Wirthen be-

fohlen, dieſen Leuten für ein Mittags-mahl 2 Schilling, für ein Maas Wein 5 Pfennig, für ein Stück Fleiſch nur 3 Pfennig zu nehmen. —

Adrian von Bubenbergs Tod.

Im Hornung 1506 ſtarb der theure, edle Ritter, Adrian von Bubenberg, ſeines Namens der lezte vom Mannsſtamme; der von Schulden wegen dahin gerathen, daß ſeine leibliche Schweſter vom Erb abſtund, und deſſen ſich nicht beladen wollte. Und doch war das die angeſehenſte, reichſte Familie von Bern, und er der Erbe von vielen groſſen Gütern ſeiner berühmten Vorfahren, wovon einer Mit-Erbauer der Stadt Bern geweſen.

Wiedertäufer in der Schweiz.

Dieſe Leute ſind lange Zeit geduldet worden, bis zulezt ihr Eigenſinn und ihre Widerſpenſtigkeit gegen alle obrigkeitliche Ord-

Ordnung, ſie des Schuzes der meiſten Kantone unwürdig gemacht hat. Sie hielten ihre Verſammlungen meiſtens unter freyem Himmel, ein jeder predigte da nach ſeinem Eigendünkel, und vor allem Volk; daher bekamen ſie einen ſtarken Anhang; ſie lieſſen ſich an Bächen und Flüſſen wieder taufen. Sogar haben ganze Dorfgemeinden ihre Prediger abgeſezt, und wiedertäuferiſche Lehrer an ihre Stelle erwählt.

„Zu Zürich fiengen die Prediger ein Gezänk mit ihnen an. Acht oder neun Wochen conferirte man alle Dienſttage mit ihnen; wenn ſie im Diſputiren übermannt worden, retirirten ſie ſich zu den Offenbarungen, fielen in Verzückung vor der Verſammlung, und predigten öffentlich auf dem Marktplaz, mit einem Strick umgeben. Nach langem Ueberſehen des Magiſtrats wurden ſie endlich zu Loche gebracht; die Predikanten hielten wieder Unterredung mit ihnen, und ihre Bewacher führten ſie in die öffentliche Verſammlung, wo alles Volk die Verhandlung mit anhören konnte. Wenn ſie ſich in die Enge getrieben ſahen, antworteten ſie: Was ſie nicht durch Vernunft und Schrift

beweiſen könnten, das wollten ſie mit ihrem Blute beweiſen. Alſo wurden zehn Conferenzen gehalten, und zwo davon in der Kirche; zulezt proklamirte der Rath: Wer einen Getauften wieder taufen würde, der ſollte gar ins Waſſer geworfen und erſäuft werden. — Und Zürich kam wieder zum Ruheſtand".

„Es wäre Arbeit ohne Ende, wenn man alle ihre Irrthümer recapituliren würde; indem ſie alleſammt ſich die Freyheit zu predigen anmaaßten, ſo mußten ſich ihre Meynnngen ins Unendliche anhäufen. Unter anderm lehrten ſie, daß die Wiedergetauften nicht ſündigen könnten; daß alle Miniſter und Diener des Worts vom Teufel wären; daß die Apoſtel nichts Eigenes gehabt, ſondern von Haus zu Hauſe gegangen, gleichſam das Brod zu betteln u. ſ. w".

„Viele Unterredungen hatten ſie mit dem Engel Gabriel. Ein armes Weib legte auf ſeinen Befehl das Tiſchtuch auf, und lud alle Nachbarn zuſammen: Gott, erwartete ſie, würde Manna und Kuchen vom Himmel herab ſenden; aber kein Manna und keine Kuchen kamen vom Himmel — ſo ſteckten ſie ihre Meſſer wieder ein, und

begaben ſich weg. — Ein ander Weib rühmte ſich, daß Gott ſie ohne Speiſe erhalte, und ſie faſtete ſich zu tode".

Als aber die wiedertäuferiſche Verfolgung angieng, behandelte man dieſe Leute auch gar zu unchriſtlich, ja höchſt grauſam, und man konnte nicht Martern genug erdenken, um ſie zu Tode zu peinigen. Viele wurden lebendig verbrannt und geſpießt. Auch hat man ihnen allen die Laſter angedichtet, welche nur einige hatten; mit hölliſchem Neide ſind ſie verläumdet worden.

Pietiſten, Separatiſten.

Die religioſe Sekten haben mit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Schweiz zugenommen, und war ihr ſtärkſter Anhang in den Jahren 1716 bis 1725, wo ſie an allen Orten der Schweiz ihre Liebhaber fanden. Nach und nach hat ſich dieſes wieder etwas gemindert, und es finden ſich immer weniger, je unwichtiger man ſie behandelt; oder je weniger die Obrigkeit ſich um ſie bekümmert, je

kühler denken ſie ſelbſt von ſich. Aber damals, als obrigkeitl. Verordnungen gegen ſie ergiengen, vermehrten ſie ſich zuſehends, jezt da man ſie unbemerkt duldet, vermindern ſie ſich augenſcheinlich.

Von den berneriſchen Pietiſten ſchrieb ein Berner im Jahr 1710, alſo vor 85 Jahren, folgendes:

„In Bern laſſen ſich die Pietiſten noch immer ſpüren. Sie ſind wahre Quäcker, keiner glaubt was der Andre; ſie verführen ſich ſelbſt, und verachten alle andere Leute. Gegenwärtig werden noch 44 in einem ehrlichen Gefängniß aufbewahrt. Dieſe alle ſollen auf obrigkeitl. Befehl nächſtens nach Virginien (in Amerika), unter Anführung eines Bürgers, des Gewürzkrämers Ritter, verſandt werden. Die Alte und Kranke behält man hier".

Und vom gleichen Jahr lautet ein gleicher Brief:

„Die Pietiſten trennen ſich untereinander ſelbſt in den wichtigſten Meynungen. Unter andern kenne ich auch Frauenzimmer, die niemals zur Kirche gehen, ja ſie wollen überhaupt nicht beten, weil ſie ſagen, ſie ſeyen ſchon heilig; ſie leben ganz in Gott". —

Daß aber auch unter dieſen Pietiſten recht brafe, wahrhaft fromme Leute waren, wird niemand in Zweifel ziehen, der das menſchliche Herz kennt, welches auch unter allen Verführungen einer betäubten Einbildung, doch Güte und Wohlwollen zu ſeinen getreuen angeſtammten Tugenden behalten kann.

Urtheil gegen die Kurtiſane.

Man nannte mit dieſem Namen die Schmeichler groſſer Herren, die Höflinge und Schmarozer, welche ſich durch ſolche niedrige Mittel zu Aemter und Würden erhoben haben. So wurden bey der katholiſchen Kirche die beßten geiſtlichen Pfründen und Pfarreyen in der Schweiz, oft an Ausländer vergeben; man konnte beym Pabſt ſolche Anwartſchaft erbetteln oder erkaufen, oder durch kriechende, ſchlechte Dienſte erwerben. (Man nannte dies gratiæ exſpectativæ.) Auch als die Herzoge und Grafen noch einen Theil der Schweiz unter ſich hatten, gab es ſtets ſolche Praktiken, die den Schweizern vie-

ken Verdruß machten, weil viele Gattungen von Hofſchranzen und Prieſter ſich mit Gewalt und Liſt zudrängten. Das iſt ein rechter Kurtiſan — iſt noch heut zu Tag in der Landesſprache bekannt, wenn man einen Spaßmacher, Hofnarren oder unterthänigen Aufwärter bezeichnen will.

„Im Jahr 1520 ſind alle geiſtliche Kurtiſanen, welche bis dahin mit Anfechtung der Pfründen groſſen Muthwillen verübt, aus aller Eidgenoßſchaft verbannet worden; und wurde mit einhelligem Rathſchlag beſchloſſen, die, welche dieſem Gewerb ferner in ihren Landen nachziehen würden, in Säcke zu ſtoſſen, und ohne alle Gnade dem Waſſer zu befehlen;" — dieſes ſchreibt Stettler in der Schweizerchronik, Thl. 1. S. 598.

Allgemeines Landesgeſez, zur Sicherheit der Eidgenoſſen bey Aufruhren.

Jeder Aufruhr, jede Rebellion wird mit der ganzen Gewalt der eidgenöſſiſchen Waffen gezähmt. Die allgemeine Landesſicherheit macht dies unumgänglich nothwendig. Denn welche Obrigkeit wäre vor den Einflüſterungen boshafter, heimtückiſcher Menſchen ſicher, wenn ſie nicht von der Gerechtigkeitsliebe ihrer Mit-Eidgenoſſen Unterſtüzung und Rath zu gewarten hätte? Wo wäre die allgemeine Sicherheit für das Eigenthum des ruhigen Bürgers? Bey Hauptbeſchwerden kann man das Eidgenöſſiſche Recht anrufen, aber Gewalt, Empörung — war nie geſezmäſſig, und wird es nie werden; oder der ganze Staat müßte eine allgemeine Revolution erleiden, und alle Gefahren, die daraus flieſſen, würden mit Ströhmen von Menſchenblut erkauft werden.

Gott wird es aber ſo lenken, daß die Gerechtigkeitsliebe ſowohl der Regenten, als derer, die gehorchen ſollen, noch lan-

ge mit Eins — zum allgemeinen Wohl thätig ſey, daß unſer Vaterland nie in eine ſolche erſchreckliche Criſis — verfalle, — wo der gröſſere Theil eine Auflöſung aller Bande der geſellſchaftlichen Ordnung wünſchen müßte. —

Ruheſtörer, Friedens- und Landesbrüchige ſind alſo zu allen Zeiten in der Eidgenoßſchaft verabſcheuet geweſen, und mit der Strenge der Geſeze behandelt und gerichtet worden. Der erſte Eidgenöſſiſche Bund ſagt ausdrücklich: „Es ſoll auch ein jeglicher Mann ſeinem Richter gehorſam ſeyn; — und wäre auch, daß ſich Mißhelle oder Krieg erhebe, oder Ufſtand unter den Eidgenoſſen, dazu ſollen die Beßten und die Wizigſten dann kommen, und ſollen den Krieg und die Mißhelle ſchlichten und einlegen, nach Minne und nach Recht". —

Jeder Eidgenöſſiſche Kanton hat ſich ſeine eigene Landsherrliche Konſtitution, beym Eintritt in den allgemeinen Bund vorbehalten; und nach ſolchen alt- hergebrachten Rechten wird der Streit entſchieden. Aber ohne die gröſte Noth ſollte ſich kein Kanton in die Streitigkeit des

andern hinein mengen, theils weil es doch die, ſo verlieren, als einen Machtſpruch anſehen werden, und wenn die Vermittler nicht nach aller Wunſch entſcheiden, oft eine Todfeindſchaft von einem Kanton gegen den andern ſich fortpflanzt. Der eigene Vortheil einer regierenden Obrigkeit fordert die freywillige, eigene Vereinbarung mit den aufgebrachten Gemüthern; und bevor man zur Gewalt ſchreitet, müſſen alle Wege der Milde verſucht werden, auch alle Steine des Anſtoſſes mit Großmuth aus dem Wege geräumt ſeyn. Denn das iſt vaterländiſche Liebe und Gerechtigkeit, wodurch ein freyes Volk willig und gut gemacht wird; und die Obrigkeit ruhet in ſolchen Armen ſicher. —

So gerecht nun dieſe Behandlung von Seiten der Obrigkeit iſt, ſo ſträflich und wirklich rebelliſch iſt das Betragen der Gemeinden, wenn ſie alle Wege der Vermittelung mit hartnäckigem Trotz abweiſen, unbeſcheidene Vorſtellungen machen, und etwas mit Gewalt erzwingen wollen, was ihnen keine billige Obrigkeit zugeſtehen kann. Sie ſind Feinde des Vaterlandes, Feinde der guten Ordnung, verächtlich jedem braven Mann; ſie ſind werth,

daß ein ſtrenges Richteramt über ſie ergehe. —

Im Jahrrechnungs-Abſchied von 1673 wird geordnet: Daß den Leuten, ſo in die Kantone laufen, einen andern Kanton zu verklagen, zu Vermeidung Mißverſtands, kein Gehör gegeben werden ſolle, man habe dann vorher die gründliche Beſchaffenheit der Sache von der Obrigkeit ſelbſt erfahren".

Nach dem Stanzer-Verkommniß heißt es weiter: „Daß kein Ort des andern ſeine Unterthanen aufwiegle, und gegen ihre Obrigkeit aufrühriſch mache, ſondern jedes Ort ſoll verpflichtet ſeyn, dergleichen Widerſpänſtige gehorſam zu machen, und das mit guter Treu und fürderſamſt. Alſo, ohne langes Rathſchlagen, ſoll man Ruhe und eidgenöſſiſchen Frieden herſtellen, und alle Macht dazu anwenden, wo hartnäckiger Widerſtand verſpürt wird".

Dieſes Landesgeſez iſt in dem allgemein-Eidgenöſſiſchen Spruch vom 22ſten März 1656, nach Ausbruch des Bauern-Aufruhrs, noch beſtätiget worden; wo die Worte alſo lauten:

„Daß, ſobald ein durch Aufruhr beleidigtes Ort es den übrigen Orten kund ge-

than, und ſie für ihre Hülfe und Beyſtand angeſucht, ſo ſollen und wollen ſie insgemein und beſonders, ſchuldig und verbunden ſeyn, unerforſcht und unerwartet fernerer Umſtände, alſobald und ohne einigen Verzug, mit ihrer Hülf, tapfern und mannlichen Beyſprung, dem mahnenden Ort zuziehen, und den obrigkeitlichen Stand der Enden retten und ſichern, auch mit ſothaner Hülf und Zuzug ſo lange verharren, bis nach Erforſchung und Erdaurung aller Umſtände, die Unterthanen und Angehörigen wiederum in die Schranken der Gebühr werden gebracht ſeyn". — — —

Die neueſten Beyſpiele von wirklichem Zuzug und Bundesmäſſiger Hülfsleiſtung geſchahen gegen die rebelliſchen Liviner für den Kanton Uri, und für die im Freyburgiſchen ausgebrochenen Unruhen.

Es iſt immer ein Unglück, wenn die Einigkeit zwiſchen den Obern und Niedern verſchwindet, oder geſtört wird. Wie kann ein Staat beſtehen, ja wie kann nur eine Haushaltung beſtehen, wo man Unfrieden und Mißhelligkeit einwurzeln läßt? — Ein Reich, das mit ſich ſelbſt uneins iſt, und ſich nicht geſchwind zum Ziel legt, eilt ſeinem gewiſſen Untergange entgegen.

Religionsfreyheit.

In allen Kantonen der Eidgenoßſchaft ſoll ungeſtörte Religionsfreyheit herrſchen. Ein jeder Stand ſoll darüber wachen, daß keine Klagen gegen dieſe Fundamental-Sazung des Bundes eingehen. Durch die Religionsveränderung iſt zwar die Uebereinſtimmung zu einem allgemeinen Lehrbegriff abgeändert worden, aber niemals iſt daraus ein Recht erwachſen, daß ein Kanton in die Rechte des andern Kantons wegen dem Glauben Eingriffe thun, und die Benachbarten und Andersdenkenden darum haſſen, neiden und verfolgen darf. Im Gegentheil, man ſoll darum um ſo freymüthiger zeigen, daß man in ſeinen Meynungen verſchieden ſeyn könne, aber in der Vaterlandsliebe und nachbarlichen Brüdertreue wieder alle Herzen ſich vereinigen. Ein eifriger Katholik, und dabey ein wahrer Vaterlandsfreund, Herr Seckelmeiſter von Balthaſar in Luzern, beurtheilt die Religionstrennung folgender maſſen:

„Unſre Trennung im Glauben war Got-

„tes Verhängniß, gegründet in ſeinem „Willen, nach ſeiner Unerforſchlichkeit, „Gerechtigkeit, Allmacht und Weisheit. „Dieſe gütige Vorſicht lenkte auch dieſe „Begebenheit zu Endzwecken, die ihrer „würdig ſind: Dieſe Begebenheit gereichte „zum wirklichen Lichtſtrahl, und erhöhete „den in Schlummer und Finſterniß ge„legenen Menſchenverſtand, wekte ihn und „hob ihn zu ſeiner Würde empor; und „noch jezt erndten wir davon Früchte, die „in vorigen Zeiten, ja, noch vor einem „halben Jahrhundert, unmöglich geſchie„nen". — — — „Liebe Eidgenoſſen, laſſet uns einander lieben; laßt uns Güte des Herzens, Wohlwollen und Eintracht verbreiten. Das iſt unſre Pflicht, das gehört zu unſerm Bund *)". —

So redet dieſer kluge, erfahrene, redliche Staatsmann. Gott lohne ihn dafür, und ſchenke ſeinem hohen ehrwürdigen Alter eine Ruhe der Seele, die nur der wahre Gottes- und Menſchenfreund recht genieſſen kann!

Nach den Religionstraktaten, nach den

*) Herr von Balthaſar Gedanken über das Eidgenöſſiſche Recht, S. 117.

Haupt- und Fundamentalgeſezen aller verbündeten Kantone, ſoll niemand zum Glauben gezwungen werden; jeder Ort ſoll die angenommene oder beybehaltene Religion ungeſtört handhaben und ausüben können; in den gemeinſamen Herrſchaften aber, wo beyde Religionsübungen ſtatt haben, ſoll eine gänzliche Gewiſſensfreyheit herrſchen, und keiner dem andern etwas in Weg legen. Darüber iſt im Jahr 1602 zu Baaden ein Verkommniß geſchloſſen, auch 1627 und 1693 nochmals beſtätiget worden. Ein beſonderer Vertag von 1632 enthält zu Gunſten der Evangeliſchen folgendes:

„Es ſoll und mag dies Glaubensbe„kenntnis der Stadt Zürich, in den ge„meinſamen Herrſchaften des Thurgäus „und Rheinthals ungehindert und ſicher „ſeyn, und ſelbiger Religion Untertha„nen bey ihrem Gottesdienſt und freyer „Religionsübung, auch allem, was der„ſelben nothwendig anhanget, ruhig, und „von Manniglich ungehindert leben und „verbleiben. Kraft Landfriedens". —

Alſo ſtehen Reformirte und Katholiken in ganz gleichen Rechten. Auch der Landfrieden von Arau im Jahr 1712

hat alles dieſes noch umſtändlicher erörtert, feſtgeſezt und zum Hauptartikel des Friedens gemacht. —

In ebengedachtem Landesfrieden iſt auch angemerkt worden: Daß alles Controverſiren, Schimpfen auf der Kanzel, alle Schmähreden von Geiſtlichen und Weltlichen bey höchſter Strafe und Landesverweiſung abgeſchaft ſeyn ſollen; und auf den Tagſazungen und in allen öffentlichen Schreiben ſoll die eine Religion die Katholiſche, die andere aber die Evangeliſche genannt werden.

Guſtaf Adolph, König von Schweden, iſt auch den Schweizern ein lieber Freyheitsretter.

Ohne Guſtaf Adolphs heldenmüthigen Entſchluß, den Gott in ſeine Seele legte, wäre die proteſtantiſche Religion wieder vertilgt worden. Denn der Kaiſer Ferdinand, ein ſehr deſpotiſcher Herr, und Haſſer aller Freyheit, war der proteſtantiſchen Religion äuſſerſt übel an, weil ſie Freyheit im Denken beſchüzt.

— Er wollte alſo mit Feuer und Schwerdt katholiſchen Glauben predigen; und gab das ſchreckliche Gebot: „Wer nicht Katholik ſeyn wolle, ſoll von Haus und Hof wandern, und keine Freyſtätte in Deutſchland haben. Was den katholiſchen Klöſtern bey der Reformation abgenommen worden, ſoll man unverzüglich herausgeben, oder als Landesverräther geſtraft werden”. Die demüthigſten Vorſtellungen von allen proteſtantiſchen Fürſten verachtete er, — und ſein Beichtvater, ein Jeſuit, war bey ſeiner Verſtockung die ſtärkſte Triebfeder — denn er ſagte ihm, daß der Kaiſer nur auf dieſem Wege ſelig werden könne. —

Hier rief Gott einen jungen, kühnen, frommen Helden — den Guſtaf Adolph, zur Vertheidigung der gerechten Sache; denn Religion ſoll man nicht mit Feuer und Schwerdt predigen; oder die es thun — fallen ſelbſt in das Schwerdt. — Sobald Guſtaf Adolph an den Gränzen der Schweiz angekommen war, ließ er den Schweizern ſagen, ſie ſollen ſich ſeiner Freundſchaft verſichert halten; denn er liebe die freyen Leute, und begehre ihnen gleich zu ſeyn. — Die groſſen Sie=

ge, die im dreiſſigjährigen Kriege das ſchwediſche Kriegsheer gewonnen, ſind das ſichtbare Merkmal einer guten Sache — auch ſie konnte nur durch Beharrlichkeit und Standhaftigkeit errungen werden. Und ſo ward der Weſtphäliſche Frieden, der darauf erfolgte, das Grundgeſez für die Freyheit von Deutſchland und der Schweiz — denn damals iſt zuerſt vom Kaiſer die Unabhängigkeit der Schweizer-Kantone feyerlich anerkannt, und von allen Europäiſchen Königen und Fürſten unterzeichnet und garantirt worden. —

Ein Stück für den Kronikſchreiber, eines künftigen Jahrhunderts.

Da immer der Zeitgenoſſe eines Volks den Nachkommen ſagen muß, wie ſeine Väter geſtaltet waren, ſo hat ein Patriot folgendes Gemählde vom Kanton Bern vor 10 Jahren entworfen, und er rükt es hier ein, weil unſre Zeitgenoſſen beurtheilen können, ob er wahr oder falſch geredet habe — und ob die Nachkommen es in ihre Jahrbücher ſezen dürfen:

Der Kanton Bern bietet durchaus ein erfreuliches Anſehen dar. Strenge wird auf gute Ordnung geſehen. Wer arbeiten mag, findet hier ein beſſeres Stück Brod, als anderswo. Der Fremde, der ſich beſcheiden aufführt und fleiſſig iſt, wird von rechten Leuten geliebt, geſchäzt, und hat ein zweytes Vaterland, obgleich ohne Bürgerrecht. — Die Schmeichler und Kriecher haßt man, weil man ſich allemal von ihnen betrogen ſiehet. Der Berner,

im wahren Geiſt des Vaterlandes, liebt den Fremden. Nur die Blödſinnigen, die Geizigen und die Großſprecher beneiden und haſſen ihn, können ihm aber wenig ſchaden. Die Sitten im Kanton haben ſehr gelitten, ſind aber doch noch beſſer, als man gemeiniglich glaubt. Jeder brafe Berner zu Stadt und Land, liebt ſeine Regierung, denn er fühlt ſich groß und geehrt vor Jedermann, weil die Regierung mit Würde regiert. — Denn dieſe Ehre kommt auch mit auf die Untergebenen, und man achtet ſie um deſto höher. Selbſt das anſcheinende Mißvergnügen von einigen, verſchwindet bey der Vergleichung, wie glücklich und blühend unſer Staat gegen andere iſt, die ſich doch auch zu rühmen haben, frey zu ſeyn. — Es wird noch eine Zeit kommen, daß man ſich freuen wird — wenn doch nur Bern Bern bleibt, wie es heute (dies iſt im Jahr 1784 geſchrieben worden) — Gottlob noch iſt"! —

Eben dieſer Schriftſteller ſchrieb vor einigen Jahren in ein Schweizer-Journal folgende Anmerkung:

„Man muß gänzlich blind und mit

allem böſen Willen angefüllt ſeyn, wenn man die Vorzüge des Berner Kantons verkennen will. Welcher Fremde hat nicht noch den Eindruck gefühlt, den ſein Wohlſtand bey dem erſten Eintritt in das erſte Dorf — er mochte herkommen woher er wollte, ſogleich ſagten: Du biſt auf Berner Boden. Die mehrere Reinlichkeit, das Ausdrucksvollere in den Geſichtern der Bauern, — ihre gute Kleidung, — die ſolide, obgleich nicht koſtbare Bauart der Häuſer; die beſſere Landſtraſſen, die Brücken und Zaunwege, die beſſer angebauten Felder — die herrlichen Wieſen; die Induſtrie der Einwohner — die Abweſenheit von Bettlern, und überhaupt die ſogar kaum bemerkbare Armuth irgend eines Menſchen; — dies alles dringt ſich ſo plözlich der Seele auf, und macht ſie noch eins ſo froh und heiter, wie ſie ſich in keinem andern Lande empfand. Man wird ſelbſt von dieſem Geiſt der Regierung hingeriſſen, man wird generoſer und glaubt ſich ſelbſt reicher. Aber welche Regierung (Holland ausgenommen), that ſo viel für ihr Land, als die Berneriſche ſeit den lezten 50 Jahren gethan hat? Der ganze Kanton

hat faſt ein neues Anſehn gewonnen. Wo Mangel war, herrſcht jezt Ueberfluß, wo einzelne Hütten ſtanden, ſind reiche Dörfer geworden; wo die Wege unzugänglich waren, ſieht man jezt königliche Heerſtraſſen und Brücken gebaut. Die ganze Landſchaft iſt mehr belebt, und man ſiehet die prächtigſten Landhäuſer, Sennereyen und Wirthshäuſer, in Gegenden, die ſonſt öde und wild waren; und wo die Sicherheit des Fremden und Einheimiſchen beſtändig in Gefahr war. Welche Regierung that ſo viel für die Erziehung der Jugend; für die Wayſen und Wittwen; in welchem Lande (nach dem Umfang des Berneriſchen) findet man ſolche Spithäler und Wayſenhäuſer; da iſt nicht der äuſſere Glanz alles, und die innere Pflege karg und elend, wie man dies in vielen andern Ländern ſieht. Wo werden die öffentlichen Gebäude, und die für Bürger und Fremdlinge gleich angenehme und nöthige Sicherheit auf Landſtraſſen ſorgfältiger unterhalten? Welcher Staat hat ſo anſehnliche Preiſe und Belohnungen für gemeinnützige Entdeckungen, Verſuche, und ſo wichtige Fragen an die Gelehrten ausgeſezt, als der Berneriſche?

Wenn man alles Gemeinnüzige, was ſeit Menſchengedenken in einem ſo kleinen Lande geſchah, aufzehlen wollte; dann würde man ſehen, welche Läſterer die Schlözerianer ſind". —

Im übrigen geben alle benachbarte Kantone das ſchöne Beyſpiel einer ruhigen, glücklichen und wohlhabenden Nation, wo die Obrigkeit Armuth verhindert, wenige Geſeze giebt, aber ſie deſto edler einrichtet und übt. — Der Akerbau iſt geehrt, die Fabriken werden nur an wenigen Orten für nüzlich angeſehen, weil ſie die Sitten verderben, und viel fremdes Volk ins Land ziehen; denn die Fabrikarbeiter ſind nach einer langen Erfahrung, der ſchlechteſte Theil der Nation. Jezt gewinnt nicht mehr wie in vorigen Zeiten der Gewerbſtand durch die Handelſchaft; die Weber, die Tuchſcherer, die Walker und Bleicher ſind herabgekommen, weil alles Fabrikmäſſig, durch künſtliche Maſchinen und Drukwerke bearbeitet wird, wo zur Hülfe alles Geſindel

gut genug iſt — wo Kinder und Sklavenknechte damit beſchäftiget werden, und alle ehrbare, arbeitſame Handwerksleute dabey darben, und keine Familie davon bürgerlich und anſtändig ſich nähren kann. Daher iſt der Handwerksſtand überall im Sinken, und doch ruhet auf ihm die wahre Bürgerehre und Bürgertreue. — —

Wolluſt und fremde Laſter bringen auch die fremden Krieger mit in ihre ländliche Wohnung, und ohne dieſes Landübel wären wir noch die alten, redlichen, kernhaften Schweizer, männlich in der That, und freymüthig in Worten. Daß viele Landmädchen ſich in den Städten verderben, und dann ihre Heimath mit ihrer Schande anſteken, iſt auch leider! nur allzugemein. Daher hat die häusliche Zufriedenheit etwas abgenommen. Kinder- und Elternliebe leidet ſtark — und man kann gegen ſein eigenes Blut hart und ungerecht ſeyn. —

Die Erfahrung der klügſten Staatsmänner unſerer Tage hat ſich auch dahin vereinigt, daß die Menſchen beſſer ſeyn müſſen als die Geſeze. Die ausgeſtudir-

teſten Verordnungen helfen wenig, und verfallen bald wieder in Vergeſſenheit, wenn nicht die Charakterſtimmung des Volks gut und edel iſt. Auch hat man die Beobachtung gemacht, und die beßten Vaterlandsfreunde, die weiſeſten Obern haben ſich ſo gebildet, und laſſen es ihre Grundmaxim ſeyn — daß man weniger durch Verſchlagenheit, als durch Offenherzigkeit glücklich regiert. Man hat gefunden, und das Beyſpiel liegt aller Orten vor Augen, daß nicht auf einmal eine Nation einen verdorbenen, falſchen und widerſpenſtigen Charakter annimmt, ſondern daß die Regierung ihn pflanzt durch eine verkehrte Herrſchaft über den Geiſt des Volks. Daher rechnen alle weiſe Staatsmänner, deren die Schweiz eine groſſe Anzahl zählt, zu den Urſachen aller Rebellionen und Meuthereyen, die willkührlichen oder unwillkührlichen Fehler in der Regierungskunſt, wenn Geſeze gegeben werden, die mit dem Geiſt der Nazion nicht harmonieren, wenn Amtleute aus Ungeſchicklichkeit oder aus falſchen Ideen verderben, was die Landesgeſeze gut machen; wenn unerfahrne Perſonen zu Aemtern gelangen, denen ſie

nicht

nicht vorzuſtehen im Stande ſind, wenn ihr Ton, ſtatt gutherzig, vaterländiſch und ihrem Stande gemäß, edel zu ſeyn, ausartet, und die Vorſteher ſich ſo vergeſſen, daß ſie an rauhe, trozige, deſpotiſche Ausdrücke ſich gewöhnen, dadurch wird Widerſpenſtigkeit, Rache und heimtückiſche Bosheit in die Untergebenen gepflanzt. Es iſt im Staat, wie mit einer Familie, wenn der Hausvater gut und weiſe iſt, ſo bemerkt man die Würde oder Güte auch an allen ſeinen Angehörigen. — Dieſe Erfahrungen haben gemacht, daß man überall eine ſanfte, väterliche, gelinde Sprache, und doch viele Entſchloſſenheit als das wahre Kennzeichen des Schweizer = Vaterlandsfreundes anſiehet; und jede gute Obrigkeit rechnet es ſich zur Ehre an, zufriedene, glückliche Menſchen zu machen. Daher ſezen wahre Landesväter in der Schweiz ihre gröſte Würde darein, daß ſie ſich allgemein verehrt und geliebt ſehen.

Eine herzlichere Theilnahme an der Religion würde aber allen Ständen wohl thun, und Uebereinſtimmung zwiſchen alle bringen — denn bey allen menſchlichen

Dingen iſt noch Unvollkommenheit, und bey dem beßten Willen kann man fehlen. Aber nur guten Menſchen, religioſen, herzlichen Menſchen verzeihet man Fehler gerne. —

Allerley Vorfälle
und
Begebenheiten
ſowohl
in Abſicht der Natur, als der
Menſchen.

---

1) Einige Merkwürdigkeiten von ſeltenen Menſchen.

2) Beſondere Ereigniſſe, die das Vaterland betroffen haben.

3) Nachleſe von Verſchiedenem, das die Kenntniß der Nation angehet.

4) Naturerſcheinungen, Krankheiten, Erdbeben und Zerſtörungen.

der Bruder Clauſſ

Einige Merkwürdigkeiten von ſeltenen Menſchen.

Der Bruder Claus.

Die damaligen Kronikſchreiber melden folgendes von dem ſeligen Bruder Claus: Um dieſe Zeit (1480) lebte in der Schweiz in einem Wald im Kanton Unterwalden, ein Eremit oder Einſiedler, Bruder Claus genannt, welcher ſeine Frau, mit der er 10 Kinder gezeugt, auf erhaltene Einwilligung von ihr, verlaſſen, ſich in die Einöde begeben, allda ein Cellulein, 3 Schritt lang, ein und einen halben Schritt breit, und ſo hoch, als ſeine Statur und Leibeslänge es erforderte, aufgebauet, übrigens ſchier nur vom Luft gelebt, doch aber dabey frölich und freundlich geweſen; und die Leute zur Frommkeit und Tugend erinnert; beſonders aber die Schweizer, wenn ſie ihre Freyheit be-

halten wollten, von den Dienſten auswärtiger Könige ab, und zu ihrer eigenen Handarbeit angemahnet; nicht weniger inzwiſchen auch ſeine Kirche beſucht und gebettet: Mein Gott, nimm mich mir, und gieb mich ganz dir! Auch, obwohl er nur ein gemeiner Mann war, dennoch wohl aus der heil. Schrift zu reden gewußt. — (Pantal. und Andre.)

Unſre Schweizer-Hiſtorienſchreiber berichten von ihm:

Der gottſelige Nikolaus von der Flüe war mitten in ſeiner einſamen Zelle noch ein Patriot. Er blieb nicht gleichgültig, als die Kantone nach den burgundiſchen Siegen unter einander kaltſinniger wurden, und die Gemüther ſich entfernten. Er wendete die kräftigſten Vorſtellungen an, das gegenſeitige Vertrauen herzuſtellen. Er ergriff jede Gelegenheit ſie zu vermahnen, daß ſie ſich in fremde Händel nicht miſcheten; die Gaſtfreundſchaft, die Einfalt der Sitten, und die Aufrichtigkeit ihrer Alten nimmer aus den Augen zu laſſen, gut Recht und Gericht hielten.

Er lebte nicht immer nur mit ſich ſelbſt und einſam; er beſuchte öfters ſeine Söhne und Töchter. Wer ihn zu

beſuchen kam, den empfieng er liebreich und gütig, und ſparte ſeine Erinnerungen nicht. Er war von frölichem Gemüthe, und ward ſelten traurig geſehen. Er hatte ſchwarze helle Augen, ſeine Geſtalt war lang und hager; die Farbe des Leibs braun, die Haare ſchwarz; der Bart dünne mit zwo Spitzen; die Stimme männlich doch langſam; die Adern ſchwollen auf, wenn er redete, und ſchienen mehr mit Luft als mit Blut erfüllt.

Mit Subtilitäten und Grübeleyen der Gottesgelehrten gab er ſich nicht ab, er überließ dieſes denen, die von Gelehrſamkeit und Beleſenheit ein Geſchäft machen.

Die Herren von Bern hatten ihm ein Geſchenk gemacht, für welches er ihnen auf eine ſeiner Perſon würdige Art ſchriftlich dankete. Der Brief fängt an: „Der Nahmen Jeſus ſey euer Gruß. Ich danke euch faſt und freundlich für eure beliebte Gabe; und ihr ſollet wiſſen, daß ich ein groſſes Vergnügen daran habe, und wäre ſie halb minder geweſen, ſo begnügte ſie mich faſt wohl; und wenn ich das um eure Liebe verdienen könnte, gegen Gott und gegen der Welt, ſo wollte ich es mit gu-

tem Willen thun". Und nach etlichen Zeilen: „Frieden iſt allwegen in Gott, und Frieden mag nicht geſtört werden; Unfrieden aber wird zerſtört; darum ſollet ihr lugen, daß ihr auf Frieden ſtellet".

Zulezt vermahnt er ſie zur Religion: „Es iſt mancher Menſch, ſagt er, zweifelhaftig an dem Glauben, und der Teufel thut manchen Anfall an den Glauben, und ficht allermeiſt den Glauben an. Wir ſollen aber darinn nicht zweifeln noch zweifelhaftig ſeyn, wenn er ſo iſt, wie er geſezt iſt; und ich ſchreibe euch das nicht darum, daß ich glaube, daß ihr nicht recht glaubet, mir zweifelt nicht daran, daß ihr gute Chriſten ſeyd".

Noch müſſen wir über das wunderbare Faſten unſers frommen Niclaus einige Zeugniſſe — und zwar der Zeitgenoſſen ſelbſt anführen:

In dem Jahrbuch der Pfarrkirche zu Sachſeln findet man unterm Jahre 1485 folgende Urkunde: „Um das Jahr Chriſti 1417 war ein frommer Menſch, Nicolaus von der Flüe, gebohren und erzogen in der Pfarre Sachſeln, — der hernach in eine Wildniß gegangen, die man den Ranft heißt, allda ihn Gott erhalten hat ohne

Speiſe und Trank, eine lange Zeit, nämlich achtzehn Jahre, da dieß geſchrieben worden, und er war noch ſelbiger Zeit guter Vernunft und heiligen Lebens". — Auf das Jahr 1488 ſteht im Kirchbuche zu Sachſeln ein kurzer Bericht vom Leben und Sterben Niclaus. Hernach hat auch im Jahr 1491 die Obrigkeit zu Unterwalden die Wahrheit der Sache durch eine eigene Schrift bekräftigen laſſen. — Gundelfingen, ein Zeitgenoſſe unſers heiligen Helden, war der Erſte, welcher ſogleich nach deſſen Hinſcheid im Jahr 1488 ſein Leben beſchrieben, und der Regierung in Luzern zugeeignet hat. Eben dieſes Leben beſchrieb bald hernach, nämlich im J. 1501, der bernerſche Gelehrte, Heinrich Wölflin. In ſeinem Kronikon drückt ſich Trithemius bey dem Jahr 1480 über unſern Niclaus ſo aus: „Dieſer Mann Gottes iſt zu dieſer Zeit ein Wunder geweſen; ſiehe, itzt iſt es ſchon das zwanzigſte Jahr, daß er in die Einöde trat, und keine menſchliche Speiſe genoß". — In den ältern Lebensbeſchreibungen wird ſeines langen Faſtens unter folgenden Umſtänden erwähnt:

„Mehrere argwohneten, daß Claus ſich

heimlich Speiſe zubringen laſſe. Auf obrigkeitlichen Befehl wurde alles genau unterſucht und nicht der geringſte Betrug entdeckt. Im Jahr 1469 ſandte der Biſchof von Conſtanz ſeinen Weihbiſchof, Thomas, nach Unterwalden; nach vielen erbaulichen Geſprächen fragte er den Eremiten, welches die gröſste Tugend des Untergebenen ſey? — Er antwortete: Gehorſam. — Hierauf gab ihm der Weihbiſchof drey Stücke Brod und ein wenig Wein, mit Befehl, davon zu koſten. Niclaus erſchrak; ſchon achtzehn Monate nämlich hatte er ſich von aller Nahrung entwöhnet; gleichwohl nahm er eines von den Stückgen Brod, mit Bitte, daß er es in drey kleinere theilen dürfte. Nach erhaltener Erlaubniß nahm er ein Bröcklein und ließ auch ein wenig Wein durchgehen; dieß gieng mit ſolcher Beſchwerlichkeit und ſchmerzenvoller Empörung der ganzen Natur zu, daß man beſorgte, er würde daran ſterben müſſen. Von izt an ließ man ihn ſeine Lebensart ungehindert fortführen".

Wir fügen hier als Anhang folgende

Exempel bey, die von merkwürdigem Faſten Beweiſe ſeyn können.

„Im Jahr 1400 lebte in der Schweiz ein Mönch, welcher zehen Jahre lang nichts getrunken, ohne bey dem heil. Abendmahl. Im Jahr 1340 lebte ein Mädchen von 8 Jahren zu Mellingen, welches keine Speiſe zu ſich genommen; auch während dieſer Zeit weder Speichel ausgeworfen noch Stuhlgang gehabt hat. Eine ſogenannte Eva Flegen von Mörs lebte 27 Jahre lang, ohne zu eſſen. Apollina Schreyerin von Galz, in der Berner-Landvogtey Erlach, hat desgleichen unglaublich lange gefaſtet. Chriſtina Kratzerin von Aeſchi, in der Landvogtey Frutigen, Berner-Gebiets, befand ſich ſeit 1723 bis 1729 unter genauer obrigkeitlicher Aufſicht zu Thorberg, und in dieſer ganzen Zeit hat ſie weder Speiſe noch Trank genoſſen; konnte ſogar kein Waſſer zu ſich nehmen, weder den Mund auszuſpülen, oder ſich zu erfriſchen.

Die Natur iſt in allem unergründlich.

Hans Franklin, Sekelmeiſter der Stadt Bern, 1470.

Dieſer iſt auch einer unſrer lieben Altvordern, deren Andenken bey uns leben ſoll, ſo lange wir Geſchichte kennen:

Hans Franklin, welcher Sekelmeiſter der Stadt Bern geworden, ward von ſeinem Vater, als er neunzehn Jahre hatte, zu einem Kürsner in Ravensburg verdungen, bey welchem er auch zwey Jahre auf Koſten des Vaters blieb. Darauf reiſete er auf dem Handwerk nach Augsburg, Nürnberg, Prag, Kracau bis ins zehnte Jahr. Izt befahl ihm ſein Vater nach Hauſe zu kommen, und ein Weib zu nehmen. Er folgte ihm, wiewohl in beyden Stücken ungern. Gleich die nächſtfolgende Oſtern ward er in den groſſen, und einige Zeit darnach in den engern Rath genommen. Er ſchämte ſich ſehr, daß er, ein unerfahrner Jüngling, bey den vornehmen Herren ſitzen ſollte; denn er war im Rath der Einzige, der ein Handwerk trieb, und der nicht von ſeinen Renten lebte. Er empfand auch bald,

daß er mit ſeinem gröſſern Nuzen für ſich gelebt hätte. Darum hielt er es für eine groſſe Gefälligkeit, daß ihm auf ſein Anſuchen erlaubet ward, zuweilen in ſeinen Geſchäften zu reiſen. Nach einigen Jahren ward ihm die Regierung der Grafſchaft Lenzburg aufgetragen. Bey dieſer Sache war ihm nicht wohl; die Neigung des Landes war immer noch öſterreichiſch. Er ſollte ein ſtarkes Schloß verwahren, und er hatte den Krieg nicht gelernet. Er bat den Rath zum ſechsten Mal, daß er ihn mit dieſem Amte verſchonen möchte; und er nahm es nur auf Zureden ſeines Beichtvaters an, der ihm ſagte, daß er ſeinen Obern gehorſam ſeyn müßte. Er hatte viele Kinder, und wiewohl er bey dem Amte ſein ehrliches Einkommen hatte, ſo ſah er doch, daß ſeine Wirthſchaft dabey nicht zunahm. Er bat jedes Jahr, daß man ihm die Regierung abnehmen möchte. Erſt nachdem die Grafſchaft durch Unterhandlungen und Verträge in gute Ruhe geſezt war, ward ihm willfahret. Er hätte ſich glücklich geſchäzt, wenn man ihm auch die Rathsſtelle abgenommen hätte; anſtatt deſſen ward er zum Verwahrer der

öffentlichen Einkünfte verordnet. Es that ihm doch nicht ſo weh, daß er bey dieſer Bedienung in ſeiner Nahrung zurückkam, als daß er ſich ſchämte auf einem Poſten zu ſtehn, den bisher die größten Männer, Herren von dem älteſten Adel, bekleidet hatten. Denn er war der erſte, der von Handwerkern denſelben bekommen hatte. Als Sekelmeiſter ward er izt in Geſandtſchaften verſchickt, und da ward er noch mehr ſchamroth, als man mit dem Titel: Jhro Geſtrenge, gegen ihn freygebig war; er ſagte jedermann, daß er nur ein Kürsner wäre.

Man hatte ihn oft ſagen hören, daß ſeine Herren ihn nur zu hoch erhoben, aber den Nuzen ſeiner Familie ſchlecht beſorgt hätten; bey den beyden Aemtern, Lenzburg und dem Sekelamt, wäre er über fünfzehnhundert Scudi in Verluſt gekommen, die er bey ſeinem Handwerk hätte verdienen können; er hätte ſich genau einſchränken müſſen, damit er mit der beſtimmten Beſoldung auskäme, und nicht ſein Haus und Baumgarten verpfänden müßte.

Zwar hatte er ſein Handwerk nicht ſtille ſtehen laſſen, er hatte drey und oft

vier Geſellen auf demſelben, und ſchickte von ihnen in ſeinen Geſchäften nach Genf, Lyon und Frankfurt. Auch ward ein Seckelmeiſter bey vielen Gelegenheiten reichlich beſchenkt. Aber weil er gar ſelten zu den Geſellen kam, ſo bracht ihm das Handwerk wenig ein; er hielt den Laden nur offen, damit er, wenn er von dem Amt käme, ihm wieder obliegen könnte; vornehmlich damit er ſeine Söhne zur Arbeit zöge, daß ſie nicht Stadtkälber würden, (das ſind ſeine Worte,) und der Stadt überlegen wären, und ſie hälfen freſſen.

Er bekennte, daß brave Männer ihm Geſchenke gemacht, die er angenommen, weil er ſie mit gröſſerer Schande ausgeſchlagen hätte, da dieſer ſchädliche Gebrauch allzu ſehr eingeführt war. Aber er fügte hinzu, und berief ſich auf jeden, der mit ihm Umgang gehabt, daß er für ein Geſchenk, ſo er behalten, zehne von ſich geſchickt hätte. Keiner ſey mit einiger Gabe zu ihm gekommen, daß er nicht von Herzen darüber erſchrocken ſey. Wenn ihr nach meinem Tode finden werdet, ſagte er, daß ich mehr Gut nachgelaſſen, als ich an dieſes Amt gebracht habe, ſo den-

ket nur, daß ichs der Republik geſtohlen habe, und dann ſey alles, was ich habe, ihr heimgefallen".

Felix Hämmerlin, lebte um das Jahr 1448.

Der Chorherr, Felix Hämmerlin, hatte ſich in dem hizigen Kriege zwiſchen Zürich und Schweiz erlaubt, den Feinden ſeiner Vaterſtadt alles Böſe nachzureden, was er wußte oder ſich vorſtellete. Er faſſete die ältern und die neuern Geſchichten des Kantons in den häßlichſten Geſichtspunkt. Dafür ward er nach dem Kriege von den Weltlichen ſeinen geiſtlichen Haſſern zur Züchtigung übergeben. Man ſchickte ihn aus einem Gefängniß in das andere. Das lezte war in einem Thurm zu Luzern, aus welchem erſt ein Räuber, der zwölf Jahre darinnen gelegen war, herausgenommen ward. Der Thurm ſtieß an das Franziſcaner-Kloſter. Der Guardian deſſelben hätte ihm mit leichter Mühe ſein Elend erleichtern können; aber der Unbarmherzige that es nicht. Dieſes

Zwingli zieht in Krieg

ihm zu Gemüth zu führen, ohne daß er ſich beleidiget fände, erzählte der Chorherr ihm folgende Parabel:

„In Solothurn wohnte ein einfältiger Menſch; einsmals, als die Aar hoch angewachſen war, ſagte derſelbe: Ha! wie fromm und großmüthig ſind die Männer von Solothurn, da ſie von dieſem Strome hundert und mehr Eimer Waſſer entwenden könnten, daß man es in der Stadt Baſel nicht innen würde, ſind ſie doch ſo gewiſſenhaft, daß ſie es wohl nicht thun.

Zwinglis Tod.

Der unglückſelige Religionskrieg der Eidgenoſſen bey Anfang der Reformation hat die allgemeinere Ausbreitung derſelben aufgehalten, weil die katholiſchen Stände mit den Reformirten in einer ſolchen Verbindung lebten, daß keine zutrauliche Unterredung möglich war; und durch den Verluſt der erſten Schlachten die andern abgeſchreckt worden, und viele, auch die ſchon reformirt waren, zum ka=

tholiſchen Glauben zurückgetreten ſind. Zwingli war ein aufgeklärter, entſchloſſener Mann, aber wie es ſcheint ein wenig zu ſtark eingenommen von der einmal erkannten Lehre, und hielt der Schwachheit und den Vorurtheilen der Zeit gar zu wenig zu gut; daher er voll Mißtrauen gegen alle Perſonen war, die ihm nicht beyſtimmten. Er hat leider! wohl voraus geſehen, daß Blut der Eidgenoſſen flieſſen würde, und er ſelbſt wollte lieber dem Tod entgegen gehen, als der erkannten Wahrheit untreu zu werden, oder ſie lau, und nur halb vertheidigen zu wollen. Die katholiſchen Kantone zogen achttauſend Mann ſtark gegen Zürich aus; die Züricher ſandten nur kleine Haufen ihnen entgegen, und mußten alſo nothwendig verlieren. Zwingli rieth der Obrigkeit zu einem allgemeinen Landesſturm. Die Obrigkeit zögerte, heimliche Feinde der Reformation, die noch in der Regierung waren, verhinderten es.

„Mittwochen den 11ten Weinmonat 1531, am Tage der Schlacht ſelber, ward erſt Morgens von dem groſſen Rathe in Zürich der Wegzug des Stadtpanners befohlen. Ueberall herrſchte Verwirrung.

Erſt um eilf Uhr rückte das Panner aus der Stadt. Anſtatt 4000 Mann, die ausziehen ſollten, beſtand der Haupthaufe aus 700 Mann, und es fehlte an hinreichenden Pferden für den Tranſport des Proviants und der Kanonen. Zwingli ritt hinten drein, als Feldprediger, auf Befehl des Raths. Als er bey ſeinem Hauſe zu Pferd ſitzen wollte, gieng das Pferd immer rückwärts und wollte nicht fort. — Zwinglis lezte Geſpräche mit ſeinen Vertrauten verriethen, daß er nicht glaubte, wieder nach Hauſe zu kommen. Auch auf der Reiſe nahm man wahr, daß er eifrig zu Gott betete, für ſich und die Kirche. — Auf dem beynahe drey Stunden langen Weg über den Albisberg erlagen alte und geharniſchte Männer, um ſo viel mehr, da ſie eilten, weil man ſchon von Ferne das donnernde Geſchütz hörte. Aus Feigheit oder aus verrätheriſcher Abſicht riefen einige, daß ihr Zuzug zu ſpät ſey und ſie zurückbleiben wollen. Von Zwingli wurden ſie durch folgende Worte beſchämet: „Ich einmal „will im Namen Gottes zu dieſen biderben Leuten hin — will mit und unter „ihnen ſterben, oder ſie retten helfen“.

Um drey Uhr langte das Panner zu Cappel an; izt beſtand das ganze Heer der Züricher aus etwa 2000 Mann, unter denen einige von der Reiſe ganz ermüdet, andre über Zwingli und über die Folgen der Reformation höchſt unzufrieden, und alſo zu ſiegreichem Angriff wenig fähig waren. Morgens darauf rückten die Katholiſchen, zahlreich, wohlgerüſtet und munter ins Feld. Auf dem Hügel bey Scheuren, unweit dem Kloſter, ſtellten ſich die Züricher in Schlachtordnung. Um 12 Uhr überbrachte ihnen ein Trompeter von Luzern den Abſagbrief. In dem zürcheriſchen Kriegsrath herrſchten verſchiedene Geſinnungen. Die Einen wollten den Feind erwarten, die Andern ſich zurückziehn. Aber Rudolf Gallmann, aus dem freyen Amte, ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden, indem er ſchrie: „Da, da muß mein Kirchhof ſeyn; den „Tag laſſe mich Gott nimmer erleben, „daß ich einen Tritt weiche". — Um 1 Uhr fiengen die Kanonen an, gegen einander zu feuern; die Züricher warfen ſich auf den Boden nieder, daß der feindliche Donner über ihre Häupter wegflog. Dann erhoben ſie ſich und thaten heftigen Wi-

derſtand. Hauptmann Lavater und Meiſter Ulrich Zwingli ermunterten das zürcheriſche Heer mit beweglichen Worten. — Die Katholiſchen ſahn ſich genöthiget, einen günſtigern Ort zum Angriff zu ſuchen. — Zu den Zürichern ſtieſſen nun Hülfsvölker, jedoch in geringer Menge. Als die Neuangekommenen die mißlichen Umſtände ſahn, ſprach Leonhard Burkard von Zürich zu Zwingli: Meiſter Ulrich, wie iſt ihm izt? Wie gefällt Euch die Sache? Sind die Rüben geſalzen? Wer ſoll ſie eſſen? — Ich, ſagte Zwingli, und mancher Bidermann, der hier ſteht in Gottes Hand, deſſen wir ſind, tod oder lebend! —

Nach der von den Zürichern verlohrnen Schlacht, ward das Lager der Züricher geplündert. Unter den Erſchlagenen lag auch Zwingli. Von Steinen zu Boden geworfen, rafte er ſich auf; ſank wieder nieder, und erhob ſich von neuem; auf ſeinen Knieen rief er izt: Den Leib können ſie tödten; aber nicht die Seele! — Dann fiel er rücklings; mit gefaltenen Händen und gen Himmel gerichteten Augen fleht' er zu Gott auf. Die Feinde boten ihm einen Beichtvater an. Mit

einer Bewegung des Haupts ſchlug ers aus. Voll Zorn über den hartnäckigen Kezer, ſtach ihn Hauptmann Juckinger von Unterwalden in den Hals, und bald hernach gab Zwingli den Geiſt auf.

Des folgenden Tages, als man auf die Wahlſtatt zurückkam, entdeckte man erſt den todten Zwingli, ganz kennbar mit lebhafter Farbe. Die Einen weinten Thränen des Mitleids; die Andern fielen, ungeachtet alles Abmahnens der Kriegshäupter, voll Wuth über die Leiche. Durch den Scharfrichter ward ſie geviertheilt und zu Aſche verbrannt. Einige Tage hernach fanden Zwinglis Freunde ſein Herz noch ganz unverſehrt. Thomas Platter nahm ein Stück davon mit ſich auf Baſel; er zeigte es Zwinglis Freunde, dem Mykonius; aus Beſorgniß abergläubiſchen Mißbrauches, riß er es dem Platter aus der Hand, und warfs in den Rheinſtrohm.

Zwingli hatte ſein wohlthätiges, ruhmvolles Leben nicht höher als auf 47 Jahre, 9 Monate und 11 Tage gebracht. Nach ſeinem Hinſcheid wurden ſei ne Schriften in 4 Folio-Bänden geſammelt.

Theophraſtus Paracelſus zu Baſel, 1527.

Um dieſe Zeit lebte der bekannte und als Wundermann geachtete Theophraſt, Gold- und Arzneykoch, zu Baſel. Einsmal kam ein groſſer Herr nach Baſel, und ſagte aus: Daß er am Magenweh leide, wenn ein Arzt ihm helfen könne, wollte er ihm hundert Gulden geben. Theophraſt, ob er gleich Gold zu machen ſich rühmte, fand dieſen Profit ſo groß, daß er geſchwind dem Herrn drey Pillen brachte. Auf dieſe empfand der Patient Erleichterung und hatte guten Schlaf. Nun ſandte er dem Theophraſt ſechs Gulden zur Verehrung, und ließ ihm ſehr danken. Theophraſt wollte ſich des nicht begnügen laſſen, ſondern die vermeldten hundert Gulden haben, die ihm jener nicht geben wollte. Die Sache kam vor die Richter, welche ihm für ſeine Gänge und überreichte Arzney nach ihrem Gutdünken Belohnung erkannten. Darob war Theophraſt unwillig, daß ihm die Layen die gegebene Arz-

ney ſeines Erachtens alſo gering geſchätzt, warf böſe Karten aus (d. i. ließ ſcharfe Reden laufen), und pochte mit etlichen Worten wider das Urtheil der Obrigkeit. Als ihn nun einer ſeiner Freunde warnete, daß man ihn dieſer Unvernunft halber zur Verantwortung ziehen werde, oder gar zur Gefangenſchaft verurtheilen könnte, ſo packte er ſeine Kunſt zuſammen, gieng von Baſel fort, und kam niemals wieder dahin zurük. Er ſtarb als ein junger Mann im 48ſten Jahre zu Salzburg im Bayerland.

Theophraſt war 1483 zu Einſiedlen, nach andern Nachrichten aber im Kanton Appenzell 1493 gebohren. Er war durch einen Zufall der Mannheit beraubt, daher ſaß er ſtets über den Büchern und im Schreiben. Er war ein groſſer Prahler von ſeinen tauſenderley Geheimniſſen. Denn wenn alles wahr wäre, was er von ſeinen Erfahrungen bekannt gemacht, ſo müßte nichts weiter in der Chymie und Naturlehre zu entdecken ſeyn, und er hätte den geheimen Schlüſſel gefunden — alles zu wiſſen, was dem menſchlichen Auge weislich von Gott verborgen iſt. — In ſeinen Schriften rühmt er ſich 6 hundert

dert unfehlbarer, mediciniſch-chymiſcher Proben, die er aber in einem ſo räthſelhaften Ton beſchreibt, daß man ſo geſcheid wie zuvor iſt, wenn man ſie geleſen hat. In der Medicin wollte er gar ein Hexenmeiſter ſeyn, und alle Krankheiten in ihrer innerſten Werkſtadt, ſogleich auf den erſten Anblick kennen — und auch Mittel dagegen verordnen, die nicht fehlen. Doch hielt er nichts auf Zauberey und Geiſterbeſchwörungen. Uebrigens war er in ſeinem Umgang rauh uud etwas grob. In einer Schrift ſchildert er ſich ſelbſt; er ſagt: „Er ſey von Natur nicht ſubtil geſponnen; es ſey auch nicht ſeines Landes Art, daß man das mit Seidenſpinnen erlange; die Schweizer werden nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Waizenbrod, ſondern mit Käs, Milch und Haferbrodt. Diejenigen, die im Frauenzimmer auferzogen werden, und die, ſo unter Tannzapfen heran wachſen, verſtehen einander nicht wohl". —

Die drey und dreyſſig Bundesbrüder.

Auch hier wiederholen wir unter den ſeltenen Menſchen welche das Vaterland hervorgebracht hat, das Andenken von **Walther Fürſt von Uri, Werner Staufacher aus Schwyz und Arnold an der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden.** Alle drey waren wohlhabende Landmänner. — Ihre gewöhnliche Namen, die ihnen in der Landesſprache bis auf den heutigen Tag geblieben ſind, heiſſen: **Fürſt, Staufacher, Melchthal.** So kennt ſie der Schweizer. Ein jeder dieſer 3 Helden warb an ſeinem Orte oder in ſeiner Landſchaft 10 vertraute, brafe, gleichgeſinnte Männer zu Theilnehmern; ſo ſtieg die Zahl auf 33 Bundesfreunde, die ſich durch einen hohen Eid verbanden. Im Rütli oder Grütli, einer Wieſe im Kanton Uri, hielten ſie ihre Rathsverſammlungen; und da ſchwuren ſie einer dem andern in die Hand, das Geheimniß zu bewahren, und bereit zu ſeyn, die Freyheit des Landes wieder zu ero-

obern, wenn der erwartete Zeitpunkt eintreffen würde. Mit dieſem Endſchluß giengen ſie auseinander, und hüteten ihrer Heerde. — Das geſchah im 1307ten Jahre, im Wintermonath.

Schade, daß dieſen Leuten keine ausgezeichnete Stellen in ihrem Vaterlande zu Theil geworden; ſie blieben in ihrem niedrigen Stande, verlangten keinen Vorzug vor den übrigen Einwohnern, und ſo ſind ſie faſt vergeſſen, und unkenntlich in ihren Nachkommen. Auch glaubten ſie nicht, daß ihre That ſo groſſe Folgen haben werde, daß ein ganzes Land — damals Helvetien genannt — zu ihrem Bunde treten, und alle — Schweizer werden würden! Man ſiehet, wie ſtark der Arm Gottes hier war, und wie bis ins Unendliche die Folgen einer ſchönen, heldenmüthigen Handlung gehen. Müller ſagt:

„Die Abkömmlinge dieſer Befreyer des Landes ſind meiſt in der Dunkelheit und an verſchiedenen Orten im Spital geſtorben. So gar uneigennüzig wagten ſich ihre Ahnen für das Land! —

Die Antwort Löbl. Standes Uri, über

das Vorhaben des Franzoſen und Groß=ſprechers Raynals, da er auf ſeine Koſten den Stiftern des eidgenöſſiſchen Bundes ein ſteinernes Denkmal ſetzen wollte, verdient hier eine Stelle. Sie heißt:

„So lange Eidgenoſſen ſo dächten wie „bis daher, daß jeder Eidgenoſſe am „Grütlin*) ausſteigt, und ehrerbietig „den Platz beſichtiget, allemal Gott dan=„ket, und der Freyheit ſich freuet; — ſo „lange braucht es keines Steins, der „ihn daran erinnern ſoll. Und wenn je „es möglich ſeyn kann, wie wir aber nicht „hoffen, daß die ſpäteſten Enkel dieſe Em=„pfindung verlieren ſollten, ſo würde ein „ſolches Denkmal ohnehin nichts mehr „nützen; ſo wenig, als es den groſſen „Weltbezwingern — den Römern, ge=„holfen hat, daß ihre Stadt voller Denk=„mähler war, und ſie doch in den nieder=„trächtigſten Deſpotismus und in die elen=„deſte Knechtſchaft, in den lezten Zeiten „der Republik verſinken konnten". —

*) Eine Gegend am Vier=Waldſtädter=See.

Hans Stuhlinger und Graf Blumenberg.

Auch an den Feinden muß man groſſe Thaten bewundern. Die eben genannte Helden waren zwar im Gefecht gegen die Eidgenoſſen, aber hielten ſich braf.

In der Fehde 1331, die Bern mit Eberhard von Burgdorf und Thun hatte, war bey des Grafen Truppen ein Edelmann von Regensburg, Stuhlinger genannt, der, um ſich dem Grafen und ſeinen Herren von Oeſterreich, deren Vaſall er war, gefällig zu machen, mit derſelben Stärke des Muths ſein Leben aufopferte, womit Winkelried viele Jahre hernach den Kantons bey Sempach den Sieg durch ſeinen Tod erkaufte. Beyder Geſchichte hat ſo viel Aehnlichkeit, als wenn es eben dieſelbe, und nur die Perſonen unterſchieden wären. Die Berner mit den Solothurnern vereiniget, hatten ſich in die geſchloſſenſte Schlachtordnung gedrängt, und ihre lange Spieſſe vor ſich geſtreckt. Sie ſchienen einer runden, ſtachlichten Krone gleich. Die Truppen des von Burgdorf

ſahen keinen Ort, wo ſie in ſie eindringen könnten, bis der ſtarke Stuhlinger auf einem groſſen und ſchnellen Roſſe in vollem Enthuſiasmus unter die Feinde hineinſprengete, damit er eine Lücke öffnete, den dichten Phalanx zu zertrennen. Er ward augenblicklich von zwanzig Lanzen durchſtochen; aber die ſo bey ihm waren, drangen ihm wie Löwen nach, und erweiterten die Bahn mit erwünſchtem Glücke. Zweyhundert Berner und eben ſo viel Solothurner blieben auf der Walſtatt; und nach dieſem Siege litten die Städte von ihnen groſſe Verwüſtungen, Raub und Brand.

Ein ſchwäbiſcher Freyherr von Blumenberg hätte ſich in der Niederlage bey Laupen 1339 leicht durch die Flucht retten können, aber er ſagte zu ſeinem Knecht: Sollte ich leben, nachdem ſo vieſe edle Herren und Ritter umgekommen ſind? Er ritt mit verhängtem Zügel unter die Haufen der drey Länder, und ward augenblicklich erſtochen.

Hans Waldmann.

In der Schweizergeſchichte ſpielt dieſer Mann eine groſſe Rolle. Er war alles, was man in einer Demokratie werden kann: Handwerker, Kaufmann, Soldat, Staatsmann, Geſandter, Zunftmeiſter, ſogar noch Bürgermeiſter, General und Ritter. Er war gebohren in einem Dorf im Zugergebiet, lernte in Zürich das Gerberhandwerk; war anſchlägig, kühn, wagte viel, und glaubte ſich zu allem geſchikt; heurathete, und war angeſehener Bürger im Jahr 1452; und 8 Jahre darauf ſchon Feldhauptmann über 2 tauſend Mann. Zwey Jahre darauf Amtmann, acht Jahre hernach Zunftmeiſter, und in der Schlacht bey Murten führte er die Züricher mit einem Gewaltshaufen ins Treffen, und ward als brafer Soldat zum Ritter geſchlagen. Bey allen Auszügen war er gegenwärtig. Im Jahr 1476 gieng er als Eidgenöſſiſcher Geſandter auf Paris. Im Jahr 1477 kommandirte er achttauſend Schweizer in der Schlacht bey Nancy; als Sieger kam er

kaum zurück, als er ſchon wieder mit einem Heer nach Italien zog. Im Jahr 1483 ward er Bürgermeiſter in Zürich. — Aber hier war er nun auf einer Höhe — wo er wieder ſinken mußte. Denn Neider hatte er genug — weil er von gemeinen Leuten abſtammte, und die adelichen Geſchlechter und die Geiſtlichkeit in Zürich noch einen groſſen Anhang hatten. Das gröſte Unglück für Waldmann war, daß er die Bauern im Kanton mit allerhand Beſchwerden und neuen Geſezen ſich zu Feinden gemacht hat, wodurch ein völliger Aufſtand erregt worden, und Bürger und Landleute ſich gegen ihn verſchworen haben. Auch — was ſeinen Untergang beſchleunigte, war ſein groſſer Reichthum *), und Reichthum macht ſtolz — da er der reichſte Schweizer damals geweſen ſeyn ſoll. Fünfhundert Bürger von Zürich forderten den Bürgermeiſter vor dem Rathhaus, ſie nahmen ihn gefangen, und eine neue Regierung machte ihm den Prozeß, welche man den

*) Nach der bibliſchen alten Wahrheit: Dann die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke.

Hörnin = Rath nannte. Er wurde enthauptet. —

„Als er ſein Todesurtheil auf dem Fiſchmarkt angehöret hatte, fieng er an zu reden: Es wird mir nicht ſchwer fallen, mit Gott und der Wahrheit alle dieſe Beſchuldigungen zu beantworten, und meine Unſchuld an den Tag zu legen. — Gleich fiel ihm der Beichtvater in die Rede, und ſprach: Herr Bürgermeiſter! das habt ihr mir nicht verſprochen, ſondern, daß ihr alles dem allwiſſenden Gott heimſtellen wollet; dagegen ich euch verheiſſen habe, daß Gott euer Schweigen für Reue und Buſſe annehmen werde. Waldmann erwiederte: So will ich dann ſchweigen, mein Schickſal willig tragen, und von irdiſchen Dingen nichts mehr reden. Der allmächtige Gott nehme mich an, und verzeihe mir, und allen meinen Haſſern. Auf der Richtſtätte bat er, wer mit ihm beten wollte, möchte die Hand aufheben. Jedermann hob ſie auf, und er rief: Das danke euch Gott treulich. Nachdem er gebetet hatte, gieng er drey Schritte nach der Stadt, ſegnete ſie, und empfahl ſie Gott. Der Scharfrichter zog ihm auf dem Graſe die Kleider aus, indem er

mit Innbrunſt betete. Er war aſchfarb-gekleidet, Hoſen, Rock und Wammes, und dieſe zwey waren von Damaſt. Als er zum Schwerdt entblöſſet war, gieng er über einen Laden auf die Todtenbühne, die aus ein Paar Tennthoren, über eine groſſe Stande gelegt, beſtund. Da er itzt die groſſe Menge Volks überſahe, rief er laut: Dem Gott des Himmels ſey gedanket, daß ich ſo viele gottſelige Seelen bey meinem Ende haben ſoll, die mit mir, und für mich Gott anrufen. Ein lautes Weinen erhob ſich unter der Menge. Indem ward er der Geſandten der Kantons gewahr, redete ſie an, und nahm mit anſtändigen Worten von ihnen Abſchied; dann machte er mit dem rechten Fuß ein Kreuz auf die Bühne, knieete, und rief: Allmächtiger! erbarme dich meiner, und ſtreckte ſein Haupt empor. Der Pater ſprach ihm vor: Ich glaube in einen Gott: Dann, Vater, den Allmächtigen. Indem Waldmann noch ſprach: Vater, ſchlug ihm der Scharfrichter das Haupt ab. Da er ein ſchwerer Mann war, erklang es laut, als er auf die Bühne fiel".

Erasmus.

Einer der größten Gelehrten, lebte und ſtarb in Baſel, war gebohren zu Rotterdam. Zur Zeit der Reformation leiſtete er den Kantonen groſſe Dienſte durch Rathgeben und Vermittlung der ſtreitenden Partheyen, denn er war kein ſtürmiſcher Kopf, ſondern ein ſanfter, kluger, feiner Mann, der es weder ganz mit Luther, noch mit Calvin, und dem Pabſt hielt; aber von allen mit Achtung angeſehen worden; und der die trefflichſten Wahrheiten eindringend, mit Witz und Delikateſſe zu ſagen wußte. Er ſchrieb die lateiniſche Sprache ſo rein und vollkommen, daß man ihn den römiſch-claſſiſchen Schriftſtellern beyzählte. — Sein Körper ruhet im Münſter zu Baſel, wo ein herrlicher Leichenſtein ſein Andenken allen Einheimiſchen und Fremden ins Gedächtniß ruft. — Aber er lebt in ſeinen Schriften noch unter uns. Hier iſt ein Stück aus dem Lateiniſchen überſezt, wie Erasmus ſeine Zeitgenoſſen geſchildert

hat, und dies Stück gehört auch in unſre Kronik:

„Das Glück liebt nicht weiſe und verſtändige Leute; ſondern es liebt Narren und Waghälſe, bey denen es heißt: Friſch gewagt iſt halb gewonnen. Die Weisheit macht die Menſchen furchtſam und ſchüchtern; daher ſeher ihr, daß die Weiſen ſich meiſt in Armuth, Hunger und Noth herumwinden, und verachtet, ungeſchäzt und von jedermann verlaſſen ſind; da hingegen die Narren im Ueberfluß ſizzen, zu hohen Aemtern und Ehren gelangen, und beſtändig in Herrlichkeit und Freuden leben. Wenn nun jemand es für eine Glückſeligkeit hält, groſſen Herren zu gefallen, und immer um dieſe vergoldete und veredelſteinerte Götter herum zu ſeyn, was wäre ihm da ſchädlicher als die Weisheit? Ja was könnte der Art Leuten mehr zuwider ſeyn, als dieſe? Was würde wohl ein Kaufmann, der ſich bereichern will, groß gewinnen, wenn er der Weisheit folgte und ſich abſchrecken lieſſe, einen falſchen Eid zu thun? Wenn er über einer Lüge, worauf er ertappt worden, erröthen wollte; wenn er über Spizbüberey und Wucher ſo gewiſſenhaft

dächte, als die Weiſen? Iſt vom Anhalten um eine Ehrenſtelle oder um eine Pfründe die Rede, ſo wird ſie gewiß ein Eſel oder ein Ochs eher erhalten, als ein Weiſer. Seyd ihr verliebt, ſo wißt, daß die Mädchen, welche die Hauptperſonen bey dieſer Komödie ſind, den Narren meiſtentheils von ganzem Herzen zugethan ſind, und dagegen einen Weiſen nicht anders fliehen und verabſcheuen, als wenn er ein Skorpion wäre. Darum hat auch niemand gern etwas mit einem Weiſen zu thun, wer ein luſtiges und vergnügtes Leben führen will; weit lieber wird er ſich mit jedem Stück Vieh einlaſſen, als mit einem ſolchen. Kurz, ihr mögt euch hinwenden, wohin ihr wollt, zu Päbſten und zu Fürſten, zu Richtern und zu Obrigkeiten, zu Freunden oder zu Feinden, zum Höchſten oder zum Niedrigſten, iſt baar Geld da: So geht alles gut. Gleichwie nun aber ein Weiſer dieſes verachtet, alſo pflegen ſie ihn fein wieder zu verachten".

So ſpricht der alte Weiſe von den damals lebenden Glükſrittern. Sind wir nun weiter gekommen? Iſt es nicht heut zu Tage noch eben ſo wie vor 300 Jahren?

Allerley Gelehrte; und einige früh verſtorbene Schweizer.

Die merkwürdigſten Gelehrten älterer Zeit ſind aus den niedrigen Ständen entſprungen; denn die Reichen und Adelichen gaben ſich nicht mit Bücherſtudieren ab.

Nach den Zeugniſſen der damaligen Schriftſteller konnten die meiſten Edelleute weder ſchreiben noch leſen. Sie ſind ſo ſehr in der Unwiſſenheit von allen nüzlichen Kenntniſſen auferzogen worden, daß ſie allein ſtolz auf ein reiches Erbgut, auf Jagd- Thurnier- und Ritterkünſte waren. — Kaiſer Maximilian hat einſt den Adelichen, als ſie ſich beſchwert haben, daß er ſo viele bürgerliche Perſonen und von geringer Herkunft, zu den wichtigſten Aemtern gebrauche, geantwortet: „Warum kann man euch zu nichts brauchen? Es hätte euch gebührt, dieſe Arbeit und Aemter auf euch zu nehmen, und dieſelben fleiſſig zu verwalten. Ich muß geſchickte und fleiſſige Leute um mich haben, durch die ich meine Geſchäfte aus-

richten laſſen kann. Ihr aber fliehet ſolche Aemter, wo viel Arbeit iſt, oder laſſet ſie durch ſchlechte Gehülfen verſehen, und ſchadet dem gemeinen Weſen damit. — Reuter und Reiſige kann ich leicht machen, aber ſolche Männer, die zum Regiment tüchtig ſind, und die Arbeit und Laſt des Reichs tragen können, die kann ich nicht machen”. — — —

Die wichtigſten Geſeze und Urkunden ſind von den Kloſtergeiſtlichen aufgeſezt worden; daher haben ſich auch dieſe ſo reichlich belohnt gemacht. Vornehme Kloſterherrn, fürſtliche Aebte, auch Stiftsherrn waren freylich alle von Adel, ſie konnten aber eben ſo wenig leſen und ſchreiben. — Ordensleute von bürgerlichem Herkommen haben in ihrem Namen die wichtigſten Dokumente unterſchrieben. (Vergleiche auch des Herrn von Balthaſars Neujahrsgeſchenk an die Luzerner, 1781, S. 10. 11.)

Jezt iſt die Erziehung der groſſen Herrn eine ganz andere. — Man findet ſehr gelehrte, edle, weiſe Männer unter dem Adelſtand; die Denkungsart der Vornehmen hat ſich auf eine merkwürdige Weiſe verbeſſert; daß aber noch dummer Stolz

auf altes Herkommen manchen Schwachkopf benebelt, iſt freylich auch gewiß. Nicht der Stand — nur die Menſchenwürde adelt — und ſo weit ſollten wir bis jezt doch in der Aufklärung gekommen ſeyn.

Dazu nüzt eben die Geſchichte, daß ſie uns weiſe und beſſer zu werden lehren ſoll. Sie iſt der Spiegel aller Tugenden und aller Laſter; aller Thorheit und aller Weisheit. Die Geſchichte giebt den Beweis: Daß die wahren Talente und Fähigkeiten, oder die Verdienſte, die ſich ein Mann erwerben kann, an keinen Zufall der Geburt gebunden ſind, und nicht von Reichthum, Adel oder Familie abhangen; daß Männer von der erſten Gröſſe aus den niedrigſten Ständen hervor getreten ſind.

Julius Cäſar war der Enkel eines Kaufmanns; der römiſche Bürgermeiſter Cicero, war eines Krämers Sohn; Sokrates, der gröſte Weiſe unter den Griechen, war der Sohn einer Hebamme; Milton und Klopſtok ſtammen von armen Dorfſchulmeiſtern ab; Leibniz, der die ganze Weltweisheit mit dem tiefſten Blick durchſchaute, war ein armer Student.

Und ſo haben wir auch den Kampf der Freyheit in unſerm Vaterland, die erſten Siege den Männern zu verdanken, die als verachte Lehnsleute unter dem Druck lebten; ohne Kunſt, aber näher bey der Natur waren — die auf Gott und Tugend etwas hielten. —

Viele heutige Staatsmänner und geſchäzte Patrioten waren von niedrigem Stande, und mußten ſich von unten nach hinauf arbeiten. Auch in der nüzlichen Gelehrſamkeit kommt der Niedrigkeit groſſe Ehre zu: Erasmus, Luther, Calvin, Zwingli haben mit der Armuth ſo lange gekämpft, daß ſie gegen das Leben ganz gleichgültig geworden, und alles unternehmen und ſchreiben konnten, weil ſie durch das Unglück abgehärtet waren, und in der zukünftigen Welt einen beſſern Lohn vor ſich ſahen. —

Die wirklich groſſen Geiſter — oder die Lichter der Eidgenoßſchaft, ſind faſt alle frühzeitig geſtorben, deren Namen aber in der Schweizergeſchichte leben: Zwingli, Berchtold und Johannes Haller, Simon Grynäus (eines Bauernſohn), Johann Oecolampadius, Conrad Geßner, Heinrich Hottinger, Rudolf Simler, Ur-

ſtiſen, Manuel. — Von allen dieſen brafen Männern hat keiner ſein Leben hoch gebracht, und über fünfzig Jahre erreicht. — Aber ihr groſſer Geiſt erſezte durch unermüdete Thätigkeit, durch Energie und Kraft, was ihnen an Reichthum von Jahren abgieng. —

Nikolaus Dut, von Zoſingen, lebte um das Jahr 1386.

In der Feldſchlacht vor Sempach trug Niclaus Dut, Schultheiß von Zoſingen, das Panner dieſer Stadt, im Dienſt der Herzoge von Oeſterreich, denen dieſe Stadt zuſtund. Als der Zoſinger Schultheiß die gänzliche Niederlage des Adels ſah, bey dem er ritterlich ſtritt, zerriß er ſein Panner in viel kleine Lappen, und ſteckte ſie in den Mund. Er blieb auf dem Schlachtfelde mit vierzehn Männern von Zoſingen, und da die Seinigen ihn aufhoben, daß ſie ihn beerdigten, wurden die Stücke des Panners noch in ſeinem Munde gefunden. Die von Zoſingen nahmen die That ſo wohl auf,

als wenn er es gerettet hätte. Aber die Sieger, welches die Schweizer waren, ſpotteten darüber, und in dem Lied von dieſer Schlacht ſtehet:

Und die von Zofingen
Die warend ouch an der Not
Sie hant gar redlich gevochten
Ir Venner wart geſlagen tot
He ir Panner das was klein
Einer hats ins Mul geſchoben
So kam es wider heim.

Die Bürger von Bülach,
1393.

Die Städtgen Regensburg und Bülach ſtanden unter dem Schirme von Oeſterreich; in der Einfalt derſelben Zeit hatte der Herrſcher nichts dagegen, daß ſie, ſich ſelbſt zu verſorgen, wie freye Staaten ſich mit einander durch Verkommniſſe verbanden. Alſo machten ſie eine Verbindung folgenden Innhalts: Sie ſollten einander weder vor geiſtliches noch weltliches Recht laden. Sie ſollten

ſich in keine Unterhandlungen gegen einander einlaſſen. Wenn eine Stadt mit der andern zu Berathſchlagen nöthig hätte, ſo ſollte man ihr eine, zwo oder mehr Perſonen geben, den erſten Tag ohne Speiſe und Lohn, die mehrern Tage ſollten ſie belohnet werden. Wenn eine Stadt von der andern in Kriegsgefahren gemahnet würde, ſo ſollte ſie ihr mit der Macht, die ſie aufbringen möchte, zu Hülfe kommen. Hans Stuhlinger hieß der Schultheiß von der Neuen-Regensburg, und Johann Zuber war Schultheiß in Bülach; dieſe mit den Räthen beyder Städte gemeinſchaftlich beſiegelten den Vertrag.

Strut von Winkelried.

Einer der Vorfahren des verewigten Winkelried, der das Schlachtfeld zu Sempach ſo ſiegreich machte. (Man ſehe oben Seite 37.)

Der Name **Winkelried** hat ſchon in den älteſten Zeiten immer ſeltene Helden hervorgebracht, mit deren unſterblichem Angedenken unſre Jahrbücher, ja die ſpäte-

ſten Enkel ewig prangen werden. — Wie alt und edel dieſer Geſchlechtsname iſt, und wie würdig er immer in ſeinen Sprößlingen blühete, rühmt uns der treue und ſcharfſichtige Müller in ſeiner gelehrten Schweizergeſchichte.

„Wenige Geſchlechter (ſagt er) zählen ſo hoch hinauf erweisliche Ahnen, als einige Winkelried unter den gemeinen Landleuten in Unterwalden. — — Und es war ein Hallwyl und ein Winkelried an Ruhm in der Geſchichte vielen Königen überlegen, weil nur bey Marathon und in den Thermophylen ihres gleichen geweſen".

„Strut von Winkelried ſoll 1250 Unterwalden von einem grauſamen Mörder, von einer Schlange oder einem Lindwurme, wie die Alten reden, der Menſchen und Thiere fraß, befreyt haben. Dieſe Geſchichte, ſo gewiß ſie vielleicht ſeyn mag, hat ehemals zu vielen Fabeln und Albernheiten gedient; und Mehrere wollen behaupten, es ſey nur eine allegoriſche Fabel, die zu Winkelrieds Ehre erdacht worden. Indeſſen liefern uns durch eine treue Uebergabe Tſchudi, Cyſat, Etterlin und viele andre den

Hergang dieſer Geſchichte auf folgende Art:

„Ein Lindwurm, eine Gattung Schlangen, verwüſtete die ganze Gegend zwiſchen dem Kernwalde und dem Fleken Stans in Unterwalden. Menſchen und Vieh wurden der Raub ſeines unerſättlichen Hungers. Ein wegen ſeiner anmuthigen Lage berufenes Dörfchen, Weylen genannt, fieng an öde zu werden: Seine Einwohner flüchteten, und es bekam den heutigen Namen Oedwyl. Die Straſſe nach Kerns blieb verlaſſen, ſie mußte abgeändert werden; in einer ehemals wegen ihrer ſchönen und fruchtbaren Lage berufenen Gegend wiederhallte nur noch das traurige Jammergeſchrey unglücklicher Menſchen, und tägliche Trauerſcenen vermehrten Schrecken und Grauen. Alle angewandte Mühe und ausgedachte Liſt ſchien vergebens zu ſeyn; ein Volk, das ſonſt vor keinem Feinde zitterte, und nur zu ſiegen gewohnt war, mußte den täglichen Verwüſtungen ſeines einheimiſchen Feindes ungehindert zuſehen, und noch gräßlichere Schreckbilder erwarten. Strut von Winkelried, eben jener Held, den Kaiſer Friedrich ſeiner Tapferkeit wegen

in der Belagerung von Faenza zum Ritter ſchlug, und der um eines unglücklichen Zweykampfs willen ſein Vaterland zu meiden gezwungen worden, war der einzige, der ſich anboth, wofern man ihm ſeine Landesverweiſung aufheben würde, Unterwalden von ſeinem gefräſſigen Feinde zu befreyen. Von dem Eiſer eines nach Rache ſchnaubenden Herkules beſeelt und entflammet, geht er jezt ſeinem Feinde entgegen, und ein ſieggewohnter Arm, bey ritterlichem Muth, und ein mit einem Schafpelze umwundener Spieß ſind ſeine einzigen Waffen. Kaum zeigt ſich das Ungeheuer in ſeinem Raubneſte, und will auf den Helden, wie der Geyer auf die Taube, losgehen: ſo überraſcht ihn der ſchwere Arm, ſtoßt den verkappten Spieß in den offnen Rachen, ſchlägt ihn röchelnd nieder, ſteckt den abgeſchnittenen Kopf auf den ſiegreichen Spieß, und ruft ſeinen Mitbrüdern Triumph zu. Er ſoll zwar ſelbſt wegen giftigem Blute des Raubthiers, das auf ihn herabfloß (vielleicht und ſehr wahrſcheinlich um andrer Urſachen willen), ſeinen Tod gefunden haben: Allein er ſtarb als Held, der den ſegenvollſten Dank ſeines Vaterlandes und ewi-

ge Unſterblichkeit in unſern Jahrbüchern mit ſich zu Grabe trug". — —

Johann Cloos, der Tauſendteufel.

Die Großthaten der Altvordern ſtehen ſo vermiſcht in den verſchiedenen Geſchichtsbüchern, und ſo wenig ruhmredig beſchrieben, daß man Mühe hat, ſie recht kenntlich zu machen, und auszuzeichnen. Das Lob, ſo die Geſchichtſchreiber ihnen beylegen, iſt zu allgemein, und kann nicht intereſſiren, weil wir den Mann nicht nach ſeinen geheimen Falten kennen lernen, keinen Detail oder genaue Züge ſeiner verrichteten Handlungen aufgezeichnet finden. —

So wird zum Beyſpiel viel gerühmt von einem alten Schweizer, Namens Johann Cloos, der eine ſolche Herzhaftigkeit und Kühnheit beſaß, daß er ſich nur in Streit einließ, wo recht viel zu wagen war; und wo die Gefahr am größten, da war er am liebſten. — Oft hat er ſich mit zahlreichen Feinden geſchlagen;

er

er ſoll im Schwabenkrieg ſolche abentheuerliche (ſeltſame, wundervolle) Proben des Muths abgelegt haben, daß ihm der Zuname — Tauſendteufel, zu Theil worden. — Mit Recht ſagt ein edler Schweizer, als er dieſes Mannes gedenkt:

„Oft giebt es meinem Muth eine neue Schwungkraft, und macht die Seele groß, wenn ſie ſich in die Betrachtung der Kleidung und der Nervenſtärke dieſer alten Schweizer-Männer vertieft; wenn ich ihre rieſenmäſſige Glieder, ihre entblößte Bruſt, ihre eiſerne Fauſt, bewafnet mit einem ungeheuern Schlachtſchwerdt, ihren emporſteigenden Federbuſch, ihr funkelndes Auge, ihren Muth, ihre Entſchloſſenheit, ihre Gleichgültigkeit für Tod und Leben betrachte. — Dies alles denke ich mir, und entzüke mich darüber; ich vergleiche unſere gegenwärtige Generation, und frage mit Hallern“:

Sag an Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie iſt dein altes Volk, dem jezigen verwandt?

Stadler von Zürich.

Das Andenken eines jungen Menſchen, Rudolf Stadler von Zürich, verdient in der Kronik ſeines Vaterlandes aufbewahrt zu werden. Er kam als Uhrmachergeſell nach Konſtantinopel; von da gieng er nach Perſien; wo er dem Kayſer vorgeſtellt worden, um ſeine europäiſche Uhren, die niemand in dortigen Landen zu behandeln wußte, aufzuziehen. Als er einige Jahre da geweſen war, hatte er das Unglück, im Zorn einen Perſer zu erſchieſſen, der ihm ſeine Frau genothzüchtiget hatte. Der perſianiſche Kaiſer hat den Rudolf Stadler gerechtfertiget, weil der Schurke ſein Schickſal verdient hat. Aber es konnte nicht fehlen, daß nicht die Verwandten des getödeten Perſers, den jungen Schweizer heftig gehaſſet und verfolgt haben; ſie konnten es endlich dahin bringen, daß man ihn nöthigen wollte, die mahometaniſche Religion anzunehmen und ſich beſchneiden zu laſſen. Auch war das Landesgeſez gegen ihn, wo es heißt: Wer einen Perſer töd-

tet, muß entweder auch das Leben laſſen, oder ein Türke werden. Stadler war ſtandhaft, ob ihm gleich der perſiſche Kaiſer alle Huld und Gnade verſprach, wollte er doch nicht vom Chriſtenthum ablaſſen. Er ſagte: Lieber tod, als ein Mahometaner. Seine Entſchloſſenheit und Fröhlichkeit, für ſeinen Glauben ſelbſt in den Tod zu gehen, war ſo groß, daß, da man ihn ſchon dreymal zur Richtſtädte geführt und wieder zurück ins Gefängniß gebracht hatte, um wo möglich ihm das Leben zu erhalten, er doch jedesmal ruhig blieb, und zulezt mit Verlangen den Tod begehrte. — Hauet nur zu, rief er, mein Leben iſt in Chriſto. Ihr tödtet den Leib, aber die Seele möget ihr nicht tödten. Er war nur 28 Jahr alt, als er dieſen Heldentod ſtarb.

Bauer Kleinjogg.

Weil ſo gar vieles in Schriften und Büchern, und ſonſt auch von ihm geredet worden; ſo muß einiges hier ſtehen.

Dieſen Landmann nannte man nur den

philoſophiſchen Bauern. Es ward ihm aber zu viel geſchmeichelt, und ſein Ruhm mag ſo groß ſeyn, wie er will, ſo war des Geſchreibs und des Rühmens doch zu viel! —

Er erbte ſein våterliches Gut mit vielen Schulden; daher er auf Mittel ſann, ihrer los zu werden; und ob es ihm gleich ſauer werden wollte, ſo überwand er doch alles durch einen vernünftig angewandten Fleiß. Ohne Bücher, bloß durch eigenes Nachdenken und eifrigen Fleiß, hat er ſeinen Kopf und Verſtand gebeſſert, und dadurch auch ſeine Wirthſchaft. Er dachte nicht ſo ſehr darauf, ſeine Wieſen und Felder zu vermehren, als vielmehr wie er ſie verbeſſern könnte.

Ueber die Landgeiſtliche hatte er gut raiſonnirt; er ſagte: Wenn ſie ihres Berufs treulich warteten, und ſelbſt in der Erfüllung der thätigen Liebe eifrig wåren, dann gieng alles beſſer. Dieſe Herren, ſagte er, predigen gemeiniglich gar zu gelehrt, und geben von den Texten weitläuftige Erklärungen, die noch ſchwerer ſind, als der Text ſelber; hingegen ſagen ſie nicht deutlich und einfältig genug, was der Menſch thun und laſſen

ſoll. Der Geiſtliche kann ſich Segen in ſeinem Amt verſprechen, der in ſeinen Pflichten treu iſt, und im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſein Brod iſſet, dies iſt die Pflicht aller, ſey er Bauer oder Herr. —

Er tadelte es ſehr, daß man ſo gar leicht läſſig und träg wird, wenn man nicht gleich den Nuzen ſeiner Bemühung ſiehet. Eben dieſes iſt nicht recht, ſagte er, eben da ſollte man ſeine Arbeit verdoppeln. Der beßte Lohn iſt der, daß ich weiß, ich habe das meinige redlich gethan. Verlaſſet euch auf Gottes Segen! Ich habe ſchon oft bey widriger Witterung alles verlohren geſchäzt, und doch zur Erndtezeit noch ziemlichen Segen eingeſammelt. Wer ſich in gerechten Unternehmungen auf Gottes Vorſehung verläßt, der iſt, nach des Apoſtels Ausſpruch, ſchon in der Hoffnung ſelig. Man ſage mir, was man will, wenn einer ſeine Arbeit mit Eifer thut, ſo kann der Segen am Ende niemals auſſen bleiben.

Er haßte alle faule und arbeitsloſe Andacht der Schwärmer, die nicht arbeiten, ſondern nur leſen und beten wollen. Sein Grundſaz war: Bete und arbeite. Er erzählt ſelbſt, wie ihn einſt

mals ſolche Andächtler beynahe verführet hätten. Ich ließ mich in meiner Jugend von den ſogenannten Frommen verführen, und wollte nur immer leſen und beten, da ward ich ängſtlich und ſchwermüthig. Mein redliches Weib aber half mir auf den rechten Weg; ſie ſtellte mir den Verfall unſers Hausweſens vor, und trieb mich zur Arbeit. Endlich machte ich die Ueberlegung: Gott hat mich zu einem Bauer geſchaffen, und mich alſo zum Feldbau berufen; bey dieſer Arbeit kann ich mich und die Meinigen ernähren, und meine Kinder wieder zu einem nüzlichen Stande erziehen. Ich nahm mir alſo vor, beſtändig zu arbeiten, und keinen Augenblick müſſig zu gehen. So wurde mein Herz von Tag zu Tag leichter; und wenn ich hernach in meinen Nebenſtunden über die liebe Bibel kam, fand ich alles deutlicher und klarer als vorher. Wenn ich nach der Arbeit betete, da ward ich erſt recht froh; da ſah ich, daß wer ſeinen Beruf thut, auch in ſeiner Seele geſtärkt iſt. —

Wenn Kleinjogg nichts als dieſes einzige ſeinen Landleuten vorgehalten hätte, ſo wäre ſein Name ſchon merkwürdig ge-

Schüppach ein Berner Landarzt

nug. Und geſezt auch, ſeine Verehrer haben ihm vieles in Mund gelegt, was er eben ſo wörtlich nicht ſelbſt geſagt hat, ſo mag es doch einem philoſophiſchen Bauern angemeſſen ſeyn. Er ſtarb 1784 im Zürichergebiet.

Schuppach, Landarzt zu Langnau.

Dieſer berneriſche Landarzt hat ſich in den lezten Jahren ſeines Lebens ſo berühmt gemacht, daß von allen Weltgegenden Kranke zu ihm kamen; Prinzen und Grafen, Damen und Fräuleins, gnädige und ungnädige Patienten; arm und reich, klein und groß, Schweizer und Nichtſchweizer, Chriſt und Unchriſt; Gläubige und Ungläubige, Rezenſenten und harmloſe Leidende; — — allen gab er Beſcheid, Rede und Antwort; reichte ihnen Rath und That. — In ſeiner Jugend ſchon war er ein fleiſſiger Jüngling, der ſich mit der Anatomie todter Körper abgab, Kräuter ſuchte, Arzneyen zuſammen fügte; ſeine Bauern tapfer kurirte,

und endlich in ſeinem Fach ſo handfeſt war, daß er für die aller bedenklichſten Krankheiten gute, ſimple Mittel anzugeben wußte; dabey war er kein Charletan — der ſich für Nichts oder Quark theuer bezahlt machte, ſondern billig war, gegen Arme und Reiche gleich. — Dieſe Charleranerie wünſchten wir, daß ſie oft in unſre Landärzte fahre, daß es ja viele Schuppache geben wollte! Aber ſie gedeihen leider ſo ſelten, wie das gute Fruchtjahr! Obgleich er den Urin beſchaute, ſo glaubte er doch nicht allein daran, ſondern beſchaute auch und befragte ſeine Kranke mit aller möglichen Sorgfalt und Kunſt. — Seine Apotheke war die ſchönſte Landapotheke weit und breit; Ordnung und Wohlſtand ſah man in dem ganzen Hauſe, und das that ſchon dem Kranken wohl, und gab ihm Zutrauen. Auch hierinn unterſcheidete ſich Schuppach rühmlich vor den Quakſalbern, daß er keine ſchlechte Drogues in ſein Haus aufnahm, ſondern immer die beßte und ausgeſuchteſte Kräuter und Materialien anſchafte. Auch dies gab ihm Kredit und Glück zu ſeinen Kuren.

Dieſer Mann hat mehr als 6 tauſend

Hedwig ab Burghalden

Kranke wieder fröhlich gemacht, und ihre Geſundheit ſo hergeſtellt, daß ſie ihm nicht genug Dankſagungen ſchreiben konnten; und die reichen Fremden haben ihn mit Präſenten überhäuft.

Auf dieſe Art gewann er als ein ehrlicher Mann ein Vermögen von wenigſtens 100 tauſend Franken; wovon die Armen, die er reichlich unterhalten hat, einen groſſen Genuß hatten. — Er ſtarb 1780, im 72ſten Lebensjahre.

Es iſt eine Denkmünze auf ihn geprägt worden, in der Gröſſe eines Doppelthalers. — Da ſiehet man ſein Bruſtbild, und auf der Rückſeite die Anſicht ſeiner Pharmacie (né à Bieglen 1707, mort 1780).

Hedwig ab Burghalden.

Dies ſoll die Anführerinn der Züricher Weiber und Jungfrauen bey der Belagerung im Jahr 1298 geweſen ſeyn. Sey es auch nur Fabel, wie einige gar zu wunderliche Scribenten behaupten wollen, ſo iſt es doch gar nicht unwahrſcheinlich,

daß in den alten Zeiten auch die Wei-
ber mit zu der Freyheit geholfen ha-
ben. Denn Weiber-Muth übertrift noch
Männer-Muth, wenn er recht geleitet iſt.
Der Kaiſer, als er das Gewimmel von
Menſchen in der Stadt an einem hohen
Ort bemerken konnte, die als Solda-
ten in Panzer gekleidet waren, bekam
Furcht, und eilte geſchwind mit ſeinem
Häuflein von dannen; denn er überraſchte
nur auf einem Streifzug die Stadt, und
war gar nicht gerüſtet zu groſſen Wunder-
werken. Bodmer erzählt:

„Albert zog mit einem ſtarken Heer
vor Zürich; die Züricher fanden ſich in
der That ſo ſchwach, daß ſie die Frauen
und Töchter, (und mit Leuten vom weib-
lichen Geſchlecht war die Stadt reichlich
verſehen,) bewafneten, und ihnen Spieſ-
ſe, Schild und Harniſche gaben. So ge-
rüſtet, machten ſie auf der breiten Brücke
ihre Ordnung, und zogen von da auf den
Lindenhof, wo der Feind, der auf dem
Züricherberg in den Weingärten gelagert
war, ſie im Geſicht hatte. Sie bezeigten
auf dem Hofe mit Kriegsſpielen, mit Ge-
ſang und Tänzen eine Munterkeit, welche
nicht in ihren Herzen war. Der Herzog

ſahe ſie für eine Armee von Männern an, und ließ ſich mit ihnen in Unterhandlungen ein. Einige glaubten doch, der Betrug wäre ihm nicht verborgen geweſen, er habe genug daran gehabt, daß er die Stadt in Schrecken geſezt hätte.

Ein ſpäter Dichter hat geſungen:

Ach wiſſe, Albrecht izt — daß feige Weichlichkeit
Ein ſtärkrer Feind, als du — uns in uns ſelbſt bekrieget:
Daß fremder Sitten Brut, zur Strafe ſtets bereit —
Den Mann zum Weibe macht — und uns ins Joche bieget.

Die Frau des Werner Stauffacher, im Kanton Schwyz.

Dieſe Frau verdient in der Schweizerchronik einen vorzüglichen Platz; und alle brafe Eidgenoſſen ſollen ewig den Namen eines Weibes nicht vergeſſen, die zuerſt ihren Mann aufgemuntert hat, ſich der Tiranney des kaiſerlichen Amtmanns

zu widerſezen, und die Landleute zu Hülfe zu rufen, die Sklaverey abzuwerfen, damit ſie als freye Menſchen Gott und der Natur dienen können. Dieſe edle weibliche Seele, die den Geiſt der Freyheit in unſerm Vaterlande angefacht hat, wußte durch ihre Herzensſprache nicht nur ihren Mann, ſondern auch Freunde und Nachbarn zu gewinnen, daß ſie verſuchten, den herzhaften Schritt zu wagen, denn ohne dieſe Entſchloſſenheit wäre die Nation nicht frey geworden. —

Die Geſchichte ſagt folgendes von dieſem brafen Weibe:

Werner Staufacher wurde von dem öſterreichiſchen Landvogt verhöhnt, und hernach auch zur Strafe gezogen, weil er ohne ſeine Erlaubniß ein neues Haus bauen laſſen, welches für die damaligen Zeiten ziemlich anſehnlich war. Er klagte ſeiner Frau die angethane Schmach, und wie es einer ſolchen brafen Gattin würdig war, fühlte ſie ſich in ihrem Mann ſelbſt beleidiget! — Sie war eine kluge und geiſtreiche Frau, ein wahres Modell zur Gründung ſchweizeriſcher Freyheit und Edelſinnes! In ihrem Blut war edler Stolz gegen Tyrannen;

aber Milde und Freundlichkeit gegen Menſchen guter Art. — Der alten Schweizer, der Urväter Blut ſchlug ſtark und hoch in ihrer Bruſt. Sie war ein Weib für einen Schweizerhelden! Ihr freyes, der kriechenden Unterthänigkeit unfähiges Herz empörte ſich bey dem Gefühl der ſchlechten Behandlung eines Obervogts. Schon lange wußte ſie und ihr Mann, daß bittliche Vorſtellungen bey Tyrannen nichts helfen. — Der Vorfall mit dem Haus war ein neuer Anlaß, Staufacher in ſklaviſche Zucht zu nehmen, der jedes brafe Herz zum Unwillen empört. — Sie, dieſe edle Frau, nahm es auf ſich, mit ihrem Mann alles zu wagen, ſie war furchtlos, ſie gab ihm den Rath, zu Uri und Unterwalden, wo auch viele biderbe Leute wohnten, ſich mehrere Freunde zu machen, da auch dort ſchon laute und allgemeine Klagen über die Bedrückungen eingiengen. Dorthin ſoll er gehen — Eidgenoſſen zu ſuchen. Von ſo ſtarken Trieben einer vortreflichen Gattin angefeuert, begab ſich Staufacher nach Ury — zu Walther Fürſt, einem berühmten Patrioten, und biderben Mann; bey ihm fand er juſt auch den aus Unterwalden

entflohenen Arnold von Melchthal. So kamen jezt durch Gottes Schickung, und durch Beywirkung eines edeln Weibes, drey Männer zuſammen, die eines Geiſtes waren, deren Herz einſtimmig für das Wohl des Vaterlandes ſchlug. — Das Vaterland zu retten, aber Niemand zu beleidigen — auch die Tyrannen nicht zu tödten — ſondern ſie nur aus dem Lande zu führen; das war ihr Entſchluß! Recht und Gerechtigkeit bey Gut und Leben bis in Tod zu vertheidigen, das war ihr Schwur! Dieſer Bund war von Seegen, denn er kam aus edeln Herzen. —

Geſegnet ſeyd Ihr groſſe Helden; und auch du o Weib! edle Staufacherinn! Dein Namen bleibe bey deinem und meinem Geſchlecht unſterblich ehrwürdig! —

Beſondere Ereigniſſe, die das Vaterland betroffen haben.

Betrügereyen der Dominikaner-Mönche zu Bern.

Im Jahr 1507 kam der Prior der Dominikaner zu Bern um Mitternacht, in einem fürchterlichen Gewande, mit Teufelsfiguren bemahlt, in die Zelle eines jungen Layenbruders, Namens Jetſer, ſonſt ein Schneidergeſell des Kloſters. Dieſes vorgebliche Geſpenſt ſchleppte raſſelnde Ketten nach ſich; es war von vier groſſen, heulenden Hunden begleitet, und ſagte zu Jetſer: Nicht anderſt werd' ich aus dem Fegfeuer befreyt, als wenn du aus Erbarmung dich einer Geiſelung vor dem Hochaltar unterziehen wirſt. Jetſer unterzog ſich der Geiſelung. Nachts darauf erſchien ihm die erledigte Seele in glänzender Hülle, und empfahl ihm der

heiligen Jungfrau unbefleckte Geburt, die von den Franziſkanern ſtreitig gemacht wurde. Einige Zeit hernach wurde ihm die gleiche Angelegenheit von einem andern Mönche, in Geſtalt der heiligen Barbara empfohlen. Dieſe geſtaltete Figur erklärte ihn als Heiligen, und verſprach ihm, daß er mit denſelben fünf Wunden, wie die heilige Lucia und Catharina ſollte begünſtigt werden. Nachts darauf, als er mit einem Schlaftrunk eingeſchläfert worden, durchlöcherten die Mönche ſeine Hände, Füſſe und Seite. Ganz im Blute wachte er auf. Man verſicherte ihn, daß dieſe Wundmale von der Mutter Gottes eingedrückt worden; in dieſem Zuſtand ward er auf dem Altar den Augen des Volks vorgeſtellt. Ungeachtet ſeines Blödſinnes glaubte der Layenbruder, bey der Perſon der Mutter Gottes die Stimme des Ober-Paters bemerkt zu haben, und er faſſete Argwohn. Nunmehr zauderten die Mönche nicht, ihn mit einer Hoſtie zu vergiften. Der ſalzigte Geſchmack der vergifteten Hoſtie machte, daß er ſie wegwarf; ſogleich ward er als Gottesläſterer in Ketten gelegt. Nachdem er geſchworen hatte, das Geheimniß der Bosheit verborgen zu

halten, ließ man ihn ledig; er entwiſchte und zeigte den ganzen Handel vor Rath an. Der Prozeß dauerte zwey Jahre, endlich geſchah der Spruch von einem päbſtlichen Legaten, und vier von den Dominikaner-Mönchen wurden im Maymonat 1509 zum Feuer verurtheilt.

Krieg um einen Plappert.

Eine Geſellſchaft von luſtigen Schüzzen gieng aus der Schweiz nach Konſtanz auf ein Freyſchieſſen. Da ſezte beym Spiel ein Luzerner ſein Geld, und ein Konſtanzer war muthwillig genug, es einen Kuhplappert zu ſchelten. Hierauf fiengen die Schweizer Händel an; die Konſtanzer beſchimpften die Schweizer, und ſo kam es zum Friedensbruch. Die Kantone legten ſich in den Streit, und glaubten ſich ſelbſt beleidiget, da man ihnen keine Genugthuung geben wollte. Im Jahr 1458 zogen 4 tauſend Schweizer ins Thurgäu, und brandſchazten die Konſtanzer Unterthanen; ſie giengen auch nicht eher wieder zurück, bis ſich die Konſtan-

zer wegen der geſcholtenen Berner-Münz mit 3 tauſend Gulden losgekauft hatten.

Barbariſche Handlung zu Greiſenſee.

In dem alten Züricherkrieg, wo die Waldſtädte im Kampf gegen die Stadt Zürich begriffen waren, kamen die Eidgenoſſen im Sommer des Jahrs 1444 vor Greiſenſee, einer Feſtung, wo zürcheriſche Beſazung lag, die den Ort tapfer vertheidigte. Da endlich keine Möglichkeit war, der Menge von Feinden länger zu widerſtehen, ergaben ſich die Züricher auf Gnade und Ungnade. Hier fällten aber die Schweizer ein ihnen zur Schmach gereichendes barbariſches Urtheil, gegen tapfere Männer, die ihre Pflicht gethan hatten: Daß alle Mannſchaft vom Scharfrichter hingerichtet, und der Ort vollends verbrannt werden ſollte. Dieſes Bluturtheil hat ſelbſt der Scharfrichter mit Widerwillen angehört.

Der Züricher Hauptmann Landen-

berg war der erſte, welcher ſeinen Kopf hergeben mußte. Und ſo ward die Beſazung bis auf zehen Mann mit dem Schwerdt gerichtet; — die Züricher ſagen — wider gegebenes Wort! — (Ich wünſchte, daß dieſer groſſe Flecken in der Schweizergeſchichte nicht ſtünde! Aber man muß und darf die Wahrheit nicht beugen! —)

Ankunft der Zigeuner in der Schweiz.

Um das Jahr 1419 kamen die ſogenannten Zigeuner in das Land. Es war ein ſonderbares, merkwürdiges Volk, das ſeine eigene Sprache, eigene Lebensart, eigene Figur hatte; fremd den Europäern; aber von treflichen Einſichten und Urtheilen. Sie hatten einen eigenen Obriſt: Herzog Michael von Egypten genannt. Es waren ihrer bey 15 tauſend Perſonen, Männer, Weiber und Kinder. Sie haben ſich in getrennte Haufen theilen müſſen, um überall unter zu kommen. Sie haben aber einander nicht verlaſſen, ſondern ſind wieder mit einander zum Land

hinaus gezogen. Sie hielten gute Zucht und Ordnung, hatten viel Gold, Silber und Edelgeſtein, aber ſchlechte Kleidungen; alle waren ſchwarz angezogen. Sie wollten niemand beſchwerlich fallen, ſondern bezahlten alles richtig. Keinen Menſchen haben ſie beleidiget, und niemand hat ihnen auch etwas zu leide gethan. Daher ſie auch gute Päſſe von Kaiſer, Pabſt und allen Fürſten, wo ſie durchgezogen, aufweiſen konnten; man hat ſie auch darum überall frey paſſiren laſſen.

Sie ſollen nach Afrika zurückgezogen ſeyn; und dieſe Reiſe um die Welt als eine Strafe für begangene Sünden haben verrichten müſſen.

Und Urſtiſius, ein Schweizer-Geſchichtſchreiber, meldet: „Sie ſeyen im Jahr 1422 mit Päbſtlichem und Kaiſerlichem Paß, zuerſt nach Baſel gekommen. Dieſe Leute ſeyen anfänglich nicht ſo verächtlich geweſen, aber: Es ſchlug ſich nachgehends viel ſchlechtes Geſindel zu ihnen, die Räubereyen und Betrügereyen trieben; auch durch die lächerliche und dumme Chiromantie oder Wahrſagerkunſt, die Leute ums Geld brachten". —

Ueber hundert Jahr ſpäter kamen abermals Zigeuner ins Land, das waren ausgefeimte Spizbuben. Man warnete zu Stadt und Land in der Schweiz, ſich vor ihnen in Acht zu nehmen, die Häuſer vor ihnen zu verſchlieſſen; und wenn ſie nicht gutwillig aus dem Lande gehen wollen, ſoll man auf ſie ſchieſſen, und ſie tödten wo man ſie antrift. Stumpf ſagt in ſeiner Schweizerkronik: „Das unnůz Bubenvolk, die Zigeuner, ſo in unſern Tagen (im Jahr 1586) herumziehet, hat ſich zeither erhebt, deren iſt der Frömmſt ein Dieb, dann ſie allein ſich ſtehlens ernährend".

Ein ſchwäbiſcher Geſchichtſchreiber ſagt von ihnen folgendes:

„Einige rauhe, ſchwarze, wůſte und häßliche Afrikaner oder Mohren, ſowohl gemeinen als vornehmen Standes, und beyderley Geſchlechts kamen, als ſie aus klein Egypten vertrieben worden, Kleine mit den Groſſen, mit Pferden, Maulthieren und Eſeln in unſer Land; hielten ſich auſſerhalb den Städten auf dem Felde auf, ſtahlen und raubten, was ſie nur immer mitnehmen konnten". —

Bedrückungen im Toggenburgiſchen und St. Galliſchen.

Keine Einwohner haben ſo viel gegen die Unterdrückung zu kämpfen gehabt, als die toggenburgiſchen Unterthanen; da wir aber den alten Sauerteig nicht gern aufrühren, und es doch gut iſt, wegen der heutigen beſſern Denkungsart die Gemüther zum Dank gegen Gott, anzufeuern, daß er ihnen beygeſtanden und Rettung geſchickt hat, ſo mag folgender Umſtand hier noch eine kleine Stelle finden:

Im Jahr 1681 iſt eine Büchervisitation in verſchiedenen Häuſern der evangeliſchen Toggenburger angeſtellt worden, wo ihnen die Bibel, der Catechiſmus und alle Gebetbücher weggenommen worden ſind. Verſchiedene Männer wurden ſelbſt von ihren Familien weggeriſſen, und in Gefängniſſe geſteckt. Und nachdem ſie lange darinn geſchmachtet, ſind ſie wieder frey gelaſſen worden, doch mußten ſie erſt einen Eid ablegen, daß ſie niemanden entdecken ſollen, was mit ihnen indeſſen vorgegangen ſey.

Schon in den älteſten Zeiten haben die St. Gallerbürger und Unterthanen viel von ihrer Herrſchaft leiden müſſen; aber ſie waren tapfer genug, die Bürde abzuwerfen, und zu allen Zeiten haben ſie gezeigt, daß ſie des Schweizer-Namens würdig ſind. Im Toggenburgiſchen iſt aber ein Geiſt der Unruhe zurück geblieben, der noch izt dem Lande anhängt, und redliche Schweizer oft in Sorgen ſezt.

So ſchwer iſt es, wenn einmal eine Nation ſtörrig und falſch gemacht worden, ſie auch unter der gelindeſten Regierung pflichtmäſſig und ruhig zu erhalten. Denn man hat in allen Ländern die Beobachtung gemacht, daß an den Orten, wo einmal Unruhen ausgebrochen, ſtets neue zu erwarten ſtehen, wenn nicht die Urſachen zur neuen Fehde von Grundaus weggenommen werden; denn bloß überkleiſtern und verdeken, macht das Uebel nur ärger. —

Die Alten hatten die Gewohnheit, ſogleich Standrecht über eine offenbare Ungerechtigkeit zu halten. Wenn der Be-

weis am Tag war, zögerten ſie nicht mit der Strafe, ſondern ſie folgte ſogleich. Als einſt ein armer St. Gallerbürger im Wald Holz geholt hatte, paßten ihm einige biſchöfliche Beamte auf, und hauten ihm einen Fuß ab. Kaum war die Nachricht in der Stadt St. Gallen angekommen, als ſich viele redliche Bürger zuſammen thaten, dieſe Frevelthat zu rächen. Sie zogen aus, und nahmen die drey Tyrannen gefangen; nach dem Urtheilsſpruch der Obrigkeit, wurde auch ſogleich, ohne lange Procedur — einem jeden der Fuß abgehauen. (Geſchah 1212.)

Wie ſehr die Städte in der Leibeigenſchaft waren, mag man aus folgendem Beyſpiel abnehmen:

Der Abt von St. Gallen ſtrafte ſeine Bürger der Stadt einſt damit, daß er ihnen 15 neu gebaute Häuſer bis auf den Grund abriß; ſie wollten nämlich mit den benachbarten Appenzellern im freundſchaftlichen Bündniß leben, welches dem Abt mißfiel.

Schon lange waren die Appenzeller mit ihrem Fürſten nicht zufrieden, da ſie vor Kaiſer und Reich ſtets Hülfe ſuchten, und keine Hülfe und kein Recht fanden,

ſo waren ſie zu der lezten Nothwehr gezwungen: Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Den Anlaß zum Ausbruch gab folgender Umſtand:

In Schwendi, hinter Appenzell ſtand ein Schloß, darauf ein Obervogt ſaß. Auf einem Pfahl, nahe bey dem Schloß ließ er eine Zolltafel aufrichten, wo alle Bauern, ſo Schmalz, Käſe, Zieger und Milch aus den Alpen heimführten, den Zoll davon geben ſollten. Wer vorbey gegangen iſt, ohne ſich viſitiren zu laſſen, an den wurden ſtarke, groſſe Hunde gehezt, und aufgefangen. Wie die Landleute dieſe abſcheuliche Behandlung abgeſtellt wiſſen wollten, ſo gab es Händel. Ein Bauer aus Schwendi gieng mit einer Tanſen Milch vor der Zollſtelle vorbey; er hatte aber die Vorſicht, eine Kaze losſpringen zu laſſen, als die Hunde auf ihn zukamen; damit entkam er. Der Bauer wurde aber doch erkannt, und zu ſtarker Strafe verurtheilt. Dies geſchah im Jahr 1400. Die Stadt St. Gallen gieng nun mit den Appenzellern gemeinſchaftlich zu Werk, dieſe unerträgliche Plage abzuſchütteln.

Verſchiedene ſchwere Kriege hat die

Schweiz wegen St. Gallen und Toggenburg erdulden müſſen. Das Andenken iſt bey uns noch nicht erloſchen; aber wir ziehen einen Vorhang! — —

Das Blutbad in Bündten.

Im Jahr 1617 entſtunden Kriegsunruhen unter den Reformirten und Katholiſchen des Bündtnerlandes, welche bis 1636 dauerten. Bey dieſer Gelegenheit übten die leztern an den Reformirten im Veltlin Mordthaten aus, wovon das Andenken noch heut zu Tag in Bündten unvergeſſen iſt. Ao. 1620 Sonntags den 9ten Heumonat wurden alle Reformirte im Veltlin, ſo nicht entfliehen konnten, auf eine unmenſchliche Art gemordet. Die Mörder fielen zuerſt den Fleken Tyran an, erſchlugen daſelbſt den Amtmann; (Podeſtaten), den Landſchreiber, den reformierten Pfarrer ſamt 60 Perſonen, und giengen auf Tell, wo die Reformierte in der Kirche verſammelt waren. Sogleich wollten ſie den Pfarrer auf der Kanzel erſchieſſen; da aber dem Mörder der Schuß

fehlte, ſchlugen die Reformirte die Kirch- thüren zu, worauf die Unmenſchen zu den Fenſtern einſtiegen, und allenthalben auf die Unbewaffnete zuſchoſſen. Der Prediger trat hervor, ermahnte ſeine Gemeinde ſtandhaft bey ihrem Glauben zu bleiben, und getroſt zu ſterben. Indem wurden die Kirchthüren eingeſprengt, und alle, ſo nicht katholiſch werden, und zur Meſſe ſich bekennen wollten, unter einem entſetzlichen Mordgeſchrei hingerichtet. Einige Perſonen flüchteten ſich oben in den Kirchthurm; allein man legte Feuer an, und ſie mußten erbärmlich verbrennen. Hierauf gieng man nach Sonders, und verübte dort die gleiche Mordthaten. Etliche Weibsperſonen wurden von hohen Felſen herabgeſtürzt, andere auf eine barbariſche Art zu todt gemartert; viele, ſo ſich in Höhlen und Klüften verkrochen hatten, mußten Hungers ſterben; denn alle Päſſe wurden verſperrt, und Niemand aus dem Land gelaſſen. Wenige konnten mit groſſer Lebensgefahr über die hohe Gebürge und Felſen kommen, und ihr Leben mit der Flucht retten; etliche kamen dennoch in den Kanton Appenzell Auſſer-Ro-

den, wo man ſie mit der gröſten Liebe empfieng.

Thalleute in Piemont kommen nach der Schweiz.

Dieſe armen Leute flüchteten ſich nach der Schweiz, als im Jahr 1686 der Herzog von Savoyen, gleichwie der König von Frankreich, alle Reformirte mit Feuer und Schwerd vertilgen wollte. Erſt ſuchten die Thalbauren Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; da ſie aber zu ſchwach waren, ſo blieb das einzige Mittel — die Flucht. Ueber fünftauſend kamen auf einmal auf unſern Gränzen an. Die Züricher allein nahmen ſiebenhundert auf, und die Bürgerſchaft ſpeiſte ſie. Auch verlegte man auf alle Dörfer in den reformirten Kantonen. Bern nahm ſich ihrer auch kräftig an, eben ſo, wie Baſel, St. Gallen und Schafhauſen. Auch der Churfürſt von der Pfalz und der König von Preuſſen haben mit Nachdruck dieſe Leute geſchüzt, und dem Herzog von Savoyen die nachdrücklichſten Vorſtellun-

gen gethan, aber alles ohne Frucht. Auch Holland hat eine groſſe Summe Geldes zu ihrer Unterſtüzung nach der Schweiz geſandt. Gerne hätte der König von Preuſſen und andre entfernte Fürſten ſie aufgenommen; aber die Thalleute wollten lieber mit Gewalt wieder in ihr Vaterland eindringen, ja gerne den Martyrertod leiden, als ſich zu weit in fremde Länder verlieren und ſich trennen. Endlich wurden ſie doch mit Gewalt genöthiget, ſich aus der Schweiz zu entfernen, und nach Deutſchland zu gehen. Siebzehnhundert wurden zu Baſel eingeſchift, und nach der Pfalz geführt. Da aber der Krieg in dortigen Landen ausgebrochen war, kamen ſie bald alle gegen den Winter, vor Hunger und Kälte faſt erſtorben, zurück nach der Schweiz. Nun konnte man der Menſchlichkeit und Religionsliebe warlich nicht weniger thun, als ſie wieder aufnehmen; jeder brafe Hausvater nahm 2 und 3 mit Freuden an. Dagegen verſprachen die Unglücklichen, daß ſie mit Anfang des Frühlings den Eidgenoſſen, ihren Glaubensbrüdern, nicht länger zur Laſt fallen wollten. — Sie verſuchten auch wirklich auf allen

Seiten, ſich wieder in ihre Berge hinein zu wagen; viele flüchtige Schweizerſoldaten, die damals aus franzöſiſchen Dienſten kamen, giengen mit ihnen hinein; und nach öftern gefährlichen Scharmüzeln und Gefechten mit des Herzogs Truppen, fanden ſie doch nun gröſtentheils ihre vorigen Wohnungen wieder, und blieben daſelbſt.

Aufnahme der reformirten Franzoſen, im Jahr 1686.

Durch die barbariſche Behandlung der Reformirten in Frankreich, welche man Hugenotten nannte, konnte dieß Reich nicht anders, als ſeine Achtung vor ganz Europa verlieren. Man war auch ſelten einem Franzoſen gut, wo er hin kam; denn bey ſo viel Witz, Verſtand und Kunſt, als dieſes Volk ſich zueignet, war es ganz unbegreiflich, daß ſolche unmenſchliche Handlungen vorgehen konnten, wie ſchon im Jahr 1572 zu Paris gegen die Reformirten verübt worden, wo in einer Nacht über hundert tauſend Proteſtanten,

auf Befehl des Königs Karl IX. ermordet worden. — Und nicht genug an dieſer Greuelthat, erneuerten die Franzoſen dieſen Blutdurſt im Jahr 1685, als auf königlichen Befehl alle Proteſtanten aus dem Königreich verjagt, und nirgends geduldet werden ſollten. Groſſe Haufen dieſer Unglücklichen kamen über Genf nach der Schweiz. Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Greiſe, Männer, Jünglinge und Kinder. Im Berner-Kanton wurden ſie mit brüderlicher Liebe aufgenommen, und in den Städten, Dörfern und in den Schlöſſern wohl bewirthet, und in Sicherheit gebracht. Dieſe verjagten Martyrer — kamen mit einer Bittſchrift an die IV. reformirte Kantone ein; und dieſer rührende und wahrhafte Bericht verdient in einer Schweizerkronik wohl eine Stelle:

„An euch ſchikt uns die groſſe Anzahl der Gläubigen, die aus allen Gegenden von Frankreich vertrieben worden, und in dem Schooſſe der Eidgenoßſchaft ſo huldreiche Zuflucht gefunden. Nur der Vater im Himmel kann euch eure Erbarmung vergelten. Wir aber erflehen Euch, uns und unſern bedrängten Glau-

densbrüdern ferner euern Schuz und eure Gnade angedeihen zu laſſen. Keineswegs den ganzen Umfang unſers Elends wollen wir beſchreiben; nur das Eine und Andre ſey uns vergönnt, in möglichſter Kürze zu erzählen:

Jenes Blutbad an St. Bartholomäustage, an welchem über 50000 Menſchen von jedem Stand, Alter und Geſchlecht erwürgt worden, kömmt noch in keine Vergleichung mit dem Schickſal der jezigen Proteſtanten in Frankreich. Nunmehr iſt der Zeitpunkt erſchienen, daß ſie die Auswahl zwiſchen Tod oder Meßdienſt noch für Gnade anſehen müſſen. Unſere Brüder übergiebt man dem Muthwill der Soldaten, den Dragonern, die auf die Reformirten Jagd machen mußten, als Werkzeuge des rothen Drachen, von welchem ſie den Namen tragen, und der ihnen ſeine Wuth einhaucht. Bey fünfzig und hundert dringen ſie in die Wohnungen, verzehren den Lebensvorrath, rauben oder verbrennen das Hausgeräth, verkaufen an Abtrünnige die Güter und Häuſer, ſchleppen die Hausgenoſſen bey den Haaren und durch allen Unrath zur Kirche, ſchieben ſie in Säcke, und rollen

ſie ſo über die Straſſen und die Treppen hinauf und hinunter, hängen ſie in die Schornſteine, indem ſie auf dem Heerd Feuer anzünden, daß ihnen die Knöchel verbrennen, und ſie endlich im Rauche erſticken; ſie gieſſen ihnen Waſſer ein, bis ſie zerberſten, und ſiedendes Oel, das ihnen die Eingeweide zerreißt; ſie braten ſie an langſamem Feuer; ſie durchbohren ihr Fleiſch mit ſpizigen Nägeln; kurz, keine Höllenqualen, die ſie nicht ausgedacht hätten! Ganz hat blinder Religionseifer die Menſchlichkeit, jedes Gefühl des Anſtandes vertilgt. Völlig entkleidet, trieben die Verfolger die ſchüchterne Heerde der Frauen und Töchter bey hellem Tage auf öffentlichen Marktplatz, und niemand darf ihnen die Thüre öffnen; ſie werden zu den ſchändlichſten Stellungen gezwungen, und müſſen die ſchändlichſten Zumuthungen von ihren Tyrannen, jede Entehrung, den Nothzwang ſelber erdulden; bey unerſchütterter Standhaftigkeit ſehn ſie ſich in die Klöſter eingeſperrt; daſelbſt werden ſie mit Ruthen geſchlagen, und nach der größten Ermattung werden ſie auch des Nachts am Schlummer gehindert; wenn ſie niederſinken, ſo jagt man ſie auf, man

kitzelt ſie, ſtreicht ſie mit Ruthen, ſticht ſie mit Stecknadeln, und zwingt ſie zum Tanze. Kurz, man läßt ſie nicht ruhen, bis ſie entweder ſich zum Abfall verſtehen oder bis ihre Sinnen gänzlich verrükt ſind. Ihrer viele haben ſich in die Waldungen oder in Felsklüfte verborgen, und ſind daſelbſt vor Froſt und Hunger geſtorben. — Andre werden auf der Flucht weggenommen, und Zeitlebens entweder auf die Galeeren oder in dunkle Gefängniſſe geworfen. Nichts deſtoweniger iſt es bey vielen Tauſenden gelungen, ſich über die Gränzen zu retten. Da die Anzahl dieſer Flüchtlinge in dem Schoos der Eidgenoßſchaft von Tag zu Tag überhand nimmt, ſo beſorgen wir, euch allmählig läſtig zu werden; in dieſer Rückſicht erſtehn wir euch, daß ihr uns und unſere Brüder auch andern proteſtantiſchen Staaten empfehlet, und uns zu fernern Wanderungen eure Unterſtüzung angedeihen laſſet u. ſ. w." *).

Zur Beherzigung des kläglichen Zuſtandes der reformirten Kirche in Frankreich ward auf den 3ten Dec. 1685 durch

*) S. Waldkirch, Th. II. S. 647. Meiſter, Th. II. S. 125.

die ganze reformirte Eidgenoßſchaft ein öffentlicher Buß- und Bettag gefeyert, und für die Unglücklichen eine beträchtliche Kirchenſteuer erhoben. Von den reformirten Kantonen wurden ſie in dringenden Zuſchriften ſowohl den beyden Churfürſten zu Sachſen und Brandenburg als auch dem Herzog zu Würtemberg, dem Landgrafen zu Heſſen und den Generalſtaaten höchſtangelegen empfohlen. Sowohl von Brandenburg als auch von Bayreuth und Anſpach wurde ſogleich zur Aufnahme vieler hundert ſolcher Flüchtlinge Anſtalt getroffen".

Nach der Pariſer Bluthochzeit hatte der edle von Salis aus Bündten, damals Obriſt unter der Schweizergarde, den Muth, dem franzöſiſchen Ambaſſador ins Geſicht zu ſagen:

„Ich dien, dem Mörder meiner Brüder, in meinem Leben niemals wieder; hinfort behalt' er nur ſein Geld. Es müßte mich Zeitlebens grämen, Gehalt von jemand anzunehmen, der weder Treu, noch Glauben hält.

Ankunft der reformirten Italiener.

Im Jahr 1555, alſo etwa 20 Jahre, nachdem die Reformation in der Schweiz glücklich geſchehen war, fieng es auch in den italieniſchen Staaten an, unruhig zu werden. Viele angeſehene italieniſche Famılen traten zur reformirten Kirche über. Dies zog natürlicher Weiſe ihre Verbannung aus dem Vaterland nach ſich. Viele flüchteten ſich nach Zürich *), St. Gallen und Bern. Die Muralt, die Orell, Peſtalozzi, Dunus und andre ſolche fremde Namen kommen von daher. — Dieſe Ausgewanderte brachten in unſre Gegenden allerley Neues. Sie fiengen an die Seidenmühlen aufzurichten, Sammet und Seiden zu färben; ſogar pflanzten ſie um Zürich her Maulbeerbäume für Seidenwürmer — auch Gelb-

*) Nach Bluntſchlis Bericht kamen 211 Perſonen davon, in groſſer Winterkälte, nach Zürich. Dies war im Jahr 1555, und Ao. 1679 ſind die da gebliebenen Geſchlechter als Regimentsfähig erkannt worden.

kraut und Farbwaaren lieſſen ſie pflanzen, und lehrten uns auf italieniſche Manier die Weinreben bauen. —

Aus Locarno kamen die meiſten. „Es waren Leute von jeder Stufe des Alters; Greiſe, Männer und Jünglinge, blühende Jungfrauen, Kinder, die an der Bruſt der Mutter hiengen, von verſchiedenem Stand, und verſchiedener Lebensart; Edle und Vornehme, Reiche, Mittelmäſſige und Unbemittelte; Kaufleute, Aerzte und Handwerker. Der Auszug geſchah nicht ohne Schmerzen, doch daß die ſtille, ſanfte Gelaſſenheit über die Schmerzen ſiegte, und die Mine des Betrübteſten erheiterte. Die ſtrenge Jahrszeit im Märzen erlaubte ihnen nicht, weit fortzugehen. Sie mußten jenſeits der Alpen ſtille liegen, bis der kommende Frühling ihnen die Wege über die hohe Gebürge eröffnete. In dieſer Zwiſchenzeit hatte Catharina Roſalina, Johannes Muralts Ehefrau das Vergnügen, wieder zu ihrem Ehmann zu kommen. Sie hatte mit zwo andern wackern Frauen, Barbara Muralt und Lucia Balova, dem Biſchof von Terracina Wahrheiten geſagt, die ihn ſo ſehr beleidigten, daß er

die Weibel in ihr Haus ſchickte, ſie ins Gefängniß zu führen. Dieſe fanden ſie vor dem Putztiſche, als ſie eben im Begriff war ihre Haare zu flechten. Sie bat um einen kurzen Verzug, bis ſie ſich gekämmt hätte. Indeſſen rückte ihr Ehemann einen Kaſten vor einer verborgenen Thüre weg, und ſie bekam Zeit, durch dieſelbe zu entfliehen. Die kleine Caravane machte die Reiſe über die Alpen, ohne den geringſten Schaden an Menſchen, Vieh oder Gut; zu Fuß, zu Pferd, auf Wagen, in Schiffen, ſo freudig und aufgeweckt, als ob ſie nicht ins Elend, ſondern an eine Hochzeit giengen. In der That giengen ſie zu Freunden. Die Stadt Zürich nahm ſie mit offenen Armen, und eben ſo offenem Herzen auf. Man empfieng ſie als Gaſtfreunde, nahm ſie an zu Mitbürger und Brüder; man ließ ſie mit voller Freyheit in der Stadt ſizen, und ſich Wohnungen nach eines jeden Gelegenheit und Gutdünken ſuchen. Sie ordneten eine kleine Kirche an, in welcher ſie den Gottesdienſt in ihrer Sprache verrichteten.

Beccaria und Ochino waren ihre erſten Prediger. In kurzer Zeit wurden ſie des veränderten Clima, der neuen Sprache,

der neuen Speiſen, Kleidung, Manieren und Gebräuche gewohnt. Sie nahmen die zürcheriſchen Sitten an, und gaben Zürich eine Tinktur der ihrigen.

Vorgänger der Reformatoren.

Ein Auszug alter Kirchen-Verordnungen wird zur Kenntniß der damaligen Zeit angenehm ſeyn. In einem alten Tröſter *) findet ſich folgende Merkwürdigkeit:

„Alle Sonntag ſoll der Pfarrer eine evangeliſche Leer thun von namhaftigen Stücken unſers Geſatz unter der Meß. Unter der Veſper ſoll der Caplan eine kurze Vermahnung thun den Kinder, ſie zu lehren chriſtliche Zucht".

Unter der Rubrik: Wie man die Feyertag ſoll halten, befindet ſich folgendes:

„Unter der Meß ſoll der Pfarrer predigen, wie oben geſagt iſt. Nach dem

*) Ein uraltes Buch, noch vor der Reformation gedrukt, und von 15 Bundsgenoſſen aufgeſezt.

Seegen ſoll jedermann heim gon zu Tiſch, uff den Imbiß ſoll man nit laſſen predigen, dann es dem Lyb ſchadt, und dem Gemüt nit nüzt.

Nach Eſſen mag ein Bidermann zu dem andern in Freundſchaft gon, oder aber ſonſt ſpazieren.

Das jung Volk mag Kegeln, Schieſſen, barr louffen oder kurzweilig Comedias fürhalten dem Volk; wir heiſſen es Osterſpyl, doch daß all Erberkeit darinn gehalten werd on Ergernüß. Die Junckfrawen mögen am Reien ſingen mit einander on Mann, die Ballen werfen, Meiſterlieder in Erberkeit ſingen. Kein Tanz ſoll am Fyrtag gehalten werden, aber ſonſt in der Wochen ſchlagen wir es nit ab; darumb ſetzen wir wenig Fyrtag, daß man ſie ſöll wohl halten.

So es 3 Uhr iſt Nachmittag, ſoll man wieder in die Kirch gon, unter welcher ſoll die Predig ſin, do by alle Kind und jungen Leut ſöllen ſeyn, und ſolichs ſoll geſchehen zwiſchen dem Capitel und dem Hymnus.

Alle Fyrtag Abend ſoll jedermann kommen zu der Kirchen; do ſoll man nit ſingen, aber in der Gemein für die Todten

hätten was jetliches Gott vermant, und ſoll jetliches heimſuchen ſiner Elter Begrebnüß; daruß groſſer Nutz entſpringt, do von ſöllen die Pfaffen ſagen".

Unter dem Abſchnitt: „Von Pfaffen", ſind folgende Verordnungen merkwürdig:

„Ein Pfarr ſoll zween Pfaffen haben und nit mehr. Sie ſollen Ehwyber haben, einer wöll denn williglich keuſch ſin. Ihre Wyber ſöllen ſin geboren aus den Fläcken, darinn ſy Pfründen haben. Die Pfaffen ſöllen geboren ſeyn aus dem Ort, do ſy Pfründen haben, oder nit weit darvon.

Zwanzig Pfarren ſöllen ein han unter ihnen, den ſie halten für ein Biſchof; der ſoll all geiſtlich Sachen usrichten mit Rath ihr aller. Alle Monat ſoll er alle Pfaffen berufen und ihnen Gottes Geſaz inbilden.

Die Pfaffen ſöllen erberlich gekleidet ſeyn, wie ein andrer erberer Mann zu Stadt.

Send auch kein Freyheit für andere Bürger haben, doch ſoll man ihnen Ehr bewyſen, als einem Obern.

Der Vogt im Fläcken und der Rath ſoll Gewalt haben über Pfaffen wie über ander Leut.

Wann einer kein Pfaff me will ſeyn, mag er das Ampt uffgeben und wieder ein Ley ſeyn; wann man ihn wieder erwählt, mag er wieder ein Pfaff ſeyn.

Alle ehrliche Arbeit und Handwerk iſt den Pfaffen erlaubt.

Keiner ſoll Pfaff werden, er ſy denn über ſine 30 Jahr, by hoher Straf".

Sehr geſcheid redet der alte Eidgenoß gegen die öftere Prediger-Abänderung und die vielerley Lehrarten der Pfaffen: „Es bedarf mehr dann ein Wochen, bis ein Prediger des Volks Art lernet, und das Volk ſich in ein Prediger richtet, on ſolichs wird wenig Nutz geſchaft. Vylerley Köch und mancherley Speiß machen nit geſunden Lyb, und oft und dik ändern die Prediger, bringt unſtät Sinn und Sitten; von unſtäten, ungleichen Sinnen werden Land und Leut unrüwig".

Dies können ſich auch die Herren Neuerer merken, welchen die chriſtliche Lehre nicht gut genug iſt, und ſtets daran hämmern und feulen, bis es eine Modeſache wird, die niemand mehr hochachten kann.

In dem Abſchnitt von den Dorfpfarrern heißts unter anderm: „Kein Dorf

ſoll einen Pfarrer haben, es hab denn fünfhundert verſtändig Perſonen. So 4 oder 5 Fläcken in eine Pfarre gehören, ſoll doch jegliches Dörflin ein Capell haben, do innen man ſoll all Fyrtag ihnen vorleſen das V. VI. VII. Capitel des Evangeli Matthei, und das alſo: Welche us merklicher Hinderniß nit mögen in die Pfarr gon, ſöllen in ihr Capell zuſammen kommen und da bäten, am Fyrtag am Morgen; und dann ſoll der Meßner uff ſton, und die obgemeldten Capitel offentlich leſen; dann in dieſen dryen Capiteln iſt begriffen alle Evangeliſche Geſaz".

Auſſerordentlich ſtreng iſt die Verordnung wegen des Gebets, wenn es heißt:

„Wir verbieten by Kopf-ab-howen, daß man das Volk kein ander Gebet lehre, dann das heilig Vater Unſer.

Man ſoll es auch nit mehr dann den gemeinen Glouben lehren, ſo man gewohnet hat zu beten.

Alle Pſalterlin, Krongebet, Roſenkränz, Hortulus Anime, Paradiſus Anime und ſolich Betbüchlin, alle Pfaffenbrevier, ſoll man abthun uff dieſen Tag".

Alle Pfaffengeſaz oder Decretal ſollen öffentlich verbrannt werden".

Der Aufſaz des dreyzehnten Bundesgenoſſen iſt an die Schweizer gerichtet, unter folgender Aufſchrift:

„Ein zuverſichtig Ermanung an die redlichen, erberen, ſtarken und chriſtlichen Herren Obern und Unterthon gemeiner Eidgenoßſchaft (genannt Schweizer), das ſy trewlich helfen Handthaben Evangeliſche Lehr und fromme Chriſten".

Indeſſen mag das Angeführte genug ſeyn, um uns einiger maſſen den Durchbruch von der Finſterniß zum Licht begreiflich zu machen.

Nachleſe von Verſchiedenem, das die Kenntniß der Nation angeht.

Vermuthung über die Abkunft der erſten Schweizer, und ihre noch heutige Lebensart.

Die erſte Bevölkerung der Gebürge wird in den älteſten Schriften alſo erzählt:

„Es war ein nordiſches, kaltes König=

reich, wo durch die angewachſene Bevöl-
kerung nach und nach eine Theurung der Lebensmittel entſtand, daß das Volk unter ſich eins wurde, der zehnte Mann, den das Loos trift, ſoll mit ſeiner Familie das Land verlaſſen. Dies war auch in der That ein allgemeiner Gebrauch bey den alten Völkern, daß ſie ſolche Auswanderungen anſtellten. So geſchah alſo der Auszug unſrer Väter mit groſſem Wehklagen, denn ſie verlieſſen Verwandte und Freunde, und ſahen ſich nie wieder. Der Zug geſchah in 3 groſſen Haufen, unter 3 Hauptleuten. Sie kamen 6 bis 8 tauſend ſtark, in unſern Gegenden an; ſuchten aber nicht das platte Land, welches meiſtens ſumpficht und waldig war, ſondern näherten ſich den Gebürgen, wo ſie eine Landſchaft fanden, die ihrer verlaſſenen Heimath am ähnlichſten war. — Sie rotteten die Wälder aus, arbeiteten viele Jahre an ihren Wohnſizen, aber gelobten ſich eidlich — einander nicht zu verlaſſen. So beſezten ſie alle unſre hohen Berge — vom Thunerſee bis an den Gotthardt; — auch Frutingen, Ober-Siebenthal, Sanen, Allentſch, Jaun — denn immer waren die Schweizer ein

Bergvolk". — Der ächte Stamm der Schweizer (auch nach H. Müllers Untersuchung), wird alſo vom Kanton Schwyz — durch das Gebürg bis in die Grafſchaft Greyerz gefunden. —

Eine neue Landesbeſchreibung von Hasli, ſo einen Theil dieſer fremden Nation ausmacht, enthält noch folgende Umſtände, und ihre heutige Lebensart:

Die Führer waren Schwizerus, Remus und Wadislaus: Sie zogen durch Frankreich in Helvetien, bey dem Pilatusberge oder Frankmont vorbey. Schwizerus und Remus wählten Uri, Schwyz und Unterwalden zur Wohnung; Wadislaus zog mit ſeinem kleinen Haufen über den Brünig in das Land, welches ſie hernach Hasle nannten. Dieſe Geſchichten ſollen ſich nahe an dem Ende des vierten Jahrhunderts, alſo vor 14 hundert Jahren, zugetragen haben.

Die Mannſchaft iſt wohl gewachſen und kriegeriſch; insgemein haben ſie groſſe Begriffe von der Freyheit, welches in der einſamen und unabhängigen Lebensart, zugleich auch in der Regierungsform ſeinen Grund hat.

Die gewöhnlichſten Krankheiten dieſer

Bergbewohner ſind abwechſelnde Fieber und der Stich. Die erſtern entſtehen ohne Zweifel von den faulen Ausdünſtungen des im Sommer überſchwemmten Landes; die leztere Krankheit aber von der Lebensart der Einwohner, da ſie oft, bey Beſorgung ihres Viehes, in eine ſtarke Ausdünſtung gerathen, und ſich plözlich den kalten Gletſcherwinden ausſezen. Dieſe Muthmaſſung wird dadurch beſtätiget, daß nur einige Gegenden, welche von auſſerordentlich kalten und eingeſchloſſenen Zuglüften beſtrichen, den Seitenſtich ordinär haben.

Die Lebensart der Einwohner überhaupt iſt ganz einfach; ihre Nahrung und Koſt gering. Der Reiche erhält ſich wie der Arme von Milchſpeiſe; etwas von geräuchertem und eingeſalznem Fleiſche unterſcheidet den Bemittelten von dem Armen, der ſich mit Ziegenmilch und Erdäpfeln behilft.

Die Kleidung iſt eben ſo wenig koſtbar. Die meiſten Einwohner kleiden ſich von einem ihnen eigenen, ſelbſtgemachten, wollenen Landtuche; ein kleines Stükchen Scharlach, und ein paar Ellen Sammetſchnüre iſt die ganze Hoffart des Frauenvolkes.

Der gröſste Reichthum der Einwohner beſtehet in Käs, Hornvieh, Pferden, Schaafen und Schweinen.

Beynahe jeder Hausvater iſt ein Schreiner, Drechsler und Wagner; aber die wenigſten, oder faſt keiner lernt das Handwerk kunſt- und zunftmäſſig. Das meiſte Geräthe von Holz, ſo ſie für ſich in das Haus bedürfen, zu Tiſchen, Stühlen, Milchbänken, Löffeln, Tellern ꝛc. ſchneiden ſie von Ahorn- Linden- und Arfenholz.

Ein geringſcheinender, aber gewiſs wichtiger Vortheil der Bergländer iſt die genaue Kenntniſs der Bergpflanzen und Kräuter. Noch aber iſt viel zu wünſchen übrig, denn man giebt ſich nicht genug Mühe, rechte Kenntniſſe darinn zu erlangen. Wie vieles iſt nicht von der Würkung der täglich vorkommenden Kräuter und Pflanzen in den heutigen Zeiten zum Dienſt der Arzney- und Haushaltungskunſt entdeckt worden, wovon dieſe Bergbewohner nichts wiſſen, und denen ſie zu ihrer Nahrung und Erquickung dienen könnten?

Zu-

Zuſtand der Schweiz vor fünfzehnhundert Jahren.

AmmianMarcellin, einRömer, ſchreibt: „Der Zugang zu dem Bodenſee wurde durch ſchauervolle Waldungen verſperrt, und die Gegenden umher hatten Bären, Wölfe, wilde Thiere, und noch wildere Menſchen". —

Und als der römiſche Feldherr, Julius Cåſar in unſer Land kam, fand er Menſchen — die keine ſtete Wohnung hatten; die alles gemeinſchaftlich unter ſich theilten; keine Städte oder Mauren leiden konnten; keiner hat ſein eigenes Feld gebaut — ſie arbeiteten mit einander, und jeder hatte das gleiche Recht auf die Früchte des Feldes. — Den Ruhm ihrer Staatsfreyheit ſezten ſie darein — rings umher Wůſteneyen zur Gränze zu haben. — —

Erſte Grundverfaſſung der alten Schweizer.

Wahrſcheinlich hat ein edles Volk, das ſich vor der Knechtſchaft fürchtete, in den Alpen eine Freyſtädte geſucht; hinter Seen und Gebürgen — wo kein Tyrann mit ſeiner Macht leicht hinkommen konnte. Ueber alles Volk wählte die Gemeine einen Landammann, einen Mann, der nirgends leibeigen geweſen, alſo Würde in ſeinem Betragen, Freymüthigkeit in ſeinem Urtheil, Großmüthigkeit in ſeiner Rede hatte. Kein Viehhirt oder ein Armer konnte ein Richter werden, weil nur Leute die haushäbig, ſparſam, durch Fleiß und Arbeitſamkeit Gut erworben, wahre Landesväter vorſtellen können; und weil es dieſen auch am Wohl und an der Sicherheit des Landes am meiſten gelegen ſeyn muß. Aber ſie lebten nicht von Leibrenten oder von Zinſen, denn dieſe Art von Erwerb iſt den republikaniſchen Sitten nicht vortheilhaft. Gewöhnlich wählte jede Gegend, in Verhältniß der Zahl ihrer Einwohner, eine Anzahl Oberrich-

ter. Kleine Händel aber wurden auf öffentlicher Straſſe abgethan. So iſt noch zu Schwyz, um kleiner Sachen willen ein Gaſſenrath, wo die 7 Landammann durch die Gaſſe kommen, da die ſtreitende Partheyen ſizen, und die ſie ſchlichten und rechten.

Der Schweizer Kriegsglük.

Dies erklärt ſich Herr Profeſſor Müller von Schafhauſen alſo:

„An Fertigkeit in Handgriffen und mancherley Kriegsübungen wurden die Schweizer ſchon in alten Zeiten von ihren Feinden übertroffen; aber ihr Krieg war, wie ihre Seele ſimpel, ſtark und kühn. Wurden ſie, in ihrem Kampf durch fremde Kunſt aufgehalten, ſo half ihnen, wie zu Sempach, eine auſſerordenliche That (Winkelrieds Todeskampf); wozu ihr Heldenſinn ihnen den Gedanken, und ihre geſunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit ſolchem Fußvolk würden Wunder der Tapferkeit bewieſen worden ſeyn, auch wenn

es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen, oder ihr Feuer zu unterlauſen. Denn alle Waffen, welcher Form ſie ſind, mögen übermeiſtert werden, durch einen hellen Verſtand und unbezwingbare Seelen. Darum würde, nach dem Urtheil der vortrefflichſten Kriegsmänner unſrer Zeit, in Behauptung unſrer Freyheit und Eidgenoßſchaft, wenn nur die Gemüther noch dieſelben ſind, auch der Ausgang nicht verſchieden ſeyn". —

Und ich füge noch bey:

Wenn die Schweizer in ihrem Lande alle vier oder fünf Jahre den Landesſturm ergehen lieſſen, und ſich ſo ſtellten, als wenn der Feind im Anzug wäre; wenn ſie Feldlager und Gegenmärſche machten, die Höhen und Päſſe beſezten; und ſtatt daß die Offiziere unter ſich auf Mahlzeiten zuſammen kommen, ſie ſich mit ihrem Volke beſſer bekannt machten: Dann wäre die Schweizer-Taktik vollkommen. Ein Volk, das ſo lang im Frieden geraſtet hat, wie das Schweizeriſche — bedarf einer groſſen Betriebſamkeit, wenn es den Effekt hervor bringen ſoll, der wohl möglich iſt, ſobald die Kantone ſich unter einan-

der ſehen, ſich alle kennen lernen. — Das giebt ſodann Zuverſicht; es macht Freunde, zeugt Heldenbrüder! Aber ich fürchte, wenn die Schweizer ganz militäriſch wären, ſie auch öfter in fremde Händel hineingezogen würden; man würde um ihre Allianzen buhlen, wie in ältern Zeiten; und ſo möchte der Schaden für uns bald gröſſer, als der Gewinn ſeyn. Alſo bloß auf den Gebürgskrieg, auf die Vertheidigung ihres Landes, ſoll ſich die Kriegskunſt der Schweizer einſchränken.

Alte Schweizerhelden.

In den vorigen kriegeriſchen Zeiten der Schweizer war jeder Bürger und Bauer auf den erſten Wink ins Feld zu gehen, bereit. — Kein Volk war zum Krieg ſo gerüſtet, wie das Schweizeriſche. Der Bauer, wenn der Landſturm gieng, muſte alles liegen und ſtehen laſſen; ja wenn er eben ein Fuder Heu oder Korn noch vor dem Regen unter Dach bringen wollte, es nicht thun durfte, ſondern daſſelbe ſte-

hen laſſen, und dem Sammelplaz zueilen mußte. —

Alte Kriegskleidung und Armatur.

Die Monturen ſind erſt mit den franzöſiſchen Kriegsdienſten im Lande eingeführt worden; und es ſind noch keine hundert Jahre, daß die Miliz gleiche Uniformen trägt. Ein jeder Schweizer zog ins Feld, wie er es hatte, gut oder ſchlecht; hatte er keinen Rock, ſo verdiente er ſich einen im Gefecht. — Die größten Kriege haben die Schweizer ohne Garderobe geführt; ſie hatten keine Monturen-Magazine — ihr ganzer Anzug war ſo eingerichtet, daß er leicht war — die Schaamtheile wohl dekte. — Die Bruſt war frey — ein Wadtſak auf dem Rüken, etwas kalte Speiſe darinn, und ein paar Schuh hiengen offen. — Die Kleidung und Waffenrüſtung der Schweizer vor 3 hundert Jahren, wird von den gleichzeitigen Autoren alſo beſchrieben:

„Sie trugen kleine Degen oder Säbel,

lange Spieſſe mit ſpizigen Eiſen; auf ihre Spizhüte ſteckten ſie Federbüſche. Die meiſten aber hatten Hellebarden, die ſie mit beyden Händen führten. Ihre Kleidung war von ganz ungleicher Farbe, und ließ ihre Leibesgeſtalt vollkommen ſehen. Sie marſchirten mit einem langſamen Schritt, meiſt nach der Trommel; dieſe Trommeln aber waren von ungeheurer Gröſſe, ſonſt war ihre Feldmuſik: Trompeten und Schlachthörner".

Zu Pferd haben die Schweizer nie gut gefochten, und ihr Waffenruhm beſtund darinn, daß ſie eine vortrefliche Infanterie oder Phalanx im Feld, gegen die Kavallerie vorſtellten. Sie nannte man das Beingerüſt der Armeen; daher ſie im Feld den kriegführenden Mächten ſo nöthig waren, wie ehemals den Römern die Elephanten oder Rüſtwägen. Sie bildeten einen vortrefflichen Triangel, hielten den Feind auf, und waren unbeweglich, ſtunden wie Felſen in einander geſchloſſen. Ohne Schweizer giengen die beßten franzöſiſchen und italieniſchen Truppen, die doch damals ſchon eine vortreffliche Gens d'Armerie und Artillerie hatten, mit Schrecken in das Feld. Ein

Geſchichtſchreiber von 1483 meldet: „Da kamen in des Königs Dienſt, Leute, die man Schweizer nennt, Oberdeutſche, aus dem Königreich Schweizerland. Sind Kriegsleute die zu Fuß fechten, und entſchloſſen, dem Feind niemals den Rücken zu bieten; darum ſind ſie leicht gekleidet, um deſto hurtiger in der Schlacht zu ſeyn. Sie dienen in fremden Landen um Sold, und helfen gern dem der Recht hat. Auch ſind ſie fromme und gute Chriſten, und halten es für eine groſſe Sünde, jemand das Seine zu nehmen". —

In den erſten Jahren, als die Schweizer unter König Ludwig XI. in franzöſiſche Dienſte kamen, führten ſie ein Schlachtſchwerdt, das am Rücken hieng; etliche trugen einen Helm und einen Harniſch; welche aber nicht das Vermögen hatten, kauften ſich lederne Panzer. Mit Schießgewehren waren nur wenige verſehen; die Nationalarmatur waren die oft achtzehn Schuh lange Piken, womit ſie ihre Schlachtordnung beſchützten, und den ſo genannten Waffenigel formirten, in welchen auch die beßte Reuterey nicht eindringen konnte. — So marſchirten ſie wie eine fürchterliche Wagenburg — wie

eine lebendige Feſtung gegen den Feind an. — Auch theilten ſie ſich in Rotten ab, jede von 2 bis 3 tauſend Mann, damit ſie überall ſeyn konnten, um geſchwind zu erſezen, wo es ein andrer Haufe verfehlt hat. — Sie ſind nie von fremden Offizieren angeführt worden, ſondern ſie ſelbſt haben ihr Kriegsrecht und ihre Kriegsordnung gehalten, und ihre Oberſte waren ihre Landsleute. —

Belagerung von Zürich, im Jahr 1444.

Zürich wurde von drey Seiten der Stadt, 10 Wochen und 3 Tage lang, belagert. Von 750 feindlichen groſſen Schüſſen, iſt in der Stadt niemand getödet worden, als ein Prieſter am Münſterhof, ein Wächter auf dem Thurm, und eine Henne mit ihren Jungen.

Tſchudi ſagt in ſeiner Schweizerkronik, S. 616: Nicht mehr als ein Pfaff und eine Frau.

Der Schweizer im Schwaben-Krieg.

Ich komme nochmals auf dieſen merkwürdigen Krieg zurück, weil er der gefährlichſte für die Schweiz war, — der dem ganzen Schweizer Staatskörper ſeine wahre Richtung und Haltung, ja die ganze Zuverſicht eines Heldenvolks gegeben hat. Nur 8 Monathe hat dieſer Krieg gedauert, aber kein Tag gieng vorbey, wo ſie nicht mit einer zahlloſen Menge von Feinden

ſich ſchlagen mußten, und allemal Sieger waren. — Müller, unſer Schweizergeſchichtsforſcher ſagt: — „Dieſer Krieg — und damit möchte ich die Jahrbücher der Eidgenoſſen beſchlieſſen; — denn höheres und kraftvolleres kommt nichts nach, — als die Urväter in dieſem mörderiſchen Kriege bewieſen haben". —

Am Luciberg erſchlugen die Schweizer 400 Mann kaiſerlicher Truppen. Beym Dorf Wiſen ſind 350 geblieben; bey Hardt, einem Dorf am Bodenſee, ſind fünftauſend Oeſterreicher tod auf der Stelle geblieben; im Bruderholz bey Baſel kamen eine Menge um; bey Froſtenz wurde zweymal ein Haupttreffen geliefert, 3 tauſend kaiſerliche ſind erſchlagen, und 13 hundert in den Fluß geſprengt worden. Bey dem Schwaderloch, unweit Konſtanz ſind 13 hundert Oeſterreicher und Schwaben erſchlagen, und über tauſend in den Bodenſee gejagt worden. Auf der Malſer-Heide iſt in den Pfingſtfeyertagen eine Schlacht vorgefallen, wobey mehr als viertauſend Schwaben und Oeſterreicher geblieben ſind. Bey dem Schloß Dornek im Kanton Baſel wurden über 3 tauſend Kaiſerliche nieder gemacht, die

übrigen zerſtreut und erſäuft. — Dieſes ſind die Hauptvorfälle; aber unzählig ſind die kleinern Gefechte, welche täglich vorgefallen, und wobey auf feindlicher Seite immer der Verluſt ſehr groß war, weil die Schweizer wie Löwen ſtritten, und die ganze Nazion nur eine einzige Empfindung hatte: Sieg oder Tod! Denn es wurde von beyden Seiten kein Pardon gegeben, keine Gefangene gemacht, ſondern alles niedergehauen und todigeſchlagen. Kein Theil verlangte Pardon. — Nur zweymal machte man eine Ausnahme, bey folgendem merkwürdigen Anlaß:

Walo von Glarus, ein Lanzenträger, ſtund an einem Baum angelehnt, und war von 20 kaiſerlichen Reutern umgeben; hier rannten ſie auf ihn zu — verlangten, daß er die Lanze wegwerfe — aber er parirte ſo geſchickt gegen den ganzen Haufen, daß ſie ihm nicht beykommen konnten. Schon hatte er 3 kaiſerliche Dragoner aus dem Sattel geſchmiſſen, und war entſchloſſen, ſich bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen; als ein Obriſt herbey ritt, und ihm zurief: Er ſoll ſein koſtbares Leben ſchonen, denn

einen ſolchen Helden ſehe man nicht alle Tage. Er befahl den Reutern, wegzuziehen, daß er dieſen Mann näher kennen lerne. Hierauf gab der Schweizer nach, und der feindliche General ſchrieb ihm ein Zeugniß ſeiner Tapferkeit.

Nach der Schlacht bey der Haard, wo 10 tauſend Kaiſerliche von 5 hundert Schweizern angegriffen und geſchlagen wurden, verkroch ſich ein Schwabe unter ein Hausdach; als ſie ihn hervor gezogen, fiel er ihnen zu Füſſen, und bat um Gotteswillen um ſein Leben. Er rief: „Ach, ihr liebe Kühmäuler (Kühmelker), ſchonet doch meiner!" Da ſich die andern über dieſe Schimpfrede verwunderten, ſo betheuerte er heilig, daß er in ſeinem Vaterlande die Schweizer niemals anders habe nennen hören, dann Kühmäuler, und er nichts Böſes dabey gedacht habe. Dies machte die Schweizer zu lachen, welche geſcheider waren; ſie lieſſen ihn daher frey laufen. Denn hier war an dem armen Tropf kein Heldenruhm zu erwerben.

Eine Kriegsliſt der Eidgenoſſen muß ich doch noch bemerken: Als die Schweizer 18 hundert Mann ſtark die Feinde am

Schwaderloch angriffen, giengen ſie ganz langſam und ſtill durch den benachbarten Wald. Mit groſſem Geſchrey fielen ſie über die Kaiſerlichen und Schwaben her, die nahe am Wald poſtirt waren; um den Schrecken deſto gröſſer zu machen, haben die Eidgenoſſen hin und wieder Trommelſchläger in den Wald geſtellt, welche gleich nach dem Angriff, unaufhörlich die Trommel ſchlagen mußten, um den Feind glauben zu machen, als wenn der Wald voll Schweizer wäre; durch den dicken Rauch des Geſchüzes konnten ſie auch nicht wiſſen, wieviel Mannſchaft nachkomme; und ſo ſchlugen ſie eine ſechsmal ſtärkere Armee in die Flucht. —

In eben dieſem Krieg verlohren die Waldgäuer, welche es mit den Kaiſerlichen hielten, in einem Treffen alle ihre Mannſchaft. Die Schweizer zogen alſo nach dem Sieg in das eroberte Land. — Kaum waren ſie an der Gränze angekommen, als ein langer Zug (eine groſſe Prozeſſion) von Weiber, Kinder und Prieſtern ihnen entgegen kam, welche alle vor den Eidgenoſſen auf die Knie niederſieken, und um Gotteswillen um Schonung und Erbarmung fleheten, ſie nicht weiter

zu beſchädigen, da ſie lauter Wittwen, Männer- und Väterloſe Wayſen ſeyen, und alle ihre liebe Väter, Brüder und Söhne erſchlagen wären. — Die Eidgenoſſen konnten ſich des Weinens nicht enthalten; ſie gaben ihnen ſelbſt noch Geſchenke, und zogen wieder zurück. —

Graf Blumeneck war ein groſſer Feind der Schweizer, er haßte ſie, und that ihnen zu leid, ſo viel er konnte. Im Schwabenkrieg kamen die Eidgenoſſen vor ſein Städtgen Thüringen, belagerten es, und nahmen es ein. Blumeneck bat durch ſeine Frau um Gnade und freyen Abzug. Sie erhielt die Gunſt. Aber zur Schmach zogen die Eidgenoſſen der Edelleute Knechte bis auf das Hemd aus, gaben ihnen einen Stecken in die Hand, damit ſie in dieſer ſchmählichen Geſtalt ihre Herrſchaft begleiten ſollten.

Bey der Einnahme des Städtleins Blumenfeld, ſo dem Grafen von Roſenegg zuſtändig war, ermahnten die Schweizer die Einwohner, daß ſie alles mit ſich nehmen könnten, was Mann und Frau tragen möchte; denn das Städtlein ſollte verbrannt werden. — Ein jedes nahm ſeine beßte Kleinodien mit ſich. Alſo nahm

die Gemahlin des von Roſeneggs ihren Herrn, der doch ausgeſchloſſen war, auf ihren Rüken. Dieſe eheliche Treue war von den Eidgenoſſen ſo wohl angeſehen, daß ſie auch ihm den freyen Abzug geſtattet haben.

Schweizertruppen in Neapel, um das Jahr 1500.

Als die Schweizer ſo heldenmüthig in Italien fochten, dem ärgſten Feinde muthig die Spize boten, vor keinem Heere wichen, niemand fürchteten und ſtets unbeſiegt blieben; dieſe Kernnation, die dem Feind im freyen Felde eine eherne Bruſt, eine kühne Stirne, einen ſtarken Arm und eine Fertigkeit in den Waffen zeigte, die aller Völker Bewunderung verdiente — dieſe Helden ſehen wir in Neapel von der Wolluſt beſiegt, entehrt, kraftlos, zu wandelnden Leichen werden! — So biſt du es denn immer, entehrende Wolluſt, — die dem Starken Netze ſtellet, und und mit dem Löwenherzen ſpielt, wie mit einem ſchwachen Kinde. — Dreytauſend

Eidgenoſſen, die als Beſazung in Neapel gelegt worden — fielen alle in die ſchimpfliche Krankheit der Veneriſchen Seuche; die meiſten ſtarben davon, und die am Leben blieben, kamen in ihr Vaterland, um ihm die Schande dieſes neuen Erwerbs fremder Kriegsdienſte — auf alle Geſchlechter erblich zu machen. — Von einem groſſen Haufen zogen nur 150 Mann mit einem einzelnen Hauptmann in ihre Heimath; und mit einer für immer zu Grund gerichteten Geſundheit, die auch andere Geſunde anſtekte, ob man gleich damals anfieng, Siechenhäuſer zu bauen, und die Unreinen in abgeſonderte Quartiere zu verlegen, ſie von allen Bädern zu entfernen; ſogar ſind ihnen die Kirchen und andere öffentliche Pläze verboten worden; aber doch war ihr Umgang nicht ganz zu vermeiden. Die Neapolitaniſche Schweizer-Garniſon brachte alſo zum Erſtenmal dieſe abſcheuliche Krankheit, die man darum auch die Franzoſen nannte, weil ſie ein Erbſtück aus den franzöſiſchen Kriegen iſt, in unſre Berge und Thäler — in Städte und Fleken, da man vorher nichts davon wußte. —

Waldmanns Reiſe zum König in Frankreich, 1477.

Bald nach den burgundiſchen Kriegen mußte Waldmann im Namen des Standes Zürich, mit andern Eidgenoſſen eine Reiſe nach Paris machen; als Haupt dieſer Geſandtſchaft ſchrieb er von Zeit zu Zeit ſeinen Obern nach Hauſe, und denkwürdig bleibt die Meynung, die er über den franzöſiſchen Charakter äuſſert; aber eben ſo denkwürdig auch, daß dieſer Mann, der dieſe Nation ſo gering ſchätzt, und ſie in ſeinem Herzen verachtet hat, doch ein paar Monathe hernach eine Penſion von Frankreich annehmen, und in allen Fällen der Courtiſan oder Hofmacher, zum Nachtheil der Eidgenoßſchaft, werden konnte. Dieſer Charakter Waldmanns war aber in den damaligen Zeiten ſo gemein, daß eben hierdurch die Verderblichkeit der Sitten in der Schweiz, nach den burgundiſchen Kriegen — da Geldſucht die Nation verdorben hat *), recht auffallend

*) Herr Füßli ſagt: „Eben das Reißlaufen nebſt den burgundiſchen Kriegen, haben

ans Licht kommt, und blos deswegen rü-
cken wir folgende Stellen ein, weil ſie zur Vaterlandskenntniß unentbehrlich ſind. Wir ſehen Waldmann vor der Penſion, wie er auf der Hinreiſe, ehe er beſtochen worden, als ein freyer Mann urtheilt. Er ſchreibt:

„Uns bedünkt, wir Bothen, und all ander unſer Herren daheim werden treff-
lich verachtet".

„Und gnädige Herren! (fährt Waldmann fort) bey der göttlichen Wahrheit, Ihr habend verruchter, unbarmherziger, erlogner Volk nie geſehn, dann die Franzoſen, die weder Brief noch Siegel halten; und iſt nit ohn, uns tett im Herzen weh, daß unſer Treu an dem König ſo klein geachtet wird. Da wir nun merkten, daß wir nüt anders ſchuffen, nahmen wir Urlaub; und als ich aus dem Gezelt gieng, entwütſcht mir ein grob Wort, und ſprach: Alſo Sämer Gott! dieweil man uns alſo ring ſchäzt, wird

fremde Sitten, Hoffarth und Müſſiggang, Verachtung und Verdrehung der Geſeze u. ſ. w. unter uns gebracht. Wir ſind durch dieſe Kriege im Ganzen arm und bös geworden".

man uns finden, eh dann man wähnt!" Waldmann endet ſeine Erzählung dieſer erſten Geſandtſchaftsverrichtung alſo: „Und wiewohl uns die Herren im Abſcheid viel früntlicher Worte gaben, ſo konnten wir doch an ihrer Geſtalt nüt anders vermerken, dann ein groſſen Unwillen; und mußten überall hören, ſie wollten noch unſere Herrn und Meiſter werden. Doch laſſen wir das in ſinem Wert beſtan; denn der gemein Mann redt dick, me dann ihm befohlen wird. Aber nüt deſter minder, Gnädige Liebe Herren! ſo ſeyd wiß, und bedenkent üwer Sachen wol, und laſſet üch von des Königs Geld und ſiner Räten Süſſigkeit nit verfüren, daß ihr Sachen tügent, die unſer Nachkommen entgelten möchten. Fürwar die Franzoſen haben mit ſemlicher (ziemlicher) Behendigkeit ſchon manch Land betrogen und in Kummer bracht, und tun es noch täglich, daß ich für min Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen ze ſchaffen, dann wir leider Hand: Da uns und unſer Vordern noch kein Penſion vom König ward, behielten wir mit getrüwen Untertanen und Nachpuren Land und Lüt. Lieber lond uns Tüt-

ſche beliben; die welſch Zung iſt untrůw!"

Wie dieſer Waldmann durch erhaltene Präſente umgeſattelt hat, und bey ſeiner Heimreiſe ganz anders ſprach; wie dieſer Waldmann, der ſo ſchreiben konnte, hernach voll guter Dinge war, vom Könige von Frankreich unterm 19ten November, alſo wenige Wochen nach ſeiner Rükkunft ins Vaterland, ſogar einen Penſionsbrief von jährlich 6 hundert Franken annahm, das alles leſe man! — Und wer erſtaunt nicht über dieſe Beſtechlichkeit, Wandelbarkeit, Falſchheit und Tůcke des menſchlichen Herzens? — Das Original des Penſionbriefs hat Herr Rathshr. Füßli in Zůrich, nebſt obigen Stellen der Relation mit vielen andern, die wir übergehen, abdruken laſſen. Man ſehe das Leben Waldmanns, S. 21. u. folg. — Mit Recht ſagt Herr Füßli: „Solche Geſchichten ſind die beßten Quellen, die Sitten der Alten zu erforſchen".

Auf Waldmann paßt folgender alter Reim:

Wer auf ſich ſelbſt viel Aemter nimmt,
Der mag nit thun was ihm gezient.

Der hie muß ſeyn und anderswo —
Der iſt recht weder hie noch do. —
Wer thun will, was eim jeden g'fallt
Der muß han Othem warm und kalt.

Bürgerannahme.

Zürich gab um das Jahr 1470 folgendes Geſez:

„Das Bürgerrecht ſoll man fürter niemand ſchenken, dann wer mit der Stadt us und inzüht; deßglychen, ob ein berümbter Meiſter eines Handwerks herkäme, dem mag man das Bürgerrecht gar, oder zum Theil ſchenken. Sonſt ſollen die Unſern dafür geben drey Gulden; Fremde mehr, je nach Geſtalt der Sachen. — Wer ſein Bürgerrecht aufgeben will, muß ſich vor Rath ſtellen, und einen Bürgen geben, daß er ſich nicht entfernen will, bis er ſeine Gläubiger befriedigt hat; darauf ſoll er ſchwören, nichts wider die Stadt zu werben; auch in dem nächſten halben Jahr in keinen Krieg wider ſie zu lauffen. — Bürgersſöhne, welche in fremde Dienſte gehen,

müſſen ihr Bürgerrecht aufgeben; nach ihrer Rückkunft mögen ſie ſolches wieder kaufen, und aufs neue um die Conſtafel oder eine Zunft bitten; können aber zwey Jahre weder in den kleinen noch in den groſſen Rath gelangen. Unbefugte Reisläufer ſollen vier Jahr entfernt bleiben". —

Die ganze Ceremonie, um angenommen zu werden, war, ſich beym Stadtſchreiber zu melden, und Gewehr und Harniſch zu zeigen; dieſer mußte ihn ohne weiters ins Bürgerbuch einſchreiben, welches das einige gültige Beweisthum war, womit einer in der Folge erhärten konnte, daß er Bürgerrecht erhalten. So leicht es alſo damals gemacht worden, Bürger zu werden, ſo ſchwer iſt es heut zu Tag. Und Zürich ſoll wirklich ſeit mehr als 150 Jahren keinen neuen Bürger angenommen haben.

Von den groſſen Schweizer-Hoſen.

Dieſe Pluderhoſen werden auch noch im Tyrol, im Sachſen-Altenburgiſchen

von den Bauern getragen. Sie giengen vom Gurt bis an die Schuhe. Die Falten waren ſo gehäuft, daß man zu einer recht ſtattlichen Hoſe bis 130 Ellen Zeug brauchte. Vornehme Leute trugen ſolche Hoſen von Seide; — der Unfug mit dieſen Hoſen gieng ſo weit, daß manche Familie aus dummer Hoffarth ſich arm gemacht hat, und man obrigkeitliche Verordnungen dagegen geben mußte. In Dänemark gieng das Verbot aus: Wer ſich ferner in ſolchen Hoſen ſehen laſſe, dem ſollen ſie auf der Stelle am Leibe zerſchnitten werden. Und in andern Ländern trieb man bald allgemein den Spott damit. Einigen ſchnitt man den Hoſengurt entzwey, und lies ſie ohne Hoſen, unter dem allgemeinen Gelächter der Zuſchauer, nach Hauſe eilen. —

Im Jahr 1556 erſchien ein Buch, unter dem abſcheulichen Titel:

„**Vom zerluderten, Zucht und Ehr erwegenen, pludrichten Hoſenteufel, Vermahnung und Warnung**".

Um das Jahr 1500 kamen die Schweizerhoſen auch in Deutſchland auf, da ſie vorher nur in Holland, der Schweiz und Spanien getragen worden; die erſte Mode

kam

kam aus Spanien, denn dort ſind ſie ſchon vor 6 hundert Jahren allgemein getragen worden. Die Deutſchen wunderten ſich ſo ſehr über dieſe Hoſen, daß einfältige Leute ſie als ein Zeichen des jüngſten Tages anſahen. Merkwürdig ſind die Ausdrücke eines deutſchen Kronikſchreibers von 1550. Er ſagt:

„Um dieſe Zeit kamen hin und her in Deutſchland unterſchiedliche neue Kleidertrachten auf, als die ſo genannten Pommp-Hoſen; auch trägt man aller Orten groſſe leinene Halskrägen — da vorher die Bruſt der Deutſchen offen und frey war. So kommen auch dermalen die ringsum breit geſtilpte Hüte in Schwang. — Gott gebe uns Vernunft und Klugheit". —

So redet dieſer alte deutſche Kronikſchreiber.

Uhrmacherkunſt kommt ins Land.

Die Uhrmacherkunſt kam aus England zu uns. Genf hatte ſchon vor 2 hundert Jahren geſchickte Uhrmacher. Aber die Taſchenuhren wurden erſt vor 100

Jahren unter dem gemeinen Mann bekannt. Nur groſſe Herrn hatten zur gröſten Seltenheit dergleichen Kunſtwerke verfertigen laſſen, und mit anſehnlichen Geldſummen bezahlt. Durch einen Bauer aber iſt dieſe Kunſt ſo ausgebreitet worden, daß faſt jedes Dorf dergleichen Künſtler hat. Wie dieſe Kunſt in den Neuenburger Gebürgen bekannt worden, und dort zu der ſtärkſten Uhrmacherfabrik in der Schweiz angewachſen iſt, verdient eine Bemerkung. Ein Pferdhändler aus der Schweiz, Namens Peters, kam nach England, dort kaufte er ſich eine Taſchenuhr; im Jahr 1679 reißte er in ſeine Berge zurück. Da lebte ein Bauer, Daniel Richard, der einen Sohn hatte, welcher mit allerley Inſtrumenten geſchickt umzugehen wußte. Dieſem zeigte er das künſtliche Gemäch; kaum hatte dieſer junge Menſch die Uhr geſehen, ſo verſuchte er, ſich die nöthigen Inſtrumente zu machen, um auch ſelbſt dergleichen zu verfertigen. Ohne einige fremde Hülfe verfertigte er nicht nur die Werkzeuge, ſondern auch das Gehäus, die Feder, und andere Theile der Uhr. Ein Jahr lang arbeitete er bloß an den

dazu erforderlichen Inſtrumenten; ſodann fieng er das Werk ſelbſt an, und in 6 Monathen war ſeine erſte Uhr vollendet. Dieſer Mann iſt auch der Erſte geweſen, der in der Schweiz, ohne ein Modell geſehen zu haben, eine Maſchine gemacht hat, künſtliche Räder zu ſchneiden, zu ſchleifen und in Bewegung zu ſezen. —

Buchdrukereyen in der Schweiz.

Baſel und Genf ſind die erſten Orte in der Schweiz, wo man Bücher gedrukt hat. Dieſe Kunſt kam vor 325 Jahren in unſer Land, und iſt durch Johann Fauſt erfunden worden, den man daher den Hexenmeiſter oder Teufelsbanner nannte. — Dieſer Fauſt lebte zu Maynz. Seine Entdeckung ward aber bald in der Schweiz bekannt, und man hat Bücher von den Jahren 1460, 1470 und 1478. — Merkwürdig iſt, daß noch vorher, ehe dieſe Kunſt in Frankreich und Deutſchland ausgebreitet worden, ſchon an verſchiedenen kleinen, faſt unbekannten Orten der Schweiz, Buchdrukereyen gewe-

ſen, und im Stillen, ohne Nennung des Druckorts, Bücher herausgegeben worden. Zu Münſter im Aargäu, wo ein Kloſter iſt, war ſchon vor 1470 eine Drukerey. — Auch in der Kloſterabtey Rougemont, im obern Saanenland, iſt ein Buch gedrukt worden, vom Jahr 1481. Auch die kleine Städte Burgdorf und Winterthur hatten früher ſchon eine Buchdrukerey, als die Städte Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Freyburg. —

Salzhandel.

In den vorigen Zeiten war öfters Theurung und Mangel an Salz. Denn da wir nur in dem Kanton Bern etwas von einer Salzquelle beſizen, die aber auch nicht allezeit gleich reichlich ausgiebt, ſo muß die Schweiz — auch beſonders wegen der Viehzucht recht groſſe Sorge haben, daß dieſer nothwendige Lebensartikel nicht fehle, ſondern in Menge da ſey.

Das Salz iſt heut zu Tag in der ganzen Schweiz viel wohlfeiler als es in vorigen Zeiten war. Ja man kauft es weit

geringer im Preis bey uns, als es an den Orten verkauft wird, wo ſelbſt Salz geſotten wird. Das kommt daher, weil die Obrigkeiten in der Schweiz ſeit länger als hundert Jahren die Salzlieferungen ſelbſt übernommen haben; denn oft konnte man ſogar für baares Geld kein Salz zu kaufen finden, welches oft Viehſeuchen und peſtartige Krankheiten nach ſich gezogen hat. — —

Die Kaufleute waren darinn ſo hinläſſig, und drückten die Käufer mit überſezten Preiſen, daß die Obrigkeit Einſicht thun mußte, und zur allgemeinen Landes-Sicherheit den Handel ſelbſt übernommen; auch hat die Obrigkeit mehr Credit als der Partikular. Und da die Staatskaſſen den auswärtigen Salzkammern oft baares Geld vorſchieſſen können, ſo erhalten ſie es auch um einen beſſern Preiß; daher zahlen wir in der Schweiz das Salz wohlfeiler, als es die eigene Unterthanen kaufen, wo ſolches herkommt. Die ausländiſchen Salzſiedereyen brauchen oft groſſen Vorſchuß, und da man an mehrern Orten einkauft, wiſſen ſie auch, daß ſie billig ſeyn müſſen: auch können ſie nie in die Gefahr kommen, von einem

unrichtigen Zahler angeführt zu werden, weil die Obrigkeit dafür gut ſtehet. Welches alles zuſammen uns den billigen Preiß des Salzes verſchaft hat.

Batzen.

Dieſer Namen kam zuerſt auf, als man die Bernermünze mit dem Bären (ſo der gemeine Mann in der Eidgenoßſchaft ein Bätzen nennet), geſchlagen hat. —

Zölle.

Im alten Zolltarif zollt ein Jude, was ein Eſel; halb ſoviel als ein Mauleſel.

Federbetten ſind ſtark verzollt worden; ſie kommen ſchon vor 4 hundert Jahren vor.

Neue Landſtraſſen.

So wie der Wohlſtand und die Handelſchaft in der Schweiz zunahm, ſo dach-

te man auch an Verbeſſerung und Verſchönerung der Wirthshäuſer und der Landſtraſſen. Der Kanton Bern hat die erſten guten Straſſen gebaut, und die andern Kantone nahmen daran ein gutes Beyſpiel. Seit dem Jahr 1740 haben beynahe alle Kantone ſich mit dem Straſſenbau beſchäftiget, und ſind damit fortgefahren; obgleich noch heut zu Tag der Kanton Bern darinn die größten Fortſchritte gemacht hat, und ſelbſt auf Nebenorte gute, fahrbare Wege hinführen. — Wie viele Felſen haben geſprengt werden müſſen, wie groſſe Berge ſind abgetragen worden, ja ſogar Sümpfe wurden ausgetrocknet. — In die Moräſte hat man eichene Wellen gelegt, und die Steinlagen 2 und 3 mal wiederholt, doch jedesmal ſo lange gewartet, bis die erſte ſich geſezt hatte. — So hat man viele herrliche Wege erhalten, die ehemals ganz im Sumpf lagen. Grand- und Marmorſand und Kies wird noch beſtändig hinzugeführt, daß ſie nicht ſinken. — Das Ueberladen der Frachtwägen iſt bey hoher Strafe verboten, kann aber den geizigen und eigennüzigen Fuhrleuten nicht ganz abgewöhnt werden.

Aber wir müſſen nicht nur die Anſtal-

ten eines groſſen und reichen Kantons betrachten, ſondern auch die Anſtrengung loben, die ſich die kleinern, benachbarten und entferntern Kantone gegeben haben, um ihre Ländereyen für Fremde und Einheimiſche gangbar und angenehm zu machen. Freyburg, Luzern und Solothurn haben mit Bern gewetteifert. Zürich befolgte ſchon vor Bern eine gute Wegpolizey. Nun iſt aber die Nachricht, welche Herr Trümpi vom Kanton Glarus giebt, deſto erfreulicher, da ſie noch wenig bekannt iſt, wodurch man zugleich die Manier kennen lernt, wie dieſe kleinen Länder die Unkoſten haben beſtreiten können, die ein ſolches Unternehmen nach ſich ziehet; in einem Freyſtaate, wo die Abgaben faſt geringe, und die Wohlthaten, die aus dem Landesſekel beſtritten werden müſſen, darum um nichts eingeſchränkt worden. —

„Der überhand nehmende Zerfall der Landſtraſſen, daraus ſo viele Beſchwerden für Handel und Wandel, Menſchen, Pferdt, Vieh und Waaren hergeſtammet; hatte ſchon lange bey wackern Patrioten den Vorſatz erwecket, auf Verbeſſerung zu denken. Durch deren Standhaftigkeit

iſt endlich der hohe Gewalt ſelbſt bewogen worden, dieſes nüzliche Unternehmen auszuführen. Nach Innhalt des Lands-gmein-Schluſſes mußte ein dreyfacher Land-rath zuſammen treten, den entworfenen Plan erdauren, und das beßte abſchlieſſen; damit zum allgemeinen Vortheil des täglichen Handels und Wandels, zum Nutzen, Ehre und Zierd des Lands, nach und nach die Haupt-Landſtraſſen gut, von genugſamer Breite, dauerhaft in Stand geſtellet werden könnten.

Dieſer dreyfache Landrath iſt den 27ten Sept. 1765 gehalten worden. Derſelbe hat erſtlich einen Fond zur Beſtreitung der nöthigen Unköſten feſtgeſezt; nämlich die Einkünfte des gemeinen Landesſekels vom Umgeld auf Wein und gebrannte Waſſer, Viehzoll und Pfundzoll; dann ein billiges Weggeld auf alle Fuhren, durchgehendes Vieh und reitende Perſonen, die auf den hergeſtellten Straſſen ins Land kommen und daraus gehen; und drittens die Anſtöſſer, denen bisher die Straſſen zu machen angelegen, mußten für dieſe Schuldigkeit ein Klafter-Geld in Straſſenſekel bezahlen; doch wann die Anſtöſſer ihre Straſſen dem Plan ge-

mäß ſelbſt machen wollten, ſoll ihnen dies frey geſtellt ſeyn.

Zweytens ward beſtimmt, in welchen guten Stand, von hinlänglicher Breite, möglicher ebenen und geraden Bahn, dauerhaften Grund, mit den beßten Materialien die Hauptſtraſſen ſollen geſezt werden. Einige Ordnungen wegen Mißbrauch der Straſſen durch zu ſtarke Fuhren, und in andern Stücken wurden gemacht; auch den Eigenthümern die Schuldigkeit angewieſen, Platz und Materialien gegen billige Bezahlung zu geben.

Drittens war zur Ausführung dieſer Straſſen-Verbeſſerung und Verwaltung ein beeidigter Direktor beſtimmt, und ihm für jeden Tag die mäſſige Belohnung von 1 fl. verordnet; welcher aber auch unter ihm ſtehende Aufſeher hatte, durch welche verſchiedene Straſſen gemacht wurden".

Die erſten Komödien geſpielt.

Um das Jahr 1525 hat man angefangen, in deutſcher Sprache hie und dort Komödien zu ſpielen. Die damaligen

Kronikſchreiber ſezen hinzu: „Es fangt den Leuten ſchier an zu ekeln vor allen ſolchen Künſten und Wiſſenſchaften. Man gehet darinn, wie eine Kuh in der Streue. Bald werden auch die Gelehrten um ihrer Menge willen verachtet ſeyn, und es iſt zu befürchten, es möchte das Klüglen, wenn es noch weiter gehet, zulezt in eine neue Barbarey ausarten". —

Katholiſche Kirchenbuß.

„Im Jahr 1574 iſt der Kommenthur eines Luzerner-Kloſters von Räth und Hundert, um 2 hundert Kronen Buß angelegt worden — wegen Fleiſch- und Bratwürſteſſen an gebotenen Faſttagen, und troziger Worte gegen mine Herren". —

Altdeutſche und ſchweizeriſche Sprüchwörter vom Heyrathen.

Kauf deines Nachbars Rind, und freye deines Nachbars Kind. — Heyra-

the über den Miſt, ſo weiſt du wer ſie iſt. — Wer nicht will ſeyn betrogen, der kauf des Nachbars Rind, und freye deſſen Kind. —

Gegen auswärtige Heyrathen war man in der Schweiz ſehr eingenommen. Die Alten wollten lieber eine Perſon haben, die ſich ſchon an die Landesart gewöhnt hat, als die ſich erſt daran gewöhnen ſoll. Denn nichts iſt launiger als ein Weib — kommt ihr etwas nicht ſo recht vor, wie ſie es gewohnt iſt, ſo ſchimpft ſie über einheimiſche Gebräuche, macht ſich Feinde, und ihr Mann iſt doppelt übel daran. — Alſo bleibt das Sprüchwort faſt noch heute durchaus wahr: **Wer nicht will ſeyn betrogen, der kauf des Nachbars Rind, und freye deſſen Kind.** — Dieſes Sprüchwort iſt auch in Deutſchland angenommen.

Gelehrtes Kind zu Baſel.

Im Jahr 1466 hat eines armen Mannes Sohn ſich ſo merkwürdig gemacht, daß er ſchon als Kind im ſechsten Jahre

— die lateiniſche Sprache fertig ſprechen konnte, die gelehrteſte Fragen beantwortete, auch zu jedermanns Verwunderung von allen Dingen ſo weislich und geſezt zu reden wußte, daß man ihn den Wiſſenſchaften von Obrigkeits wegen gewidmet hat. Schade, daß ſein Namen nicht in der Kronik bemerkt ſtehet.

Todſchläger vom Tode erbeten.

Im Jahr 1599 geſchah zu Baſel eine ſonderbare Begebenheit. Ein fremder Schreinergeſell hatte im Chriſtmonath 1598 einen Mann ſo hart verwundet, daß er ſtarb; der Schreiner ward alſo zum Tode verurtheilt, ja er rührte ſchon den Stab an, die Vollziehung des Urtheils ſollte eben vor ſich gehen, als ſämtliche Schreinermeiſter und Geſellen, die Schüzengeſellſchaft, EE. Zunft zu Safran, über 200 Mann, viele ſchwangere Weiber in ihrer Trauerkleidung, und vor ihnen her vier Hebammen, ſodann noch viel andre Männer und Weibsperſonen Paarweiſe, in Leichenzeremonie aufs Rathhaus zogen.

Eine Parthie nach der andern ward in die Rathsſtube hineingelaſſen. Die Hebammen und Weiber fielen auf die Knie, und baten um des jungen Menſchen Leben; welches er auch erhielt, und nach Hauſe geſandt wurde. —

Die Urſache dieſer auſſerordentlichen Vorbitte findet man nicht aufgezeichnet, kann aber keinen andern Grund haben, als die allgemeine Achtung und Liebe, die ſich dieſer junge Mann bey der Bürgerſchaft erworben hatte, und von einem unglücklich erhizten Augenblicke (vermuthlich beym Weine), übereilt wurde; als er die ihn zum Tode verdammende That begangen hatte. —

Ungehorſam der Metzger in Baſel.

Da im Jahr 1616 der kleine Rath daſelbſt aus verſchiedenen Urſachen bewogen worden, die Einführung des fremden Fleiſches in die Stadt zu bewilligen, wollten die Metzger die Bürgerſchaft nicht mehr mit Fleiſch verſehen. Die Sache

kam vor den groſſen Rath, welcher erkannte, es ſollen die Metzger Kraft den Ordnungen und Geſezen, dem kleinen Rath gehorſam ſeyn, die Rädelsführer zur Haft gezogen werden, und die Widerſpenſtigen ihr Zunftrecht verwürkt haben, ſo daß alſo 20 Metzgerbänke umgeworfen, und für ledig erkannt wurden. Nach und nach gaben ſich dieſe Unruhige wieder zum Gehorſam, aber die Erlaubnis, fremdes Fleiſch in die Stadt zu bringen, wurde deßwegen nicht aufgehoben, ſondern dauerte noch viele Jahre lang; die Fehlbaren wurden auf Vorbitte der eidgenöſſiſchen Geſandten auf der Tagſazung, wieder begnadigt. Um dieſe Zeit wurde daſelbſt die neue Schaale errichtet.

Liebe der alten Schweizer zu ihren Hunden.

Caſpar von Brandenberg aus Zug, reißte im Frühjahr mit ſeinem Bedienten über den Gotthard. Sie waren in der Nähe von Airolo, als eine groſſe Schneelauine beyde verſchüttete.

Ein kleiner Hund, der ihnen von weitem folgte, entgieng dieſem Schickſal. Als dieſer ſeinen Herrn nicht mehr ſah, fieng er an zu heulen, und den Schnee wegzukrazen. Da merkte er, daß ſeine Mühe vergebens war, lief nach dem Kapuzinerkloſter, auf der Spize des Gotthards, zurück, wo ſein Herr logirt hatte, und bellte ſo heftig die Leute des Kloſters an, als ob er ſie zwingen wollte, mit ihm zu kommen. — Er lief hin und her gegen das Thal hinab, und ſo trieb er es den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis endlich den andern Morgen die Leute dem Hunde folgten. Er führte ſie bis an den Ort, wo ſein Herr verſchwunden war. Beym Anblick dieſer friſchen Schneelauine war das Begehren des Hundes kein Räthſel mehr. Sie holten die nöthigen Werkzeuge, und nach einer langen und mühſamen Arbeit gruben ſie endlich die beiden Verunglückten heraus, welche 36 Stunden unter dem Schnee zugebracht hatten, und bekannten, daß ſie nächſt Gott, ihr Leben dieſem treuen Hunde zu verdanken hätten. Sie hatten in dieſer kalten Gruft in einer Angſt, die ſich nicht ausdrücken läßt, einem eben ſo langſamen als ſchmerz-

haften Tode entgegen geſehen, und ſchöpf⸗ten nicht eher wieder Hoffnung, als bis ſie die Stimmen und das Schaufeln der Arbeiter vernahmen: Denn der Schnee war zwar ſo dicht, daß ſie kein Glied re⸗gen konnten, aber doch löcherig genug, um die Töne von auſſen bis zu ihren Oh⸗ren durchzulaſſen. Man erblickt noch zu Zug in der St. Oßwaldskirche auf dem Grabe des Obriſtlieutenants, der in der Folge als Landammann ſeines Kan⸗tons ſtarb, ſeine Bildſäule und einen Hund zu ſeinen Füſſen. Dieſe Geſchichte verdient einen Platz in dem reichhaltigen Verzeichniſſe der weſentlichen Dienſte, welche die Hunde ſeit undenklichen Zeiten dem Menſchen geleiſtet haben; ein Ver⸗zeichniß, woran man die Polizeyen man⸗cher Städte erinnern ſollte, ehe ſie ihr Verdammungsurtheil gegen ein ſo treues und geſelliges Geſchöpf ausſprechen. Als man, unter des berühmten Bürgermeiſter Waldmanns Regierung zu Zürich, ein ſehr überflüſſiges Hundemezzeln an⸗fieng, und die deputirten Rathsher⸗ren, von dem Waſenmeiſter begleitet, auch in die Gegend vom Albis ka⸗men, trafen ſie ein kleines Bataillon

von 550 Hausvätern auf einer Wieſe aufmarſchiert an, jeder ſeinen Hund am Strick in der einen Hand, in der andern ſein Gewehr haltend. Bey dieſem Anblick nahmen die Rathsherren ſehr klüglich den Rükweg, und die ganze Sache unterblieb. (Füßli, Leben des Joh. Waldmann.)

Zofingen, eine Hofſtadt.

Kaiſer Leopold III. hat zu Zofingen im Jahr 1381 ein Rittergefecht gehalten, wobey 6600 Edle, adeliche Herrn gegenwärtig waren; und eine groſſe Anzahl Schildknappen, Lehen- und Dienſtknechte. Zu Zofingen iſt auch noch ein Ort, der Spizberg genannt, wo die vormalige Herren ihre Hofburg gehalten, und die öſterreichiſche Regierung ihren Siz hatte.

Heini von Uri

Sempacher Schlacht, 1386.

In der Sempacher-Schlacht ſchnitten die Edelleute mit Schwerdtern ihre Schnäbel von den Schuhen, damit ſie deſto beſſer zu Fuß den Schweizern ſich entgegen ſtellen könnten. Unter den Adelichen war Hemmann von Reinach, der hieb ſich auch ſeine Schnäbel ab, aber ſo unglücklich, daß er die Zehen mit weg ſchnitt. Er ſchrie erbärmlich, und man mußte ihn auf die Seite bringen. — So rettete dieſer ſein Leben, ſeine Brüder aber kamen alle in der Schlacht um, und Hemmann war jezt der Einzige noch übrige von dem Geſchlecht, und erhielt den Stamm durch ſeine nachherige Verheyrathung.

Heini von Uri.

Erklärung des Bildniſſes, wie ſolches in dem Kloſter Königsfelden, an der Thür des Schlafzimmers der Königin Eliſabeth, zu ſehen.

Eine ſehr alte Handſchrift meldet, daß dieſer Hofnarr mit dem Herzog Leopold von Oeſterreich in der Sempacher-Schlacht geweſen, und erzählt zugleich folgendes von ihm. „Der Herzog hatte einen Narren von Uri gebürtig, der war Ihme vaſt lieb: Zum ſelben ſagten etliche Hofjunker: Heini! dyne Landslüth ſind grad dört vor uns in dem Wald, warum geheſt du nit zu ihnen, und grüſeſt ſy? Tribend alſo ihr Fazwerk mit dem Narren.

Der Narr aber, als man ſyner nüt achtete, lief er dem Wald zu, und kam in die Wachten: Die fiengend an und fragtend ihn ſo vil und lang, bis daß ſy vermerkten, was er für ein Gſell wär, hieſſend ihn gehen, und widerum zu ſynem Herren lauffen; wylen er aber by ihnen ufenhalten was, ſchiket es ſich, daß die 4 Panner eben nüwlich zuſammen ſchwuren, und daß ſie von einander nit wichen wollten, bis in den Tod hinein. Das hat der Narr geſehen, darum als er wieder zu des Fürſten Herzug kam, lief er ungeſtüm dem Fürſten zu, ſagt, wie er niden in dem Wald by ſynen Landsleuten gſyn, die habend alle ihre Händ

ufghebt, und gſchworen ihne den Fürſten zu tod zu ſchlahen, deshalben ſolle er da nirgend blyben, ſonder flux hinter ſich zühen, und da nit ſtryten: Das trib er ſo müchtig und grülich, daß ſich der Fürſt darab entſizt, und die Herren den Narren auf Surſee fertigen, nur daß er ſchwyge".

Und ſo blieb alſo der Hofnarr am Leben, und der Herzog ward im Treffen erſchlagen. Hätte mancher dem Rath eines Einfältigen gefolgt, er wäre beſſer dabey gefahren, als mit der vermeinten Klugheit, die ſich gar oft ſelbſt die Naſe verbrennt.

Falſcher Religionseifer.

Zu Surſee, im Kanton Luzern, iſt am 13ten Weinmonath 1608 Martin Duvoiſin, Bürger und Krämer von Baſel, mit dem Schwerdt hingerichtet, und deſſen Leichnam ſodann verbrannt worden. Sein Verbrechen war, daß er auf der Durchreiſe über die Pilgerleute an öffentlichen Orten geſpottet, die ka-

tholiſche Religion, ſonderlich die heil. Maria ſchnöde und frech beurtheilt hat; und wie es in der Obrigkeitl. Rechtfertigung heißt: „Als ein Gotteslåſterer anzuſehen ſey". — Milder iſt jedoch ein katholiſcher Bauer behandelt worden, der auch, laut dem Luzerner-Urtheilsſpruch 1596 die heil. Maria ſchåndlich gelåſtert, darauf in Gefangenſchaft geſezt, und vor Råth und Burger dahin verurtheilt worden, daß er in der Kirche auf die Kanzel *) ſoll geſtellt werden, und vor der verſammelten Gemeinde, daß es ihm leid ſey, bekenne, und Gott und die Gemeinde um Verzeihung anrufe. — Aber dem Duvoiſin konnte, laut Obrigkeitl. Bericht, nicht Gnade wiederſahren — weil er ſeine ausgeſtoſſene Låſterworte nicht zurücknehmen wollte, ſondern bey unabtreiblicher Beharrlichkeit und boshafter Wiederholung, — ſich ſein Urtheil ſelbſt geſchårft hat. — (Man ſehe Hr. v. Balthaſars Merkw. Luzerns Thl. 3. S. 252.)

Auch in Bern iſt ein Valentin Gentilis, und zu Genf ein Servet, aus übereiltem und falſchem Reli-

*) Aber warum auf die Kanzel?

gionseifer — und aus Macht der Geiſtlichkeit, die damals noch zu ihrer Stüze den weltlichen Arm brauchte — den ſie aber jezt ſo ziemlich verlohren hat, in jenen rohen Zeiten hingerichtet worden. In unſern Tagen haben wir von der Gerechtigkeitsliebe der chriſtl. Obrigkeiten, von welcher Religion ſie auch ſeyen, in der Schweiz doch keine Brandopfer mehr zu erwarten. Der Verſtokte oder Irrige in Meynungen, muß nicht dem Scharfrichter, ſondern der Erbarmung Gottes empfohlen werden; und die Fürbitte und Milde der frommen Gemeinde kann ihm vom Himmel Gnade und Licht erbitten. — Das iſt der Weg, Seelen zu gewinnen und zu bekehren. Und dies Geſez haben wir von Chriſto, der dem ſtreitenden Petrus befohlen: Stecke das Schwerdt in die Scheide. Ich bin nicht kommen zum Gericht, ſondern zur Gnade! Und als er am Kreuze von den verſtockten Juden geläſtert ward, ſagte er dieſe Gottesworte: Vater! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. — Das allein iſt wahres Chriſtenthum, wenn wir ihm — dem Heiligen und Gerechten nachahmen! —

Eine andre Art von falſchem Religionseifer giebt uns folgendes Beyſpiel:

Die Luzerner Kirchweih.

Im Jahr 1725 war ein ſonderbarer Streit zwiſchen der kathol. Geiſtlichkeit und dem Löbl. Stand Luzern. Die Obrigkeit hatte das Tanzen auf das Kirchweihfeſt erlaubt, der Pfarrer des Dorfes Udlingſchweiler aber hatte es verboten. Der Streit wurde ernſthaft, denn der Herr Landvogt hat die obrigkeitl. Gerechtſame geſchüzt — und den Bauern das Tanzen verſichert, ohne daß ſie ſchuldig ſeyen, auf des Pfarrers Verbot zu achten. Hierauf hat gedachter Prediger in der Kirche und ſonſt ſich der landesherrlichen Geſeze ſo ſträflich bezeugt, daß er das h. Sakrament den Bauern verſagte, auch keine Abſolution mehr ertheilen wollen, welches die Obrigkeit nöthigte, dieſen widerſpenſtigen Pfarrer vor Gericht zu fordern, und da er durchaus nicht erſcheinen wollte, ihn vom Amt abſezte. Der päbſtliche Nuntius zu Luzern, und der Pabſt ſelbſt wollten

ten gedachten hohen Stand Luzern nöthigen, dieſen Pfarrer wieder einzuſezen, welches aber nicht geſchehen. Die Antwort an den Pabſt war kürzlich dieſe: Daß ein Geiſtlicher, welcher nicht nur (zu ſeiner Obrigkeit) kein gutes Herz habe, ſondern der ſie offenbarlich und hartnäkig beleidiget, aufrühriſch iſt, und von der Obrigkeit nicht mit ſich reden laſſen will — unmöglich in einem wohlgeordneten Staat geduldet werden könne.

Landammann Bodmer.

Dieſer Mann iſt gegen die Reformation ſo erboßt geweſen, daß er befohlen hat, man ſoll alle Reformirte, ſo bey ihrem Abſterben nicht beichten wollten, unter den Galgen begraben. — Aber er ſelbſt ſtarb ungebeichtet und plözlich, denn ihn traf ein Schlagfluß, eben da er unter ſeiner Hausthür ſtand. — War Landammann zu Appenzell, im Jahr 1569.)

Denkungsart der katholiſchen Schweizer.

Im Jahr 1705 kamen zwey kathol. Prieſter in die Schweiz; ſie zogen über den Gotthard nach Italien. Auf ihrer Durchreiſe an den katholiſchen Orten hielten ſie öffentliche Reden. Zu Zug und Luzern wurden ſie mit groſſen Ehrenbezeugungen eingeholt. Der Zulauf alles Volkes war auſſerordentlich; da einer dieſer Prediger, Namens Pater Fontana, eine ſtarke, herzliche Beredſamkeit hatte, ſo zogen ihm die Leute nach, bis er die Gränzen der Schweiz verlaſſen hatte. Einsmal predigte er über die Pflicht der Verſöhnlichkeit gegen Feinde; und man hat geſehen, daß gleich darauf eine Menge von Menſchen, die lange in Todfeindſchaft lebten, einander die Hände gaben, ſich umarmten und küßten. — Eine Frauensperſon bat den Pater, ihren armen, kranken Mann zu heilen. Der Pater antwortete: Bitte nicht einen Sünder, ſondern Gott! Zu ihm nimm deine Zuflucht in einem eifrigen Gebet. Man zählt,

daß einer Predigt die er auf freyem Felde hielt, über 150 tauſend Menſchen beygewohnt haben. —

Merkwürdig iſt, daß dieſe 2 geiſtliche Perſonen in den 6 Tagen, die ſie in der Schweiz auf ihrer Durchreiſe zugebracht, keine einzige ordentliche Mahlzeit genoſſen, ſondern nur etwas ganz Weniges zu ihrem Bedürfniß verlangt haben.

Auswanderung nach Penſilvanien.

Die Wiedertäufer, welche um das Jahr 1710 nach Amerika aus dem Berner-Kanton ſind geſandt worden, ſind meiſtens in Holland und England geblieben. Unter dieſen Ausgewanderten waren ſelbſt vornehme Berner, die mit nach Penſilvanien gegangen ſind; es ſollen viele rechtſchaffene Leute, und gröſtentheils aus den beſten Familien mit fortgezogen ſeyn. —

Der Bauernaufruhr, 1653.

Wie gefährlich die Verführung des Landvolks ſey, mag folgende Erzählung allen Rechtſchaffenen zum warnenden Beyſpiel dienen.

Einige unruhige Köpfe im Entlibuch fiengen im Jahr 1653 einen Aufruhr an, der beynahe die ganze Schweiz in Feuer und Flammen ſezte. Die Bauern wollten keine Abgaben mehr bezahlen; ſie ſchimpften über die obrigkeitliche Salz- und Pulverpachtung, ſie verweigerten den Ausfuhrzoll des Viehs; und die Bauern hatten die Frechheit, einen obrigkeitlichen Beamten, der von Luzern in das Entlibuch geſchikt worden, auf eine ſchändliche Weiſe aus dem Lande zu führen. Die Obrigkeit verſuchte alle gelinde Mittel, dieſe Tollköpfe zur Mäſſigung und Gehorſam zurück zu bringen, aber leider konnte ſie in Güte nichts ausrichten. Vielmehr ſtifteten ſie andre Bauren der benachbarten Länder auf, und ſo machten auch Berner, Solothurner und Basler gemeinſchaftliche Sache mit

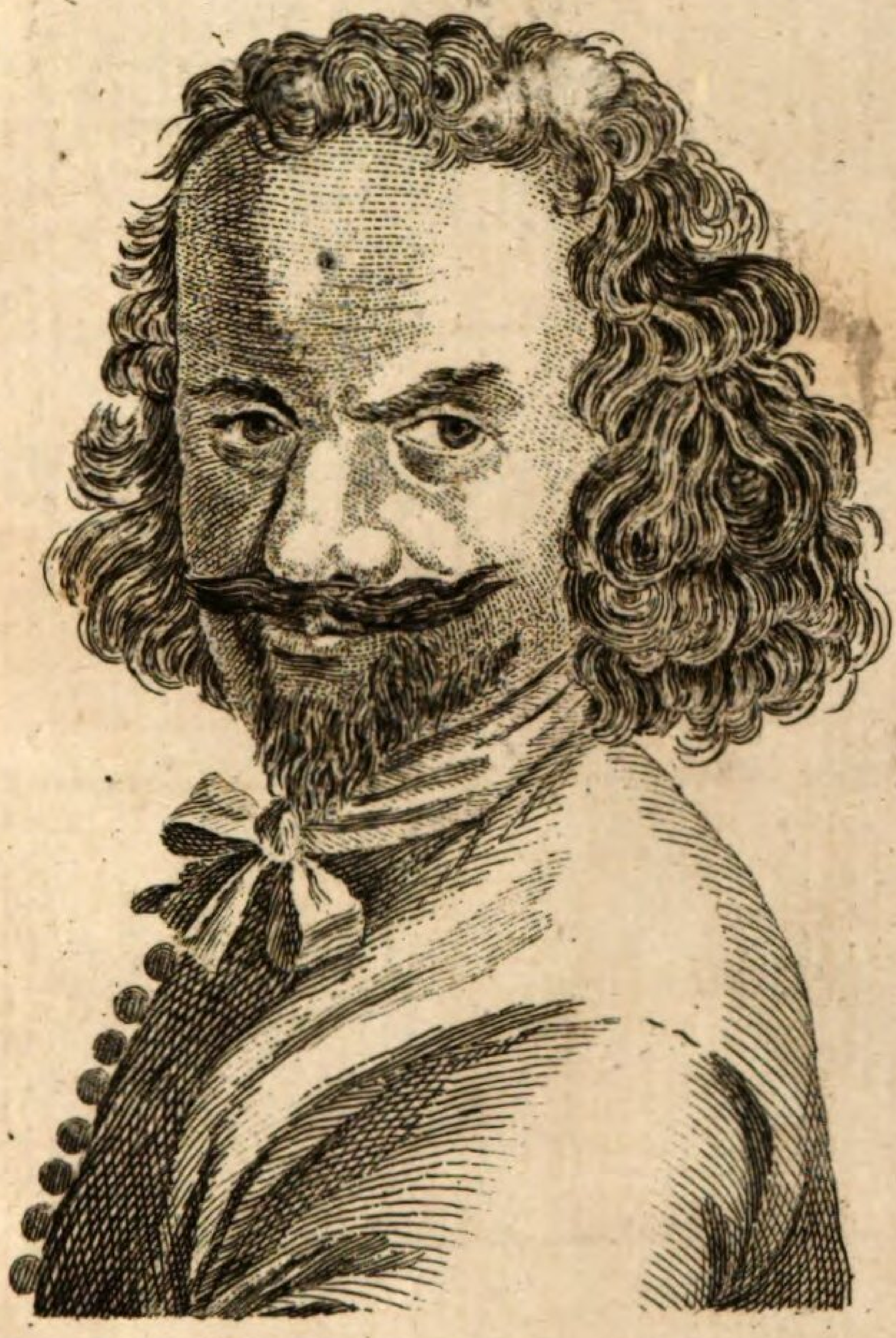
den Luzernern, und rebellirten gegen ihre Obrigkeiten.

Zu Hutwyl im Bernergebiet, ganz nahe an der Luzernergränze, errichteten die Rädelsführer ein Bündniß, welches alle in den Waffen geſtandene Bauern eidlich beſchwören mußten. Nun plünderten ſie die Schlöſſer, nahmen überall das Geſchüz weg, und hatten die Kühnheit, mit 30 tauſend Mann gegen die Stadt Bern zu marſchieren, wo ſie auf dem Muryfeld ſich lagerten; von da aber abzogen, und verſprachen, ſich zur Ruhe zu ſezen. Luzerner und Entlibucher giengen auf die Stadt Luzern los. Schon glaubte man auch dort, den Frieden hergeſtellt zu haben, als die Luzerner-Bauern von neuem ſtürmten, und die Berner wieder zur Empörung hinriſſen. Hierauf zog General v. Erlach ins Feld, ſchlug ſie bey Buchſee, und General Werdmüller kanonirte unter ſie zu Mellingen. — Die Rebellen kamen in Furcht, denn ſie waren jezt nirgends ſicher; von allen Seiten wurden ſie umzingelt — und ſie baten flehentlich um Frieden und Gnade um Gottes und Jeſu willen! — So ſchrieb Leuenberg an den General Werd-

müller: „Wir bitten euch um Jeſu Chriſti und um des jüngſten Gerichts willen, ihr wollet doch Frieden verſchaffen!” Auf welches Verſprechen hin man die Bauern alle heimziehen laſſen, ihre Anſtifter aber gefangen genommen hat.

Schon vormals hat unſre glückliche ruhige Schweiz durch ſolche Ruheſtörer und Starrköpfe vieles ausgeſtanden; dieſer Geiſt des Aufruhrs ſpukte bald im Graubündtnerland, bald im Toggenburgiſchen, bald im Zürcheriſchen; bald im Oberland und im Freyburgiſchen ꝛc. — Doch war keiner ſo weit umgreiffend als der im Entlibuch, und an der Berner- und Luzernergränze im Jahr 1653. Die Rådelsführer, welche alle hingerichtet worden, waren:

Hans Emmenegger, erſter Anſtifter und General der Entlibucher, und Chriſti Schibi, auch ein Entlibucher; man ſehe nur das Geſicht des Leztern an. Wider alles Verſprechen wollte er der Eidgenoſſen Lager in der Nacht überfallen, und konnte von Leueberger und andern Anführern nur mit Mühe abgehalten werden, daß es nicht zu einem allgemeinen Blutbad kam. Ferner war ein



Criſten Schibi

Niclaus Leüeberg.

ſchlauer und verſchlagener Kopf dabey: Caſpar Steiner, der Sigriſt zu Emmen, im Kanton Luzern; er gieng im Land herum, und ſtiftete die Bauern auf. Auch hat er die Feder geführt, bey allen Verhandlungen den Ausſchlag gegeben und ſich ſelbſt titulirt: **Beſtellter Obriſter und vornehmſter Rathgeber.** — Sein Lohn war, daß er nahe bey ſeiner Heimath am Galgen aufgeknüpft worden. —

Ein Zeitgenoß ſchreibt von dieſem Manne: „Er war hablich und rych; auch etwas g'ſtudirt; war nach dem Emmenegger der allerärgſte und böſeſte Rädliführer, und vermeinte gleichſam Herr von Rottenburg zu werden". —

Nikolaus Leuenberger, aus dem Amt Trachſelwald, Berner Kantons, hat ſich ſo trozig aufgeführt, daß er allem freundlichen Zureden kein Gehör geben wollen, und mit frechen Worten und Thaten ſeiner hohen Obrigkeit Troz geboten hat. Er wurde gefangen, ſein Urtheil gefällt, daß ihm der Kopf abgeſchlagen, ſelbiger ſamt ſeinem ſogenannten Bundesbrief auf den Galgen genagelt, ſein Leib aber geviertheilt, und auf die

Landſtraſſen, die zu der Stadt Bern führen, aufgehenkt werden ſoll. Welches Urtheil auch den 25ten Juny 1653 an ihm vollſtreckt worden.

Den 14ten Julius 1653 ſind auch zu Baſel ſieben ſolcher aufrühriſchen Bauern, alles alte, ſtarke, angeſehene Männer, mit grauen Häuptern und groſſem Bart, enthauptet worden. —

Zum Schreken und Warnung muß man auch ſolche Trauergeſchichten in der Vaterlandskronik leſen. Wir hoffen, ein jeder rechtſchaffener, biderer Schweizer werde es höchlich verabſcheuen, wenn ſich die Angehörige gegen ihre rechtmäſſige Obrigkeit empören; da Gottlob! in unſerm Vaterland noch Recht und Gerechtigkeit gilt, und gegründete Vorſtellungen, die mit Beſcheidenheit angebracht werden, überall ein williges Gehör finden.

Gegen den gedachten Bauernaufſtand im Jahr 1653 ſind von allen Kantonen Hülfsvölker ausgezogen. Die Waldſtädte gaben 15 hundert Mann; St. Gallen bey 1000 Mann; Zürich, Glarus, Schafhauſen, Thurgäu — über 10 tauſend Mann. Aus dem welſchen Berner- und Freyburgergebiet rückten auch über 10 tauſend Mann an.

ein alter Entlibucher

Vor Luzern lagen ſiebentauſend Mann, meiſtens Entlibucher, mit dem ſo genannten Morgenſtern, ihren handfeſten Waffen. Man nennt dieſen Krieg der Luzerner-Bauern den Zwiebelen-Krieg, weil die Aufrührer in den umliegenden Gärten alle Früchte abgeſchnitten, und beſonders die Zwibel, welche dort in Menge geſäet waren, und die Luzerner gerne aſſen, aus Muthwillen verderbt haben.

Ein ganzes Dorf, wird eine Mördergrube.

Im Welſchland, zwey Stunden von Lauſanne, auf dem Weg nach Genf, war ein Dorf, worinn faſt alle Einwohner nach und nach zu Dieben und Mörder geworden ſind. Da ein groſſer Durchpaß für Fremde daſelbſt geweſen, ſo haben dieſe Bauern ſich unter einander abgeredet, alle wohlhabende Reiſende aufzufangen, vorzüglich des Nachts. Den Einheimiſchen oder Landsleuten thaten ſie nichts, damit ſie deſto länger ihr gottloſes, höl-

liſches Gewerb forttreiben konnten. Schon lange hat man etwas von dieſem Räuberbvolk vermuthet, aber man konnte keinen Beweis finden; endlich, im Jahr 1703 kam die göttliche Rache über dies ruchloſe, verſtockte, teufliſche Volk, wo ſechszig Räuber und Mörder in Verhaft genommen, Weiber und Kinder aus dem Land gejagt, und das ganze Dorf von dieſem Spizbubengeſindel gereiniget worden. Den Anlaß zu dieſer Entdekung gab folgender Umſtand:

In ihre Hände fiel ein gewiſſer alter Mann; flehentlich bat er um ſein Leben, und ſtellte vor, daß er ein Vater fünfzehn lebender Kinder wäre, deren Unterhalt einzig von ſeinem Daſeyn abhange. Nebſt ſeinem Rock gab er ihnen 30 Thaler, die er bey ſich hatte, und ſie lieſſen ihn laufen. Da er in der Nacht kein Dorf mehr erreichen konnte, ſo legte er ſich in eine auf freyem Feld ſtehende Scheune. Während der Nacht zog bey dieſer Scheune die ganze Rotte vorüber; er hörte, daß ſie einander wegen ſeiner Loslaſſung Vorwürfe machten; auch vernahm er aus ihren Geſprächen eine Menge böſer Thaten, die ſie verübt hätten,

Indeß wollte ihm das Glück ſo gut, daß, da ſie ihn einzuholen beſchloſſen, er glücklich zu Morſee anlangte, und alles dem dortigen Landvogt entdeckte. Hierauf wurde das ganze Mordneſt zerſtört; in Zeit von ſechs Wochen wurden bey vierzig zum Feuer und Rade verurtheilt; zwanzig andere erhielten gleichfalls den Lohn ihrer Thaten. Mann vor Mann waren ſie alle ſo verſtockt, daß ſie ohne das geringſte Zeichen einiger Reue dahin ſtarben. Bey der Hinführung zum Richtplatz fieng einer aus ihnen bey einem Hügel überlaut an zu lachen, indem er, auf Befragen, erzählte: Daß er ehemals an dieſem Orte einen ſchlafenden Keſſelflicker gefunden, mit einem kleinen Feuer zur Seite, und einem Löffel geſchmolzenen Bley's. Dieſes hätte er dem Mann in die Kehle gegoſſen; hierauf ſey er mit ſo kurzweiligen Kapriolen verſchieden, daß er ſich bey der Wiedererinnerung noch jezt des Lachens nicht enthalten könne. Sie wurden alle längſt dem Lauſannerſee auf Räder geflochten; immer einer rief dem andern vom Rade zu: ob nicht die Sonne bald untergehe, damit man ihnen alsdenn den Herzſtoß gebe?

Das Reſultat aller Geſchichte iſt:

Licht und Schatten neben einander. Großgefühl im Aufblühen der Republik, kindliche Einfalt und Herzensgüte. — Aber bey anwachſender Macht — Verſchlagenheit, Trotz und mancherley Tücke. Wenn man Beſcheidenheit und Tugend verläßt, ſo hat man ſein Glück und ſeine Ehre verlaſſen. Kein Zeitalter war vollkommen, jedes hatte ſeine eigene Vorzüge und ſeine eigene Nachtheile. — Einzle edle Menſchen fehlten nie ganz — aber das Nazionale — das Allgemeine — iſt bey uns, wie bey allen Völkern, nie edler geweſen — als da die bidern Väter ohne Luxus, im mittelmäſſigen Glücke lebten — unbemerkt vor der Welt — aber im ſtillen Genuß redlich, bieder und fromm. Und die Völker werden nicht wieder glücklich werden, als wenn ſie zu dieſer heiligen, urſprünglichen Güte und Wahrheit zurükkehren!

Natur-Merkwürdigkeiten.

Untergang von Plürs, im Veltlin.

Piuri oder Pleurs, war ein ſchöner und ſtark bewohnter Marktfleken im Veltlin. Im Jahr 1618, durch einen eben ſo traurigen als ſeltſamen Zufall iſt dieſer Ort ganz zerſtört worden. Am 25ten Auguſt deſſelben Jahres trennte ſich der nahe daran gelegene Berg, Cont oder Conto genannt, und bedekte dergeſtalt den ganzen Ort, daß nicht ein einziger Menſch mit dem Leben davon kam. Die Anzahl der Verunglückten hat ſich auf 1500 bis 2000 Perſonen beloffen. In Chiavenna, welches doch ſo nahe dabey liegt, wußte man von dieſer Begebenheit nichts, bis man ſahe, daß der Fluß, welcher an dieſer Stadt vorbey fließt, kein Waſſer mehr bekam; denn während 3 Stunden ſahe man keinen Tropfen Waſſer mehr herbey

flieſſen, weil der Berg in den Fluß geſtürzt war, und das Waſſer dadurch einen andern Lauf nehmen mußte. Ein merkwürdiger Umſtand darf hier nicht vergeſſen werden. Ein Bürger aus Plürs gieng in den Gaſſen herum und rief: Daß man ſich retten ſolle, indem er geſehen, wie ſich der Berg geſpalten habe, und die Stadt zu Grunde gerichtet werden würde; allein man lachte ihn aus. Nur er und ſeine Tochter verlieſſen die Stadt; lezterer fiel aber unterwegs ein, daß ſie vergeſſen hatte, eine Stube zuzuſchlieſſen, worinn ſich etwas von groſſem Werth befand. Sie kehrte wieder um, und war alſo ſelbſt an ihrem Tod ſchuld, denn kaum war ſie in ihrem Hauſe, ſo fiel der Berg zuſammen, und begrub es wie die übrige ganze Stadt. Das nahe dabey gelegene Dorf Schilano oder Chitan, ein Ort von 75 Feuerheerden, wurde gleichfalls durch den Zuſammenſturz des Berges gänzlich vergraben.

Wälder verſinken.

Anno 1757 trug ſich in der Kirchgemeind Wattenwyl, bey Thun, eine Naturſeltenheit zu, deren ſich die älteſten Leute dieſes Landes nicht zu erinnern wiſſen. Hier iſt die Begebenheit: Ein Tannenwald, welcher auf einem Berg liegt, und der Jungwald genannt wird, fieng ohngefehr 8 Tage vor Jakobstag, deſſelben Jahrs an, zu ſinken, und mit groſſem Krachen und Getöſe, welches man Tag und Nacht hörte, zuſammen zu ſtürzen; welches auch bis in die Mitte des Winters fortwährte, ſo lange das Erdreich nicht gänzlich gefroren war. Hin und wieder ſahe man in dem Wald groſſe Schlünde, wo ſich die Erde aufgethan, und viele der größten Tannenbäume verſunken ſind, ohne daß man je einen einzigen hätte wieder finden können. Man berechnete den Schaden, den dadurch die Gemeinde Wattenwyl erlitten, auf 10 tauſend Pfund.

In der Grafſchaft Toggenburg hat ſich im nemlichen Jahr ein gleiches Unglück

zugetragen, da eine Alp, der Creuzweg genannt, eine Stunde von Crynau, an den Gränzen des Gaſters, dergeſtalt geborſten iſt, daß ein groſſes Stück von mehreren Jaucherten in den Abgrund geſtürzt iſt; durch dieſen Zufall hat der Berg für 6 bis 8 Kühe Sommerung verlohren, ohne den Schaden zu berechnen, welcher durch den Einſturz des Waldes verurſacht worden.

Bergfall im Wallis.

Im Jahr 1714 im Herbſtmonat iſt der ſteile Berg, Diableret genannt, eingeſtürzt, und bedeckte in ſeinem Fall 55 Sennhütten, über 100 Stück groſſes, und mehr als 500 Stück kleines Stallvieh, nebſt 14 Menſchen. Drey ſtarke Waſſerbäche wurden damit in ihrem Lauf gehemmt, ſo daß ſie jezt einen See vorſtellen, der unten im Thal ſtehet, und mit Geräuſch hie und dort einen Ausgang ſucht. Leute, die von Ferne dieſen Einſturz geſehen, können nur einen einzigen Augenblick angeben, wo zugleich auf

allen Seiten der Fall geſchah; die Luft war vom Erdſtaub und vom reibenden Steinkies-Dampf ſo verdunkelt, daß es weit umher wie Nacht war. Die Weite des Berges — wo er hinaus geſtürzt, und alles bedekt hat, gehet über eine Stunde lang.

Dergleichen Unglücksfälle haben ſich ſonderlich auch im Glarnerlande, wie auch in andern Gegenden der Schweiz zugetragen, doch ſind obige zwey Fälle von den Ausserordentlichen, und alſo in einer Kronik denkwürdig.

Erdbruch im Kanton Bern.

Zu Aelen, nahe am Genferſee, ſind im Jahr 1584 den 4ten März zwey Dörfer von der Erde verſchlungen worden; (das ganze Dorf Corbieres und beynahe das ganze Dorf Yvorne). — Drey Tage vor dieſem Unglück war ein Erdbeben, und nach und nach hat ſich die Erde geſpalten; als am dritten Tag mit Donnern und ſchrecklichem Getöß, unter einem abſcheulichen Rauch die Berge ein-

ſtürzten, und zulezt die Dörfer, Aecker und Wieſen in den Abgrund verſunken ſind; wovon ſich nur einige wenige Menſchen durch die Flucht retten konnten. Lange nachher hat der Erdboden in der dortigen Gegend noch gebrandt, und Rauch ausgeworfen; Die Bäche und Waſſer haben einen andern Lauf bekommen, und viele Gegenden überſchwemmt. Nach einem Verzeichniß ſind nebſt unzähligen Haushaltungsſtücken, Geld und andere Sachen verſchüttet und zu Grunde gegangen: An 206 Menſchen; 69 ſteinerne Häuſer, und 126 ſchlechte Bauernhütten und Scheunen, nebſt allen Stallungen; über 6 hundert Stück Vieh aller Art; mehreres war auf der Weide, und konnte auf den Bergen erhalten werden. Fünf Mühlenen, 3 Reibenen; 62 Jauchart Rebland; 112 Jauchart Mattland (Wiesland). Unzählige Baumgärten, 66 Jauchert Ackerland; was an Halden und Tobeln gelegen; iſt gar nicht gezählt; über 6 hundert Faß Wein. Das Erdreich iſt 20, bis 80 und 100 Schuh tief geſunken.

Beobachtung über die Gletſcher.

Peter Moor, ein Einwohner aus Gadmen, hatte das Unglück, als er mit zwey ſeiner Bekannten auf dem Trift-Gletſcher Gemſen gejagt hatte, im Nachhauſegehen in einen tiefen Schlund dieſes Gletſchers zu fallen. Zu ſeinem Glük gerieth er auf einen Abſatz, wo er ſtehen konnte; als er ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, hörte er unter ſich einen groſſen Bach rauſchen, auch verſtund er alles, was ſeine Gefährten ihm zuriefen; ihnen war es hingegen unmöglich, ſo laut er auch ſprach, ein einziges Wort zu vernehmen. Sie mußten nun bey vier Stunden gehen, ein Seil zu holen, womit ſie ihn herausziehen konnten; bey Nacht kamen ſie wieder, damit verſehen, zurük, und lieſſen es ihm ſogleich hinunter; der Strick war aber zu ſchwach, denn als der Verunglükte zur Helfte aus dem Abgrund gezogen war, brach er. Nun wußten ſie ſich nicht zu helfen; das übrige Stük des Seils war zu kurz, um bis in den Boden hinunter zu reichen. Da ſie ent-

ſchloſſene Leute waren, und es darum zu thun war, ihrem Nebenmenſchen das Leben zu retten, ſcheueten ſie keine Mühe; ſie kehrten bey finſterer Nacht noch einmal in ihr Dorf zurück, holten ſtärkere Seile, und eilten hiemit ihrem Mitbruder zu Hülfe, welchen ſie auch diesmal glücklich herauf brachten. Der Errettete war nicht ſehr beſchädiget, und wurde gänzlich wieder hergeſtellt.

Wie wunderbar muß nicht die Höhlung dieſes Gletſchers beſchaffen ſeyn, da die Perſon, ſo ſich in dem Abgrund befand, alle Worte die man oben ſagte, verſtund, und hingegen, wenn man herauf rief, nichts vernehmlich war.

Das ſogenannte heiſſe Jahr.

Es war das Jahr 1540, wo die Hize ſchon im Hornung anfieng, und bis im Chriſtmonath fortdauerte. Am 7ten April war eine groſſe Sonnenfinſterniß, darauf folgte eine ſolche Dürre und ſtarke Hize bey dem Mangel des Regens, daß die Brunnen vertrockneten, und viele Wäl-

der in Brand gerathen ſind, die man nicht löſchen konnte. Der Rhein war ſo klein, daß man zu Fuß durch denſelben gehen konnte. An einigen Orten im Thurgäu und Rheinthal war das friſche Brunnenwaſſer ſo rar, daß die Maas um Geld verkauft worden, und mehr galt als der Wein. Man konnte den Saum Wein für einen Gulden haben, hingegen um gutes Waſſer zu bekommen, mußte man viele Stunden weit laufen, und man ſtritt ſich um den Vorzug. Da ſehet ihr, meine liebe Leſer, wie elend wir wären, ohne den Ueberfluß des Waſſers.

Das groſſe Winter-Jahr.

Es war im Jahr 1600, als der Frühling ausblieb; denn noch im May ſah man weder friſches Gras noch Laub auf den Bäumen. Im Herbſtmonath fieng es ſchon wieder an zu ſchneyen; und hingegen kam um Weihnachten eine ſo auſſerordentliche Wärme, daß man im Feld arbeiten, und den Saamen ausſtreuen und ackern konnte. —

Das Jahr darauf war zwar nicht unfruchtbar, aber die Sonne hatte keinen rechten Schein, und war ſtets trübe. Sodann brach im Herbſt ein fürchterliches Erdbeben aus, welches ganz Europa erſchüttert hat. Die Häuſer wankten wie die Schiffe auf der See, viele ſtürzten ein; das Vieh ſprang in den Ställen auf. — Bald darauf folgte die Peſtilenz; und war keine betrübtere Zeit, als die damalige, ſo lange man ſich es gedenket. —

Urſachen der öftern Peſten, in vorigen Zeiten.

Man hat in vorigen Zeiten, bey ausgebrochenen Seuchen die Juden beſchuldigt, daß ſie Brunnen vergiftet haben, um die Chriſten zu morden; beſonders war darum der Argwohn gegen ſie ſcheinbar — weil immer nur wenige Juden bey Peſtſeuchen ſtarben, hingegen Chriſten ganze Schaaren. — Aber viel eher glaube ich, daß die Unſauberkeit und Schweinerey, die bey dieſem Volk Na-

tionalſitte iſt, in die Städte die Peſt gebracht, und die Chriſten vergiftet haben. Den Juden ſelbſt hat dies freylich wegen der langen Gewohnheit am wenigſten ſchaden müſſen, weil ein Gift das andere tödtet. Und dabey iſt unter keiner Nation das Reiſen und Wandern von Strolchen und Jaunergeſindel aus allen Erdtheilen ſo viel, wie bey den Juden. Eine Stadt, die Juden zu Einwohnern hat, kann alſo ſolche anſtekende Seuchen am erſten durch dieſe fremde, unſaubere Gäſte erhalten. — Nun, da lange ſchon keine Juden mehr in den Schweizerſtädten wohnen, weiß man von ſo anſtekenden Seuchen nichts mehr.

Noch zur Zeit der Reformation war die Peſt in den größten Städten faſt wie eine Seuche allgemein. Da es meiſtens an guter obrigkeitl. Aufſicht fehlte, und die Bürger willkührlich thaten, was ſie wollten, ſich in ihrem häuslichen Leben der Unſauberkeit ergaben, auch die Juden noch überall geduldet wurden, die bekanntlich das ſchmuzigſte Volk des Erdbodens ſind — ſo war es kein Wunder, wenn die Städte zu Peſtörtern, und der Aufenthalt vergiftet und peſtilenzialiſch

worden. Zu dieſem kam hernach auch noch die Bosheit und Hartherzigkeit der Aufſeher und Pfleger der Spitäler und Peſthäuſer. Man legte Menſchen in die gleichen Better, wo kurz vorher ein Peſtartiger ſtarb. Man verkaufte ihre Kleider; die Juden trieben Handel damit. — Wer ſollte es glauben, und doch iſt es gewiß, daß es Leute gab, die ihr eigentliches Geſchäft daraus machten, die Peſt an die Orte zu bringen und auszubreiten? So iſt uns von der Stadt Genf ein ſchrekhaftes, und faſt alle menſchliche Bosheit überſchreitendes, verruchtes Beyſpiel aufbehalten worden; ſo der Geſchichtſchreiber Spon erzählt, und Calvin auch beſchrieben hat. Im Jahr 1530 haben ſchändliche Leute die Peſt in Genf verbreitet, indem ſie angeſteckte Tücher an verſchiedene Orte hinwarfen. So machten ganze Rotten den Bund, ſich der Peſt zu bedienen, um die Städte zu plündern.

Im Jahr 1545 haben daſelbſt die Aufſeher des Spitals ſich der Gelegenheit bedient, die angeſteckten Better zu Vermehrung und Ausbreitung dieſer ſchreklichen Seuche anzuwenden, um durch das

häu-

häufige Sterben der Leute ſich zu berei- chern. Einer dieſer abſcheulichen Un- menſchen zu Genf hieß Caddoz, und wurde lebendig verbrandt. Und mehrere Theilnehmer ſeiner verruchten Handlung, deren Greuelthaten entdeckt worden, ha- ben den gleichen Tod gelitten. Sieben Männer und 24 Weiber, die auch ſolcher Verbrechen überzeugt worden, wurden ebenfalls lebendig gerädert und verbrandt.

(Aber nicht nur in der Schweiz, ſondern auch aus andern Gegenden hat man ſolche Abſcheulichkeiten zu erzählen. Noch im vori- gen Jahrhundert iſt eine Peſtausbreitung in Paris entdeckt worden.)

Das groſſe Peſtilenzjahr.

Das Jahr 1611 war für die Schweiz das groſſe Todtenjahr. Mit dem Monath Auguſt kam die Peſt ins Land; ſie wü- thete mit ſolcher Strenge, als man nie- mals vorher geſehen und gehört hatte. Die kleinſte Stadt hatte täglich 80 bis 90 Todte. Der Jammer war ſo groß,

daß kein Menſch bald dem andern Hülfe leiſten konnte. Die Luft fand ſich ſo ſtark vergiftet, daß die Vögel aus derſelben zur Erde fielen, und die Thiere wie die Menſchen davon angegriffen worden. — Wer dem Uebel früh genug entrinnen konnte, flüchtete ſich auf die höchſten Gebürge. Die Ausdünſtung war am ſchädlichſten, je näher man der ebenen Erde war, daher man auf der Höhe der Häuſer, unter dem Dach ſchon etwas ſicherer war, als in der Geſellſchaft ſeines gleichen. Ganze Dörfer ſind ausgeſtorben, daher lagen die ſchönſten Güter, vornemlich im Thurgäu, Toggenburg, Rheinthal und Appenzellerland ganz öde und ungebaut. — Man hat an einigen Orten friſche Brodtſchnitten an die Decke der Wohnſtube angeheftet, und ſogleich fand man es von Gift ganz weiß. Auch unter dem Vieh graſſirte die Seuche immer fort; das Jahr darauf kam ein ſtarker Wolkenbruch, und die Nächte waren einigemal ſo helle wie der Tag. — Ein Sturmwind, der viele tauſend Tannen und Fruchtbäume über den Haufen geworfen, auch Häuſer und Dächer eingeſtürzt, folgte ſodann im Wintermonath des Jahrs 1612.

Bald hernach folgten viele, recht frucht-bare Jahre.

Im Jahr 1529 ſtarben in Zofingen durch die Peſt beynahe alle Einwohner. Es waren nur noch 2 Rathsherrn übrig. Ferner ſtarben 1552 wieder über 1200 Perſonen; und 1597 abermals 518, worunter 18 Ehen und 11 Geſchlechter völlig ausſtarben, und 76 Ehen ganz getrennt worden.

Groſſe Hungersnoth.

Das Jahr 1692 war ein ſehr ſchweres Jahr für uns Schweizer. Das Getraide war faſt ganz verſchwunden, ja fürs Geld konnte man keine Frucht mehr kaufen. Oft gieng man mit einem vollen Beutel auf den Kornmarkt, und konnte für eine Handvoll Geld keine Handvoll Korn erhalten. Das Geld war gemein unter den Leuten, weil die Fabriken damals ſtark im Trieb waren, aber man ſiehet hier deutlich — daß nicht Fabriken, ſondern der Landbau das Land reich und unabhängig machen. Auch bleiben die Leute

daben ordentlicher, weil gemeiniglich die Arbeiter in Fabriken oder die Helfershelfer ein Troß ſchlechter Menſchen ſind, und Arme aller Nationen ins Land ziehen, und die einheimiſcher Armen vermehren. Alles erhält ſeinen Werth und Unwerth von der Art, wie man es treibt.

Aus Schwabenland konnte man auch nichts erhalten, weil die Kriegsvölker die ſchönſten Fruchtfelder verderbt, und den meiſten Vorrath aufgezehrt hatten. Vier Monath lang war noch dazu die Fruchtſperre auf das ſchärfſte angelegt, ſo, daß kein Körnchen zu uns kam. Das war ein ſchrecklicher Jammer; im Felde ſammelte man ſtatt Frucht nur Unſaamen und Schwingel, wodurch viele Leute, die dergleichen Mußmehl genoſſen, im Kopf ganz wunderlich und taumelnd worden. Viele ernährten ſich bloß mit Reiß, wodurch ihre Leiber geſchwollen und ganz ungeſund geworden. — Man ſah ganze Aecker voll armer Leute, die des Viehes Gras aſſen. Viele andre haben ſich lange mit abgeſottenem Grůſch erhalten, aber ihre Magen wurden ſo kraftlos, daß ſie zuſammen ſchrumpften; und die ſchönſten, ſtärkſten Männer wie Todtenbilder her-

umgiengen. In vielen Haushaltungen war gar kein geſunder Menſch anzutreffen. Die Weibsperſonen, die ſich ſonſt mit Spinnen ernährten, wurden ſo ſchwach, daß ſie die Spillen nicht mehr führen mögen, und vor Blödigkeit und Hunger bey der Kunkel nieder geſunken ſind. Die Kinder hatten keinen Wachsthum mehr, und blieben zurück. Der entkräftete Bauersmann mochte die harte Feldarbeit nicht mehr verrichten. Die Dienſt- und Arbeitsleute wurden abgeſchaft, daher mußten viele ehrliche Leute ſich auſſer dem Vaterland begeben, und ſo wurde das Leinwandgewerb nach Schwaben gebracht. — Dieſe Auswanderung dauerte beſtändig fort, beſonders aus den Vororten der Schweiz.

Sieben Jahre nacheinander hat man eine groſſe Entkräftung in unſerm Lande geſpürt, und die Erndte iſt nie recht fruchtbar geweſen, weil wir zu ausgezehrt waren. Ao. 1692 im Wintermonath, ward deshalb von allen Kantonen eine allgemeine Tagſazung gehalten; konnten aber nur ſo viel bewirken, daß der Kaiſer ihnen zur Antwort gab: Daß, wenn ſie ihre Truppen in franzöſiſchem Sold,

ſo gegen die Deutſche damals ſtritten, nicht zurückziehen, er keine Achtung für ihre Klage haben könne. Von da an ſind die franzöſiſchen Werbungen eingeſtellt worden.

Raſende Hunde.

Als in dem lang fortwährenden Kriege in Bündten viele hundert todte Körper in den Rhein geworfen worden, die im Thurgäu und im Rheinthal an das Land getrieben wurden, und hernach von den Jagdhunden angebiſſen und gefreſſen worden, wurden darauf dieſe Hunde ſo wüthend, daß ſie im Appenzellerland, im obern und untern Rheinthal das Vieh auf der Weide angefallen, und in kurzer Zeit über tauſend Stük Vieh theils angebiſſen, theils verunglückt haben. Alles Landvolk mußte jezt mit Flinten, Spieſſen, Stangen und Prügeln die raſende Hunde aufjagen und tödten. Solches geſchah im Jahr 1623.

Viehſeuche und Kurart.

Im Frühjahr von 1732 zeigte ſich eine Krankheit unter dem Vieh, mit Blattern auf der Zunge, die, wenn man ſie nicht gleich mit einem ſilbernen Inſtrument geöffnet und geſäubert, dergeſtalt um ſich gefreſſen, daß das Vieh in Zeit von 24 Stunden crepirte. Dieſe Seuche kam aus dem Würtemberger- und Schwabenland in die Schweiz, bis nach Italien, und blieb nur 3 oder 4 Tage an einem Orte; daher auch nur ſoviel gefallen, als verwahrloſet worden.

Eine noch weit gefährlichere Viehſeuche kam 50 Jahre früher, nämlich im Jahr 1682, in unſer Land. Das Vieh bekam auch kleine, weiſſe Blattern, die ſo geſchwind angewachſen ſind, daß, wenn man nicht gleich im Anfang kräftige Hülfsmittel gebraucht hat, die Zunge aus dem Rachen gefallen, und das Vieh mit groſſem Leiden verrekt iſt. Wer folgendes Mittel angewandt hat, konnte ſein Vieh retten: Man nahm einen ſilbernen Löffel, oder ein Stück Silbergeld, und krazte

damit die Blattern dem Vieh auf, bis Blut hervor kam. Hernach trocknete man die Zunge mit einem Stück roher Leinwand, tunkte ſolches in Eſſig, wuſch die Löcher damit aus, und rieb ſie mit Salz. Endlich ſalbete man dieſelbe mit Honig oder geſalzenem Speck. — Andere nahmen eine Handvoll Wermuth, Rosmarin, Lavandel, Ruthen und Knoblauch, haben ſolches im Eſſig geſotten, hernach die Blattern mit einem ſilbernen Löffel eröffnet, und ein rohes Stück Tuch in obigen Eſſig getunkt, und die Löcher damit ausgewaſchen.

Merkwürdigkeiten am Firmament.

So wie es auf der Erde wunderbare Erſcheinungen und Ereigniſſe giebt, und von Zeit zu Zeit ganz unerwartet kommen, ſo geſchiehet daſſelbe auch über uns, am Firmament des Himmels. Es wäre ein eigenes Buch davon zu ſchreiben, wenn man alle Begebenheiten der Luft, und alle Sonnen- und Geſtirnsveränderungen beſchreiben wollte. Ein Paar merk-

würdige Vorfälle, die ſelbſt ein Sternkundiger beſchrieben hat, und Augenzeuge davon war, will ich jedoch auch in dieſer kleinen Kronik aufbehalten.

Im Jahr 1492, Mittwochs den 7ten Novemb. um Mittagszeit, fiel mit einem Donnerknall ein groſſer Stein aus den Wolken. — Er war vierekig, über eine Elle hoch, an Gewicht 2 Centner und 80 Pfund, alſo beynahe 3 Centner; an der Farbe wie Eiſenerz, und wenn man mit dem Stahel daran ſchlug, fuhren ſtarke Feuerfunken heraus. Den Fall des Steins hat man auf 50 Meilen weit gehört; er fiel nieder in der obern Gegend von Baſel, nahe bey Enſisheim gegen Straßburg zu. Der Dichter, Sebaſtian Brand, ſchrieb damals:

Donau, Nekar, Aar, Ill, Rhein —
Schwyz, Ury, höret den Klapf,
der In.

Im Jahr 1563 den 27ſten März, ſah man Abends 5 Uhr drey Sonnen am Himmel. Zwo waren nicht gar rund, ſie ſtunden neben der rechten Sonne, ungefähr 18 Grad, und eben ſo weit vom

Niedergang. — Sie waren länglicht, gaben einen blaſſen Schein und hatten vermiſchte Farben. Ueber eine Stunde lang blieben ſie unverändert ſtehen; hernach verſchwand eine nach der andern. Man hat dieſe Zeichen in allen Landen geſehen.

Im Jahr 1572 am 8ten Wintermonath erſchien am mitternächtlichen Ort des Himmels ein neuer, heller und lieblicher Wunderſtern. Sein Feuer war blendend ſtark, und glänzte wie ein Edelſtein am Firmament. Die Gelehrte und Sternkundige damaliger Zeit haben allgemein dieſe Erſcheinung bewundert, denn das gemeine Volk konnte den Unterſchied nicht machen, was alt oder neu unter den Geſtirnen am Himmel ſey.

Im Jahr 1706, den 6ten May, war die groſſe Sonnenfinſterniß, dergleichen man nur 10 beſchrieben findet, ſeitdem man die Geſchichte der Welt kennt. Der Anfang war Vormittags um 8 Uhr. Um 10 Uhr war die Sonne 4 Minuten lang völlig dunkel. Es war finſtere Nacht. Man zündete Lichter an; das Geflügel gieng zur Ruhe; Thau und friſche Kälte ruhete auf dem Erdboden. Die Roſſe

blieben auf der Straſſe ſtille ſtellen; alle Thiere eilten in ihre Ställe. Auf einmal wurde der Erdball wie von einem Strahl Gottes wieder beleuchtet. — — Wer ein Gefühl hat, wird die Allmacht des Höchſten mit Erſtaunen empfinden.

Unterſchiedliche naturhiſtoriſche Ereigniſſe.

Im Jahr 1590 kamen groſſe, und ſehr ſchädliche Mücken ins Land, die den Leuten, beſonders auf dem Lande ſehr beſchwerlich worden, auch dem Vieh groſſen Schaden gethan haben. Viele ſind von dieſem Mückenſtich geſtorben, denn er verurſachte nicht nur eine plözliche Geſchwulſt, ſondern war auch ſo ſchmerzhaft, daß die Leute ganz betäubt wurden. Dieſe Thiere hatten 4 Flügel und lange Hörner, woran krumme harte Angeln geweſen, ſo ſie aus und einziehen konnten; der Kopf war glänzend, der Schwanz ſchuppicht und der ganze Leib ungemein lang, in Form länglich ſich streckender Würmer.

Den 13ten Brachmonath 1596 ſchlug der Blitz in die Münſterkirche zu Baſel; fuhr durch die ganze Kirche, nahm einem ſteinernen Bild den Arm weg, und löſchte die Zahl 1 2 3 an der Sonnenuhr vollkommen aus. —

Im Jahr 1596 wuchs ſehr viel wildes Obſt um Baſel, es ward zu Markt gebracht, und man fand deſſen allzuſtarken Gebrauch der Geſundheit ſchädlich. Sobald dieſes die Obrigkeit in Erfahrung gebracht, ließ ſie dieſes Obſt wegnehmen — oder doch den Verkauf in der Stadt verbieten. Man verſpürte das Jahr darauf viele Krankheiten.

Im Jahr 1529 war das geringe Wäſſerlein, die Birs bey Baſel, ſo angeſchwollen, daß es Bergehoch daher floß, und die Stadt unter Waſſer ſezte. Der plözliche Ueberſchwall zerſtörte viele Häuſer, und die Fluth nahm vieles mit fort; das Steinen-Kloſter ſtund 9 Schuh tief, und das Richthaus Mannshoch im Waſſer. Auf dem Kornmarkt war ein See, wo

man mit Weidlen gefahren iſt; und das Waſſer durch die bergige Stadt noch viel ſtarken Zug fand. —

Im Jahr 1413 kam eine unbeſchreibliche Schaar allerley Vögel in das Schweizerland, ihre Geſtalt war wie die Geſtalt der Buchfinken. Wenn ſie ausflogen, ſo hatten ſie die Luft in einem Umkreis von wenigſtens 2 Stunden angefüllt — und verfinſterten dieſelbe. Des Nachts konnte man eine Menge fangen. Sie nahmen aber ihren Flug weiter. —

Sonntags den 6ten Chriſtmonath 1674 fielen an mehrern Orten der Schweiz, vornehmlich aber in der Gegend von St. Gallen und Appenzell, während dem Schneyen, viele Würmer aus der Luft, ſchwarz von Farbe, mit 6 Beinen und einem platten Kopf, in der Gröſſe eines Seidenwurms.

Im Jahr 1709 war der auſſerordentliche kalte Winter, wo die ſtärkſten Bäu-

me mit erſchrecklichem Knallen zerſprangen; die Thiere auf dem Felde ſchaarenweiſe todt niederfielen; die Reben viele folgende Jahre unbrauchbar geworden; auch den Sommer darauf weder Obſt noch andre Früchte gedeihen wollten.

Im Jahr 1684 war eben ein ſo fürchterlich kalter Winter, deren man in hundert Jahren keinen erlebt hatte.

Ausserordentlicher Blizſtrahl.

Das Jahr 1678 iſt wegen einigen Naturbegebenheiten für uns ſehr merkwürdig geweſen. Den 28ten Jenner deſſelben Jahrs ſahe man im Canton Appenzell, gleichwie Ao. 1647, viele Würmer auf dem Schnee liegen. Den 19ten April iſt ein ſchreklich Donner- und Hagelwetter entſtanden; die Blize waren auſſerordentlich hell und warm. An verſchiedenen Orten ſchlug der Strahl ein; unter anderm auch in der Gemeind Wald, in Appenzell. Der Bliz fuhr durch das Kamin herunter, und das Haus

gerieth alſobald in Brand, war aber gleich wieder durch einen Nachbar, mit Schotten und Milch (welches in dieſen Fällen viel würkſamer iſt), gelöſcht. In der Kammer über der Stube hat es die Thüre ſammt dem Getäfel von der Wand geriſſen, und obgleich die Hausfrau mit einem Kind auf dem Arm, dabey ſtund, wurde ſie doch nicht beſchädiget. Die Stubenthür wurde gleichfalls aus den Angeln geriſſen uud gegen das Fenſter geworfen. Der Hausvater ſahe zum Fenſter hinaus; der nämliche Blizſtrahl ſchlug ihn zu Boden und zerriß ihm den einen Schuh ſammt dem Strumpf; hingegen ſaß ein Kind neben ihm auf der Bank, ſo keinen Schaden gelitten. In der Webſtube riß der Strahl die Webſtöck aus der Erde.

Bliz und Feuer zu Bern gefallen.

Im Jahr 1711 den 20 May, Abends um 7 und 8 Uhr hat der Bliz in den Keſichthurm geſchlagen, und einen Gefangenen getödtet, einem andern aber

das Geſicht geraubt, weil derſelbe von dem auſſerordentlichen Glanz geblendet worden. Das Feuer iſt Strohmweiſe über Bern herabgefallen, mehr als 10 Häuſer hat es durchloffen, und viele Perſonen verlezt; aber noch mehr hat der Schreken alle Einwohner der Stadt zum Beben und Entſezen gebracht, ja ſelbſt in Krankheit geſtürzt. — Die Häuſer, die vom Strahl getroffen worden, ſtunden ganz wie im Feuer; auf einer andern Seite der Stadt fiel eine Feuerkugel — die ſich in tauſend kleine Sternlein zertheilte. — Noch iſt der groſſe, hölzerne Chriſtophel am obern Thor vom Strahl getroffen worden; ſonſt aber, welches allerdings höchſt bewundernswürdig iſt, hat kein Menſch am Leben Schaden gelitten.

Bärenjagd, und Kampf eines Bauern mit einem Bären.

Profeſſor Altmann erzählte: Daß aus den burgundiſchen Gebürgen, die am nächſten gegen das Waatland zu liegen, öfters Wölfe und Bären nach der Schweiz

gekommen ſind, wo man aber ſogleich Jagd auf ſie machte, und in der Gegend von Yverdon und Greyerz viele erſchoſſen und erſchlagen worden. Einsmal kam auch ein ſtarker ausgewachſener Bär in dieſe Gegenden; er wurde ſo weit verfolgt, daß er bis nach Lauterbrunnen kam, wo er aber auch ſogleich aus allen Dorfſchaften verfolgt worden; er flüchtete ſich auf einen hohen Felſen, wo er aber keinen Ausgang fand, und auch nicht zurückgehen konnte; durch das angſtvolle Treiben und Verfolgen war er ſo erhizt, daß er ſich den Berg herabſtürzte, und zerſchmettert im Thal gefunden ward. —

Im Jahr 1754 arbeitete eines Tags aus dem Kanton Solothurn, ein Bauer auf dem Leberberg (Jura); unverſehens ſiehet er einen groſſen Bären auf ſich zukommen. Wie dem guten Manne bey dieſer Erſcheinung zu Muthe war, kann man ſich vorſtellen; ohne einige menſchliche Hülfe, ohne Waffen, blieb ihm nichts übrig, als ein geſchwinder, beherzter Entſchluß, und dieſen wußte er auch ſogleich als ein beherzter Mann zu faſſen; er zog ſein groſſes Meſſer aus der Taſche, und erwartete ſeinen Feind mit

feſtem Fuß. Der Bär ſtellte ſich auf ſeine hintere Füſſe, und mit den Vorderfüſſen wollte er den Bauer faſſen; unſer Held aber gieng plözlich auf ſeinen Feind los, gab ihm mit vieler Behendigkeit etliche Stiche in Hals und Bruſt, und nun warf er das Thier um, hielt es mit Händen und Füſſen feſt, bis der Bär ſich dergeſtalt verblutet hatte, daß er kraftlos auf der Erde lag. Der Bauer war zwar auch ſtark verwundet worden, denn der Bär hatte ihm am Rüken das Kleid zerriſſen, und die Haut mit den Klauen blutig gerizt, auch die Bruſt ſo ſtark gedrükt, daß er etliche Monathe das Bett hüten, und lange Zeit Blut ſpeyen mußte.

Wölfe in der Schweiz, 1537.

Im Jahr 1537 bemerkte man überall, daß die Wölfe ſich ſtark vermehrten, und dieſe Art war von ſo groſſer Schädlichkeit, wovon man vorher kein Beſpiel hatte; der Biß dieſer Wölfe, welche vermuthlich raſend werden, war nämlich ſo

giftig, wie der Biß eines tollen Hundes. Die Menſchen, welche von dieſen Wölfen gebiſſen worden, verlohren alles Menſchliche, und wurden ganz Thier — ſie heulten und mußten viehiſch thun, wie die Wölfe. — Um dieſes groſſe Landübel zu hemmen, hat man überall Jagd auf dieſe Thiere gemacht, und Belohnungen darauf geſezt. In einem einzigen Neſte fand man oft 5 bis 10 Junge. —

Elephant.

Im Jahr 1657 im Juli, iſt an vielen Orten der Schweiz ein junger, halb ausgewachſener Elephant gezeigt worden; an manchem Ort hat nur ein oder zwey Schuh gefehlt, ſo hätte er nicht zu den Thoren hinein können. Dieſes Thier wird auch darum merkwürdig, weil es allerley Kunſtſtücke machte; es konnte mit ſeinem Rüſſel eine Piſtole losſchieſſen, die Trommel ſchlagen nach dem Takt, es nahm den Degen, und ſtellte ſich dem Fechter damit zur Gegenwehr. Der Meiſter dieſes Thieres konnte ſich mit ihm ſo wohl

unterreden, daß es alle Worte begriffen und darnach gehandelt hat.

Auſſerordentlicher Comet, 1742.

„Der in Europa im Hornung des Jahrs 1742 geſehene Comet iſt auch bey uns Furchtſamen ein Schauſpiel angaffender Neugierde, wenigen ein Zeuge der Gröſſe Gottes, des Herrn der himmliſchen Heerſchaaren, geweſen. Man ſah ihn drey Wochen lang: Sein Schweif oder Ruthen war ziemlich lang; gegen den Morgen war ſein Schein immer heller. Cometen ſind Geſtirne, die Gottes Macht und Herrlichkeit predigen; aber keine Zornruthen des Höchſten. Dies ſagt weder die Natur, Vernunft, noch die Bibel. Sie erſcheinen zwar ſelten, ſind aber gleichwohl, uns unſichtbar, allezeit in ihrem Kreiß vorhanden. Die anſcheinende Aehnlichkeit mit der Kinder-Ruthe hat ihren Schweif ehmals zum Strafzeichen gemacht".

Auſſerordentliche Sturmwinde.

Vom Jahr 1738 berichtet Herr Pfar. Trumpi, von Glarus:

„Dies Jahr hat ſich durch merkwürdige Begebenheiten in der Natur ausgezeichnet. Den 7ten bis 18ten Jenner hörte man durch unſer Gebirg zuerſt ein Toben und Rauſchen, welches bald wie ein Bliz in die Tiefe herabſtieg, und zwar mit fürchterlichem Sturm und unerhörten Wirbeln des Windes, wodurch ganze Stücke von Waldungen und viele der ſchönſten fruchtbaren Bäume aus den Wurzeln geriſſen oder abgebrochen und umgeworfen worden. Allein die kleine Dorfſchaft Haslen bey Schwanden ſah beynahe hundert der beßten fruchtbaren Bäumen zu Boden gelegt. In den Bannwäldern von Mittlödi Enneda, Schwanden lagen einige tauſend Stämme von Tannen und Buchen. Man erkannte die Macht des Schöpfers auf den Flügeln des Windes. Dieſer dauerte zwar die Nacht durch bis Morgens, doch ohne fernere Verwüſtungen. Die Berichte, welche hernach aus

allen eidgenöſſiſchen Landen eingelaufen, erzehlten fürchterliche Begebenheiten, von Waſſerſäulen in der Luft aus den Seen, Jaucharten umgeworfener Waldungen, umgeworfener Gebäuden, Verwüſtung der Menge fruchtbarer Bäumen, zerworfenen Dächern und Ziegeln. Auch aus den Staaten von Frankreich, Deutſchland, den Niederlanden und England vernahm man gleichen Schreken.

Hierauf erfolgte viel Schnee. Ab den Bergen wurden viele Gebäude ſammt viel Wald auf die Matten hinabgetragen, Ställe zerſtoſſen und an mehr Gegenden Unglück angerichtet. Am betrübteſten war der Fall von Schnelauinen, die herabgerollet, und Behauſungen ſammt Mann, Weib und Kindern, Ställe und Vieh eingewickelt haben. Den 26 Jenner ward bey uns durch die eidgenöſſiſche Lande ein Erdbeben merklich geſpüret. Hierauf den 15ten Hornung feyerten die Ev. Stände von der Hand des Gottes der Natur gedemüthiget, einen auſſerordentlichen Bettag, dem Herrn die Ehre ſeines Namens zu geben". —

Das Jahr 1795.

Dieſes Jahr zeichnet ſich durch eine auſſerordentliche Witterung aus. Das Frühjahr war troken und brennend heiß, der Sommer naß, anhaltender Regen bis Anfang Auguſts; die Gewitter waren ſchrecklich, Hagel und Schloſſen, Ueberſchwemmungen und Zerſtörungen aller Art, kamen im Gefolg dieſes denkwürdigen Jahres, das ſich auch durch die auſſerordentliche Theurung der Lebensmittel höchſt fühlbar gemacht hat.

Noch iſt kaum etwas mehr als die Hälfte zu Ende, und wir müſſen unter die groſſen Unglücksfälle auch folgende Naturbegebenheit zählen, die eben, da dieſe Kronik geſchloſſen werden ſoll, ſich ereignet. Aus Zürich wird vom 27ten Heumonat folgendes geſchrieben:

„Aus dem Munde eines zuverläſſigen Augenzeugen erhalten wir die Nachricht, daß das Dorf Weggis im Luzerner-Gebiet gröſtentheils durch einen ſogenannten Erdrutſch zerſtört worden ſey. Nur die Kirche ſammt dem Pfarrhaus auf ei-

ner Seite, und ein Paar Häuſer auf der andern verſchonte der Erdſtrom. Hinter dem Dorfe liegt der Rigi-Berg; kleine Bäche fallen von der Höhe, und der langwierige Regen erweichte das lokere Erdreich noch mehr. Nicht weit von da ſank zuerſt eine Strecke Landes, etwa dritthalbhundert Schritte breit, immer tiefer und tiefer herab. Die Erde war ſo weich, daß ſie in ſehr langſamer Bewegung wie Moos, über wohlgebaute Güter etwa 12 Schuhe hoch, daher kam, Häuſer und Bäume theils umſtürzte, theils neigte, theils fortſchob, theils zerſtörte und ganz oder zum Theil begrub. So glitſchte die Erde langſam bis an den Vierwaldſtädter-See herab, und führte, was ſie antraf, entweder einige Schritte mit ſich fort, oder ſezte ſich um die Gebäude bis an die Dächer, und um die Bäume bis an die Aeſte an. Es iſt ein trauriger Anblik, etwa 30 Firſte entweder bis an die Giebel vergraben, oder ſchief geneigt, oder gar zerdrückt zu ſehen. Die Einwohner konnten ſich und alle ihre Habſeligkeiten retten, weil das Rutſchen ſehr langſam war; und noch jezt ſind ſie beſchäftigt, die Balken und Bauceräthe ihrer Häuſer aus dem

wei-

weichen Schlamme zu ziehen. Reiſende, die von dem Rigiberg kamen, fanden den neuen Erdſchutt noch ſo weich, daß ſie darinn zu verſinken fürchten mußten; und man glaubt, das unmerklich langſame Flieſſen des Bodens habe noch nicht aufgehört".

Groſſe Theurung.

Die Theurung um das Jahr 1638 war ganz unerhört. Da in den damaligen Zeiten alles ſonſt ſehr wohlfeil und das Geld ſelten war, ſo iſt es deſto mehr zu verwundern, daß ein Ey bis auf 15 Bazen, ein Pfund Butter 110 Bazen, ein Apfel 3 Bazen, ein Pfund Roßfleiſch 7 Bazen, ein Pfund Salz 11 Bazen koſtete; anderer Artikel zu geſchweigen. Viele Leute ſtarben Hungers.

Die lezte, allgemeine Hungersnoth war in ganz Europa mit dem Jahr 1771 ausgebrochen. Da war faſt kein Land, wo man nicht viele tauſend verſchmachtete und verhungerte Menſchen und Thiere zählte. Obgleich unſre Schweiz ſo gute

und wohl gefüllte Vorrathshäuſer hatte, ſo waren ſie doch lange nicht hinlänglich, dem groſſen und allgemeinen Mangel abzuhelfen, da die Fruchtſperre überall angelegt war, und man bloß über das Gebürg aus Italien noch Zufuhr erhielt, dabey war aber der Frachtlohn ſo koſtbar, daß die armen Leute nicht kaufen konnten, als was ihnen nicht von der Obrigkeit halb geſchenkt worden; ſie mußten ſich mit Wurzeln und Kräutern, ja mit Baumrinden nähren *); denn der Handverdienſt war auch faſt gar nichts. — Bey den Eidgenoſſen ſelbſt herrſchte durcheinander eine ſcharfe Fruchtſperrung, ja ſogar Gries und Grüſch lies man nicht frey paſſieren. — „Möchten doch, (ſagt Trumpi in ſeiner Glarner-Kronik,) möchten doch die Zeiten nicht wieder kommen, da in der Noth Brüder ſich gezwungen glauben, die Hand gegen einander zu verſchlieſſen!" — Auch der Verkauf der Molken, des Maſt- und Melkviehes war eine Zeitlang eingeſtellt.

*) Grüſch war eine öftere Speiſe; Feldkraut, junge Neſſeln, guter Heinrich und Spaltgras wurden ſehr aufgeſucht; — Erdäpfel waren noch die beßte Nahrung.

Die Erdbeben.

Unſer Land iſt mit dieſer Landesplage auch nicht verſchont geblieben. Fleiſſige Geſchichtsſchreiber haben in ihre Jahrzeitbücher alle dieſe zerſtörende Ereigniſſe eingetragen; es ſind aber derſelben ſo viele, und die Beſchreibungen ſind einander ſo ähnlich, daß ich glaube beſſer zu thun, mich bloß bey den neueſten Vorfällen aufhalten zu dürfen, die genauer und beſſer auseinander geſezt ſind; die uns mehr zu denken und zu betrachten geben, als die allgemeinen, kurzen und trokenen Verzeichniſſe von Jahr zu Jahr, bey welchen man nichts empfinden kann.

Wie die Stadt Baſel mehr als alle andre Orte der Schweiz durch auſſerordentlich heftige Stöſſe von Erdbeben gelitten, iſt ſchon oben unter dem Artikel — Stadt Baſel, kürzlich angezeigt worden.

Gegen Ausgang des Jahrs 1755 war faſt in allen Weltgegenden eine ungewöhnlich ſtarke Erderſchütterung, die jedoch, Gott ſey geprieſen, bey uns mehr Schre-

cken, als Schaden und Unglück verurſacht hat. Die mehreſten Stöſſe ſind den 9ten und 26ſten Chriſtmonath geſchehen; und den 18ten Hornung des darauf folgenden Jahres wiederholt worden.

Den 9ten Chriſtmonath war die Erſchütterung und Bewegung aller Berge, ja der enormſten Berge überall allgemein. Die ganze Alpenkette ſchwankte hin und her; der Druk kam von den Tyroler-Gebürgen her, und lief durch die ganze Reihe der Gletſcher und Gebürge im Ober- und Nieder-Siebenthal; es wiegte die Walliſer-Gebürge, den Gotthardt, den Bernhardsberg, den Montblanc, und die entgegengeſezte Kette von Baſel hinauf bis Genf nebſt allen Thälern, die am Leberberg und Jura liegen, hin und her; — ſie alle ſchwankten wie ein Schiff auf einem ſtürmiſchen See. —

Aus Bern wurde berichtet, daß den 1ſten Wintermonath die Erde zwar nicht gebebet, aber die Quellen, die am Fuſſe des Juraiſchen Gebürges hervor dringen, wurden alle auf einmal in einer Gegend von 10 Meilen trübe. Durch und durch faſt in der ganzen Schweiz ſchwollen die

Seen und bewegten ſich mit Ungeſtümm gegen das Ufer.

Aber das Erdbeben am 9ten Chriſtmonath war an verſchiedenen Orten ſehr heftig, und betraf ſonderlich die Schweiz, Schwaben und einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Es war in den erſten Nachmittags-Stunden, da man ſolches zu Stuttgardt, Augſpurg, Baſel, Schafhauſen, Genf, Kempten, Lindau, Donauwerth, Ingolſtadt, Anſpach und überhaupt durch die ganze Schweiz, und zwar hier am allerheftigſten, verſpürte. Zu Zürich und Bern erzitterten alle Häuſer. Die Thüren ſprangen an vielen Orten aus ihren Angeln. Die kleinen Glöckgen und Klingeln an den Häuſern lieſſen ſich hören, und es fielen Schornſteine und Ziegel von den Dächern herab.

Um halb drey Uhr Nachmittags, empfand man drey heftige Stöſſe zu Bern. Die groſſe Gloke ſchlug an, und von der Münſterkirche ſtürzte eine Pyramide, die oben angelehnt war. — Die franzöſiſche Kirche ſpaltete ſich; nach und nach aber giengen die Rize wieder zuſammen, wie die Gegenbewegung kam. Viele Schlöſ-

ſer im Kanton Bern haben Riſſe bekommen; die Aare ſtund einige Minuten ſtill an der Schwelli-Matte, und es ſchien als kochte ſie, denn ein Dampf gieng daraus hervor. Man roch Schwefelgeruch, und des Abends war ein dicker Nebel. Die Luft war ſtill, nicht das leiſeſte Lüftchen wehete. Drey Wochen darauf hat man abermals, doch nicht ſo heftig, mehrere Tage hintereinander Erſchütterungen verſpürt; vorzüglich ſtark waren ſie im Aargäu. Ueberhaupt haben die Städte und Dörfer, ſo an Seen und Waſſer lagen, am ſtärkſten der Erſchütterung empfunden.

Bey Zürich erhub ſich die dabey befindliche See, und man verſpürte gleich nach dem Erdbeben einen ſtarken Schwefelgeruch, der bis an den Morgen des folgenden Tages dauerte.

Ueberhaupt iſt dieſes Erdbeben ſehr ſtark in der Schweiz geweſen. Es ſind in Menge groſſe Felſenſtücke von den Gebürgen in die Thäler geſtürzt, ohne der ſogenannten Schneelauinen zu gedenken, deren eine ziemliche Anzahl davon entſtanden. Faſt alle Städte, Thäler und Berge ſind mit 3 Stöſſen zu einerley Zeit,

nämlich Nachmittags um halb 3 Uhr, erſchüttert worden, wobey die Bewegung von Süd-Oſten nach Nord-Weſten gegangen. Da man nun ſeit 3 Jahren eine groſſe Dürre gehabt und die Quellen ſich vermindert, auch einige um Lauſanne herum gar vertrockneten, ſo wurden ſie nun durch das Erdbeben im Ueberfluß wieder hergeſtellt, und es haben ſich ſogar einige neue gefunden. Nirgends hat das Erdbeben ſich ſchrecklicher erwieſen, als in dem Städtgen Brigue oder Briga im Walliſerlande, indem der gröſte Theil der Häuſer daſelbſt ſo übel zugerichtet worden, daß ſie nicht wohl mehr bewohnet werden konnten, ja zum Theil gar eingeſtürzt ſind. Die Jeſuiten, Nonnen und alle Einwohner des Orts wurden genöthiget, aus Furcht, unter den Ruinen ihrer Gebäude begraben zu werden, ſich aufs freye Feld zu flüchten. Während der Erſchütterung bekam die Erde viel Riſſe, die eine Stunde lang queer durch das Thal giengen, und den Boden tief aufſpalteten. Im Grunde ſahe man an einigen Orten Waſſer, welches an andern Orten mit einem Sprudeln, als ob Feuer darunter wäre, heraus ſprang. Nach 14 Tagen,

da die Erde völlig ruhig worden, ſchloß ſich dieſelbe wieder zuſammen.

Merkwürdig iſt, daß bey dem Erdbeben vom 1ten Wintermonath 1755 alle Flüſſe, Seen und Brunnen ſo ſtark erſchüttert worden, daß ſie aus ihren Ufern traten, und wie nach einem Auskehricht trüb, und von den aufgeſtoſſenen Unreinigkeiten ganz dick waren; das Waſſer war röthlich, grau, gelb — es hatte alle Farben. — Dreymal ſtieg der Genferſee ſo hoch empor, daß einige Barken, die eben darauf ſchiften, an die Ufer von Vivis zurückgeworfen wurden. Man hörte ein unterirrdiſches Gebrüll, wie das Murren einer Kanone, die man in der Ferne losſchießt. —

Ueberall iſt dieſe fürchterliche Bemerkung zwiſchen 9 und 10 Uhr des Vormittags gemacht worden, und der Stoß kam von der Seite von Liſſabon her; wo das fürchterliche Erdbeben die ganze Stadt in Trümmer geſezt hatte, und viele tauſend Menſchen von der Erde verſchlungen worden. Die Erſchütterung der Gewäſſer iſt auch in andern Ländern geſpürt worden.

Da einige Jahre vor dieſem Erdbeben mehrere Quellwaſſer vertrocknet waren, und

überhaupt eine groſſe Tröckene verſpürt worden, ſo kamen nach dieſem Erdbeben alle Quellen wieder zum Vorſchein, und eine groſſe Menge Andrer, daß viele Gegenden überſchwemmt worden; die aber nach und nach abgeleitet wurden, und den Reichthum und die Fruchtbarkeit unſers Landes um ein groſſes vermehrt haben. — So iſt Gott auch in ſeinen ſchrekbarſten Würkungen noch gütig und voller Reichthum, ein Verſorger, Vater und Erhalter alles Geſchaffenen!

Der 3ten März darauf ſah man in der Schweiz, und auch zu Bern, um 7 Uhr Abends ein feuriges Himmelszeichen; es lief wie ein Pfeil von Süden nach Weſten, und hatte die Geſtalt einer Spindel. — Es war groß wie der Mond, ein blaulichtes Feuer brannte darum her — die Erſcheinung war plözlich vorüber. —

Das Erdbeben im Jahr 1763, welches vom Herbſtmonath bis auf den Jenner 1766 mehr und weniger fortgedauert hat, verurſachte 114 Erdſtöſſe; 38 derſelben waren heftig genug, um alle Einwohner der Schweiz, vornemlich der bergichten Ge-

genden, in Schrecken zu ſezen. Die Monathe Hornung, April, May 1764 hatten jeder mehr als 20 Stöſſe; oft 2, 3 bis 4 an einem Tage. An den Seen ward eine Bäumung wahrgenommen. Man hat die Beobachtung gemacht, daß dieſe Erſchütterungen meiſtens bey ſehr gelinder Witterung erfolgt ſind, da die Sonne am Himmel ſtund, aber etwas verdunkelt war. — Die Barometer ſenkten ſich, und man konnte allemal daraus die nahe Erſchütterung vorher ſagen. Wenn wir uns eine natürliche Erklärung dieſer furchtbaren Bewegung erlauben dürfen, ſo waren die Menge ſchwüler Dünſte, die aus der Erde aufſtiegen, und den Anblick der Sonne trübe gemacht haben, und die vielen Gegenden unſers Vaterlandes, wo Schwefel und Salpeter in der Erde kochten — die Urſache dieſer Erſcheinung. — Erdbeben kommen alſo aus der geheimen Werkſtätte der Natur, wo der allmächtige Herr der Welt den Stoff zum Werden und Vernichten zubereitet.

Das Erdbeben von 1773 iſt auch da-

durch merkwürdig geweſen, daß kurz vor ſeinem Ausbruch im Glarnerland aus dem Jäzerloch eine feurige Kugel mit vielen Flammen durch das Thal hinausgefahren, und ein ſtarker Fönwind vorher gieng. (Trümpis Glarnerkronik, S. 685.)

Zu Lauſanne iſt am Münſter im Jahr 1660 durch ein Erdbeben die Seitenmauer unter einem groſſen Fenſter geſprungen, und man ſah den Sprung ſehr merklich. Zehn Jahre darauf iſt abermals ein Erdbeben geweſen, wo dieſe Kirche wieder erſchüttert worden, und durch den Gegenſtoß fügte ſich jezt die Mauer vollkommen wieder zuſammen, die vor 10 Jahren geborſten war; und man bemerkt nun nicht das geringſte mehr von dem Spalt.

Leben, Krankheiten und Tod.

Wie es immer in der Welt war, ſo iſt es noch; es gab Mäſſige und Unmäſſige; kluge Menſchen, die ſorgen für ihre Geſundheit, ohne ſie zu verzärteln; ſie entfernen alles, was die Kräfte ſchwächen, und der Tugend nachtheilig ſeyn kann. Andere aber, und das iſt der groſſe Haufen, übergeben ſich den Laſtern, zum Beyſpiel der Trunkenheit; daher ſind die Waſſerſucht und die Dörrſucht (Auszehrung) immer allgemeine Krankheiten. Die Waſſerſucht äuſſert ſich durch die bekannte Aufbäumung des Leibes und aller Glieder, gleichſam als wären ſie mit Luft angefüllt; — und die Dörrſucht giebt ſich durch eine, zulezt über den ganzen Menſchen ausgebreitete Schwäche und Austroknung zu erkennen; man ſinkt zuſammen, und wird zu einem bloſſen Gerippe.

Die geſündeſten, älteſten und dauerhafteſten Menſchen, auch die weit friedlichere und gutgeartetere Leute finden ſich in den

Bergländern, wo die Bauern mit Milchſpeiſen ſich nähren; ſie ſind friſch, wohlgemuth, ſchlank und groß. Die Männer ſtark von Leibe, feſt und mannhaft, viel geſchickter zu allen Leibesverrichtungen; in Frieden und Kriegszeiten brauchbar; von geſundem frölichem Geiſt, und wizigen Einfällen. Das Weibervolk iſt gleichfalls nicht unanſehnlich, und nicht ſo zänkiſch, widerlich und ſtrozig, wie ſo viele in den kleinen und groſſen Städten der Kantone. Unſer Bergvolk iſt noch immer, was man den wahren Schweizer nennt, der ſeiner Väter Sitten noch ziemlich treu bleibt; und obgleich die ausländiſchen Kriegsdienſte vieles verdorben haben, auch heut zu Tag noch der beßte Kern der Nation iſt.

(Man ſehe auch oben Seite 255. von den bey uns herrſchenden Modekrankheiten des Auslandes.)

Speiſen und Getränke.

Die alten Helvetier lebten, nach den älteſten Berichten, faſt allein von ei-

nem Breye, der von Kornmehl zuberei- tet ward; dazu nahmen ſie zuweilen Spelz, Weizen und Haber. Fleiſchſpeiſen hielten ſie für ungeſund. Die Völker, welche am wenigſten Fleiſchſpeiſen genieſſen, ſon- dern mehr von Kräutern, Mehl- und Milchſpeiſen ſich nähren, ſind auch nicht ſo grauſam; durch die groſſe Menge von Fleiſchſpeiſen entſtehen die häßlichſten Hautkrankheiten, eine wilde und zornige Gemüthsart, welche man gar ſelten bey den Alpenbauern findet, weil ſie meiſtens der thieriſchen Koſt und des Weingetränks, oder doch viel mehr als ihre Nachbarn im platten Lande, ſich enthalten. Selbſt ihre Hunde, die ſie auch mit ihrer Lan- deskoſt ſpeiſen, ſind treue und ſanfte Ge- ſchöpfe, und weit entfernt von der grau- ſamen Art, deren ſich die Mezger bedie- nen; und das beweiſet augenſcheinlich, daß der Genuß des vielen Fleiſches der Mezgerhunde, die allen Abgang, und beſonders die Eingeweide der Thiere ver- zehren, ſie mürriſch, tükiſch und über- haupt grauſamer macht, als andre ſolche Thiere ſonſt ſind. Die Engländer ſind heut zu Tag diejenige Nation, wel- che am meiſten Fleiſch iſſet, und daher

iſt nicht zu verwundern, wenn ſie auch größtentheils Leute von aufrühriſchem, jähzornigem und furiöſem Charakter ſind.

Die heutigen Schweizer, die nicht in den Städten wohnen, führen noch eine ziemlich einfache Speiſeordnung: Köch und Fleiſch, Speck, Käſe, Milch und Niedlen — trift man bey allen wohlhabenden Bauern an. Die ärmern behelfen ſich mit Kartoffeln (Erdäpfel); und wenn ſie im Anken gebaken werden, ſind ſie faſt überall das Lieblingseſſen der Land- und Stadtleute. Zuviel Schweinsfleiſch wird aber doch genoſſen; es dient zwar das grüne Gemüß nahrhafter zu machen, und wenn es Leute genieſſen, die ſtark arbeiten, ſo muß es dabey ſeyn, für andre aber iſt es Gift. Es macht die Lebensſäfte faul und geil, und reizt zu dem ſo ſchädlichen vielen Weintrinken, wodurch ſo manche Familie ihren Hausvater zum Lumpen und Schuldenmacher werden ſiehet.

Das Getränk in der Schweiz iſt nie ſo allgemein in Wein beſtanden, wie heut zu Tage. Nach den Zollbüchern kommt mehr Elſaſſer- und Marggräfler-Wein ins Land, als niemals in den ältern

Zeiten erhört war. Dies gilt vorzüglich die kleinen Kantone. Bern baut ſeine Reben an den drey Seen, und beſizt einen ungeheuern Reichthum an Weinen. Der ausgeſtekten Tännlein *) nur in der Hauptſtadt, ſind dato (1ſten Auguſt 1795) 150.

Die Kinderpocken.

In recht böſen Jahren ſtarben je an den Blattern, nach den Beobachtungen an mehrern Orten der Schweiz, das vierte Kind. Bekanntlich iſt die Blattern- oder Pokenſeuche ſeit 7 bis 8 hundert Jahren in unſern Landen bekannt. Sie iſt ein Erbſtück von dem Aberglauben und der Habſucht der Altvordern. Da unter den römiſchen Päbſten die Kreuzzüge ins gelobte Land ihren Anfang nahmen, wo auf vollkommenen Ablaß hin alle Städte ſich entvölkerten, die Familien getrennt wurden, die gröſte Unordnung in der Sittlichkeit herrſchte, da

*) Das heißt offene Keller, wo Wein ausgeſchenkt wird.

bekanntlich das Pilgerleben vielerley Ausſchweifungen mit ſich führt; da die Schweizer ſich damals ſämtlich zur römiſch-katholiſchen Kirche zählten, ſo mußten ſie alles mit machen, was das Oberhaupt dieſer Kirche, der h. Vater zu Rom über ſie beſchloſſen hatte. Sie ſollten Jeruſalem erobern. Der Jordan, der Oelberg, die Geburtsſtädte Chriſti, das Grab Chriſti und der Maria ſollten zu heiligen Wallfahrten eingerichtet werden; — und Pfaffen und Mönche ſollten ihren gewöhnlichen Mißbrauch damit treiben.

Dieſer weltlich geſinnte, geldgierige Gedanke machte alle groſſe Herrn und die hohe Geiſtlichkeit zu groſſer Anſtrengung fertig und muthig. — Die bräfſten Leute zogen mit in den Kampf; und die Schlauköpfe ſo zurück blieben, kauften ihre Güter und Schlöſſer; das Geld verthaten die Pilger-Ritter auf der Reiſe, und viele kamen als Bettler baarfuß zurük.

Dies wäre aber noch das geringſte Uebel geweſen, wenn nicht ein für alle Zeiten fortdauerndes Andenken, ein peſtartiger Ausſaz durch die, ſo zurückkamen, bis auf uns wäre fortgepflanzt worden. — Und doch haben die Päbſte einige hun-

dert Jahre hernach, im Jahr 1309, aufs neue einen Kreuzzug dahin veranſtaltet, welcher aber eben ſo wenig gelungen iſt, wie die Frühern. Diesmal aber haben ſich nur gemeine Leute, verdorbenes Geſindel und Blödſinnige dazu gebrauchen laſſen, wie oben S. 295 erzählt iſt; da in den erſten Kreuzzügen die beßten Familien und größten Helden mitgezogen ſind. Jene Länder waren nicht zu erobern, weder durch edle, noch unedle Waffen; denn nach der Vorherſagung Chriſti iſt dies Land, durch den Fluch der auf ihm ruhet, zur Wüſte beſtimmt; es ſoll einſam und verworfen liegen. — Heiſſer, brennender Sand, ungeheure Sümpfe, faule, giftige Dünſte ſollen alle Wanderungen dahin verbieten; anſtekende Seuchen aller Art ſollten die Geſchlechter der Menſchen entfernt halten von dieſen Gegenden, wo das Blut des heiligſten und gerechteſten, des hochgelobten Herrn — von Mördern und dem raſenden Judenvolke vergoſſen worden; wo die vormals ſo prächtige Städte, Gärten und Tempel jezt im Schutt und in der Verwilderung liegen, wo Schlangen und Ottern ihren Aufenthalt machen; dieſe freudenloſe Gegenden

konnten den menſchlichen Stolz und den thörichten, hartnäckigen Vorwiz mit nichts beſſerem belohnen, als mit einer fortdaurenden Seuche — mit dem Blattern-Gift. — Da die Pilgerleute und die Anwerber von der katholiſchen Geiſtlichkeit zu den Kreuzzügen aus ganz Europa zuſammen kamen, ſo mußte auch dieſe Pockenkrankheit in ganz Europa allgemein werden.

Im Jahr 1618 waren in Baſel die Pocken ſo giftig, daß ſehr viele Kinder daran ſtarben; die Wenigen ſo am Leben blieben, waren dadurch verunſtaltet, und an den Gliedern gelähmt; der faule und ſtinkende Geruch war faſt unerträglich; einigen Kindern ſind vor ihrem Tode die Bakenküſſel abgefallen.

Beyläufige Nutzanwendung und Bemerkung über die Ausbreitung der Blattern.

Ganz ungeſucht und von ſelbſt bieten ſich mir hier groſſe, hohe Wahrheiten dar, die ich auch meinen Leſern mittheilen will, denn ſie ſind für

uns alle höchſt lehrreich und wichtig. Ich ſehe bey den Kreuzzügen alle Macht von Europa ſcheitern, allen geiſtlichen und weltlichen Zwang mit Schande gedemüthiget; in den Jahrbüchern der Welt ſtehen faſt überall die unglüksvollen, millionen Menſchen das Leben koſtenden Kreuzzüge, oben an. — Ich ſehe ſie, wie ſie mit aller Anſtrengung, mit allen Waffen des Fanatismus, der Klugheit und des Reichthums nichts erobern, als Tod, Seuchen und Armuth. — — Das Schikſal der Juden und ihres Landes — die noch fortdaurende Verachtung und Zerſtreuung dieſes Volks; die von Chriſti ausgeſprochene Weiſſagung über ſie; — ihre in Barbarey, Verwilderung und Zerſtörung liegende, ſonſt ſo herrliche Tempel und Gebäude; — ihre Städte, die

viele Tagreiſen groß waren — alles von Grundaus zerſtört, daß man gar nicht weiß, wo ſie alle geſtanden haben. — — Zu Davids Zeiten waren 5 Millionen Menſchen in Paläſtina, oder im gelobten Lande; jezt findet man faſt keine vernünftige Seele mehr daſelbſt; wilde Thiere, Räubergeſindel haben es im Beſitz — und alles iſt in dem ſcheußlichſten Zuſtand. Sonſt war Reichthum und Ueberfluß in dieſem Lande; Früchte und die koſtbarſten Weine; — Künſte und Wiſſenſchaften, wie der Salomoniſche Tempel berühmt genug war — und ſeit vielen hundert Jahren iſt alles vertroknet, in Lachen, Sümpfe und Thierhöhlen verwandelt. — —

Nimmt man nun alle dieſe Umſtände genau zuſammen: Der Juden Schickſal — das Land — die Kreuzzüge — unſre Erbſchaft davon,

die Blatternkrankheit — ſo weiß ich nicht, was das für Menſchen ſeyn müſſen, die hierinn nicht ſichtbar die Hand Gottes, und ſo fortdauernd bemerken können. Mir, ich geſtehe es, kommt die Sache auſſerordentlich, und Gottes würdig vor. — Ich ſehe den Stolz der Groſſen, die ſich das Land zueignen wollten — und nicht konnten — ſondern in ihren kühnen Unternehmungen tief gedemüthiget worden; aber ich ſehe auch die höchſt wichtige Perſon und Lehre Jeſu Chriſti in ihrem vollen Glanze — und ich weiß nicht, wie ich von den Menſchen denken ſoll, die noch zweifeln, und gegen ein ſo wohlthätiges Licht zum ewigen Leben ſich ſträuben. Können ſolche Menſchen irgend eine Wahrheit zu glauben fähig ſeyn, wenn ſie dieſe göttlichſte, erhabenſte läugnen, die, ſo lange die Welt ſtehet, mit ſolchen wundervollen und ſtarken Be-

Stärke eines alten Schweizers.

weiſſen — ihres gleichen nicht gehabt hat?

Die Stärke der alten und heutigen Schweizer.

Noch finden ſich viele kraftvolle, ſtarke und geſunde Menſchen unter uns, auf dem Lande mehr, als in den Städten; im platten Lande aber doch viel ſeltener, als vormals. Ein paar Städte und Oerter ſind ausgezeichnet, daß ſie einen geringen Schlag von Menſchen, knorrige, kurzlechte, unanſehnliche Leute von Geſicht und Gliederbau, haben; dabey ſind auch die Fabrikarbeiter und ihre Kinder unanſehnlich, die ſchon frühe den beßten Lebensſaft ausſchwizen; ſtets in heiſſen Stuben am Drukertiſch — bey Kartoffelkoſt und ſaurem Wein arbeiten; ſie haben frühe mit der Schwind- und Dörrſucht zu kämpfen. Dieſe zum Theil fremde Anſiedler bringen uns immer mehr und mehr Krüppel und Schwindſüchtige ins Land. Vor ein paar Jahren fragte ein Züricher

Schriftſteller: Was mag wohl die Urſa-
che ſeyn, daß die Leute heut zu Tag im-
mer ſchwächer, kleiner, hagerer und
leichter werden? — — Weislich
ſezt er hinzu: Ich bleibe die Antwort
ſchuldig. Aber nicht durch Lehre, durch
das Beyſpiel der Alten muß man zeigen,
wer Anſpruch auf die Achtung der Nach-
welt hat — ob wir, die wir verzärtelt
auf weichen Sopha ruhen, melancholiſch,
launigt und minutiös in allen Sachen
werden; oder ſie, die bey harter Koſt und
ſtarker Arbeit frohmüthig, geradſinnig,
tapfer, ſtark und kraftvoll waren; die
nicht nur wollten, ſondern auch konn-
ten groſſe Thaten thun.

Die Tradition und die Kroniken haben
vielfältige Beyſpiele von ausgezeichneter
Stärke der alten Schweizer, aufbehal-
ten. Der aufmerkſame Cyſat erzählet
einige, und ſagt: „Von ſtarken Lüten
diſer Lande funde Einer ein ganz Buch
ze ſchriben. — Da trug einer, zum Ge-
wette, fünf ſtark beleibte Männer über
die Hofbrücke, die 500 Schritte hält:
dort gieng ein andrer mit drey Salzſäken *),
zwey

*) Ein Mäs oder Sack Salzes, wiegt über
130 Pfund.

zwey unter den Armen, den dritten mit den Zähnen haltend, viele Schritte weit. Ein junger Dienſtknecht nahm ohne Mühe 6 und 7 Zentner auf die Achſel, und trug die Laſt eine groſſe Stiegen hinauf. Der berüchtigte Entlibucher Schibi hielt eine geraume Zeit einen Mann mit ausgeſtrecktem Arme auf flacher Hand, oder hob ein Pferd auf die Achſel. Es bezeugen aber die Entlibucher, dieſer Schibi ſey Stärke halber ein Schatten gegen einen andern Landmann, Jakob Marpach mit Namen. — Ich übergehe mehrere andre; nur einer artigen Begebenheit erinnere ich mich noch (ſagt Herr von Balthaſar), aus meines Vaters Munde, die ſich 1645 bey der Walliſer-Bundeserneuerung zugetragen hat. Es erſchien nämlich bey einem Schauſpiele, das den Geſandten zur Ergözung aufgeführt worden, ein ungeheurer Mann in alter Schweizertracht; man glaubte ihn da einzeln, um ſeine Gröſſe zu ſpiegeln; allein er langte bald darauf ſowohl aus ſeinen aufgedunſenen Schlotterhoſen, als dem Wammes mehrere wohlgekleidete Knäbchen heraus, ſoviel nämlich als Ordensgeſandte da waren. Die

aus dem Kerker befreyten jungen Schweizer begrüßten freudig die Ehrengäſte, und endigten damit den entzückenden Auftritt. — Manchem wird bey dergleichen Erzählungen der Gedanke aufſteigen: Warum nicht nur in Städten, ſondern auch auf dem Lande Stärke und Wuchs abnehmen? —

Man unterſcheidet gemeiniglich beym erſten Anblick den Bewohner der Berge, den des ebenen, niedrigern Landes, und unter ihnen insgeſammt den hablichen Bauern, den Halbbauer, den Tauner und den Dienſtknecht; die, ſo Milch, Brod und Käſe, und die, ſo leere Suppe und Erdäpfel ſpeiſen; die, ſo an freyer Luft landwirthſchaftliche Arbeit treiben, ſich bewegen, und die, ſo in Stuben und Kellern mit Weberey, mit Spinnerey und dergleichen Handwerken ſich abgeben, und ihre Lebenstage verſizen. Wenn zu dieſem allem das übermäſſige, und allzufrühzeitige Trinken des Weins, der gebrannten Waſſer, des Kaffees und das Tabakrauchen kömmt; wenn ſo viele ſchwangere Weiber den Hunger mit den ſchlechteſten Speiſen zu ſtillen gewohnt ſind; wenn eben gebohrne Kinder mit eben ſo unſchmak-

haftem Zeuge; mit Erdäpfelbrey, mit verdorbner, kraftloſer Muttermilch gelabet werden — kann wohl dieſe Nahrungsart Kraft und Stärke, kann ſie Geſundheit und Wachsthum gewähren"? —

Der hingerichtete Waſer von Zürich ſagte:

„Vornämlich ſollte der Landbau, der die unentbehrlichſte Bedürfniſſe, die erſten Produkte, und den meiſten Stoff zum innern Handel und Verkehre abgiebt, auf alle mögliche Art und Weiſe aufgemuntert, und unterſtüzt werden. Geſezt auch, daß der Gewinn, den der Landbau abwirft, viel geringer ſey, als der Verdienſt, den die Fabriken verſchaffen, ſo iſt er doch gewiß ſicherer, und macht den Staat unabhängig, und wenn ſchon die eheliche Fruchtbarkeit unter den Bauersleuten nicht ſo groß, als unter den Spinnern und Webern iſt, ſo ſind doch jener Abkömmlinge mehr werth, nicht nur wegen ihrer ſtärkern Leibesbeſchaffenheit, ſondern auch wegen ihren unſchuldigern Sitten; auch wird das Vaterland, im Falle der Noth, zu ſeiner Vertheidigung weit wichtigere Dienſte von ihnen erwarten können u. ſ. w". —

Die Brüche.

Dieſe ſind unter dem Männergeſchlecht durchgehends faſt allgemein; beſonders aber in den ſogenannten kleinen Kantonen. Auch hat man in dem lezten bürgerlichen Schweizerkrieg Ao. 1712, nach der Schlacht bey Vilmergen, da die Todten auf der Wahlſtadt ausgezogen worden, eine unglaubliche Menge derſelben gebrochen gefunden.

Am meiſten aber will man im Kanton Appenzell die Brüche bemerkt haben. Dieſe Alpenbewohner, die ſonſt ſo geſittet und eingezogen leben, bekommen dieſe Krankheit durch Unvorſichtigkeit und durch Erbſchaft. Ein geſchikter Arzt will die Urſachen darinn gefunden haben: Die erſte liege in dem gewaltſamen Ringen, Schwingen und Kämpfen; wodurch die junge Leute ſchon in der Jugend die Anlage erhalten. Denn durch einen leicht möglichen, unvorſichtigen Stoß in die Weichen, kann ein Bruch entſtehen. Die zweyte Veranlaſſung zu Brüchen giebt das unmäſſige Wettlaufen, und vor-

züglich das ſogenannte Steinſtoſſen. Die dritte Haupturſache liegt in dem übernatürlichen Laſttragen und Aufhebung des Heues oder anderer ſchwerer Futterbündel, die ſie über ſich ſchwingen und auf den Rüken laden. So legen ſich viele Bauern rüklings auf das Bund, faſſen die Enden des Striks über die Schultern, fallen auf die Kniee, wo ihnen die ganze Laſt auf die Schultern und den Rüken fällt, und ſo gebeugt, ſpringen ſie raſch auf, und laufen davon. Dieſe unnatürliche Art ſich die Laſt aufzuladen, iſt die Haupturſache der Brüche. Denn durch das Kniefallen können ſelbſt bey den Soldaten Brüche entſtehen, wie viel mehr, wenn man noch mit einer ſchweren Bürde ſich beladet.

Kein Wunder, wenn mit Brüchen behaftete Väter auch ſchwächere Kinder zeugen, oder dieſe Theile des Körpers bey denſelben ſchon in ihrer Zeugung unnatürlich oder falſch liegen; — auch zur Schwindſucht, Melankolie, Tiefſinnigkeit, trägt es nicht wenig bey, da man bey uns ſelbſt viele, ſonſt geſund ſcheinende ſtarke, kraftvolle Bauern in ſolcher abge-

ſchiedenen Traurigkeit und Moroſität an- trift. —

Zu dieſer Nationalkrankheit geſellet ſich auch eine andre Weltbekannte: Das Schweizer-Heimweh.

Das Heimweh.

Obgleich keine Nation ſo ſehr mit dem Heimweh geplagt iſt, ſo wandert doch keine ſtärker in andere Länder, als die Schweizer. Sie trift man in allen Welttheilen an, in allen Kriegsdienſten ſind Schweizer. — In Amerika giebt es ganze Dörfer, wo nichts als Schweizer wohnen. Die Fabrikarbeiter ſind alle zum Theil dieſem Schickſal unterworfen, wenn der innländiſche Handel nicht gehet — daß ſie alle mit Weib und Kinder auswandern müſſen, wie es im Kanton Baſel vor 10 Jahren, und früher und ſpäter ſchon aus dem Glarner- und Toggenburgerland ꝛc. in ſo groſſer Anzahl geſchehen iſt. — Auch darf die groſſe Auswanderung unſrer Landsleute nach Carolina (in Nordamerika), und andern eng-

liſchen Pflanzſtädten, beſonders um das Jahr 1734 nicht vergeſſen werden, weil ihre Zahl auſſerordentlich groß geweſen iſt; beſonders aus dem Zürichergebiet *).

Nur der Akerbau und die Alpen-Viehzucht giebt eine wahre Heimath und das wahre Heimweh. Nur der kann das Heimweh bekommen, der ſelbſt einmal dieſe Lebensart geführt und verlohren, und in fremden Landen nicht wieder gefunden hat. So zum Beyſpiel kann ein Schweizer in der Schweiz ſelbſt das Heimweh bekommen, ſobald er nicht bey ſeinen ländlichen Geſchäften, bey ſeinem Vieh und bey ſeiner Haushaltung iſt. Herr Pfarrer Schneider im Entlibuch erzählte: Sein Knecht habe allemal das Heimweh bekommen, ſo oft er ihn in die Stadt Luzern geſandt; obgleich der Ort nur wenige Stunden von ſeiner Heimath war. Der Mann expedirte ſeine Geſchäfte ſo haſtig und mit der ängſtlich-

*) Man ſiehet alſo, daß die Bevölkerung, die durch den Handel kommt, keinen Beſtand hat. Die Kantone, wo der Akerbau im Flor iſt, haben dieſes groſſe Steigen und plözliche Sinken nicht zu erwarten. —

lichſten Eile, als wenn er von einem böſen Geiſte getrieben würde; wenn man ihn etwa des folgenden Tages erwartet hatte, ſo war er meiſt ſchon denſelbigen Abend wieder daheim.

So bekamen auch die Schweizerbauren in Paris ſo lange kein Heimweh, als ihre Sennereyen im guten Stand waren, die ſie daſelbſt anlegten, und bey ihrem Vieh, und bey ihrer angewohnten Arbeit leben konnten; aber ſobald ihre Schweizerey abnahm, ſie nichts mehr zu thun hatten, ſobald ihr Vieh ſtarb, ſo bekamen ſie alle das ſtärkſte Heimweh. Auch aus Langerweile und Schwermuth entſtehet das Heimweh; es wird erzeugt von mißlungener Hoffnung und durch die Entfernung von angewöhnter Arbeit und Umgang. Ein Faullenzer aber wird nirgend kein Heimweh bekommen, in ſo fern er nur zu leben hat; denn Spiel und Saufgeſellen findet er überall, und da iſt er recht zu Hauſe, wo er ganz als ein Tagdieb leben kann, oder mit Betteley durchkommt.

Es ſind alſo meiſtens Leute von guter Aufführung und häuslicher Eingezogenheit und Tugend, die das Heimweh am

ſtärkſten anwandelt. Am gewöhnlichſten aber werden unter den Schweizern die Oberländer damit befallen. Herr Apotheker Morell ſagt ſehr wahr und ſchön in ſeiner Schweizer-Bäder-Beſchreibung:

„Wer unſre Alpen oft beſtiegen hat, der weiß, wie unbeſchreiblich angenehm die Empfindung iſt, die ſich aller Herzen bemächtiget, und eine wahre Traurigkeit zurück läßt, wenn man wieder auf den ebenen Boden kommt. Daher iſt die unter den Oberländern ſo gewöhnliche Krankheit des Heimwehes dieſer reinen, balſamiſchen Luft zuzuſchreiben, die ſie in fremden Landen entbehren müſſen. Sie ſind dieſer Luft ſo gewohnt, wie die Seeleute ihre Meeresluft, die ſich auch nach der reinern Waſſerluft zurükſehnen, ob ſie ſich gleich ſo vielem Ungemach dabey ausſezen. — Ich ſelbſt fühle alle Jahre eine Sehnſucht nach dieſen herrlichen Alpen — ob ich gleich nicht auf denſelben gebohren bin; aber je reinere Luft die Lunge athmet — je wöhler, leichter und alſo auch deſto freudiger und vergnügter fühlt man ſich", —

Von Lebendig-Begrabenen.

Was man in ſo vielen Ländern ſchon bemerkt hat, das iſt leider! auch bey uns geſchehen; es ſind Menſchen aus Unvorſichtigkeit und Uebereilung lebendig begraben worden. Man ſchämt ſich, dergleichen Entdekungen bekannt zu machen, weil es allemal eine Art von Mordthat iſt, und der Polizeyverwaltung keine Ehre ſondern Schande macht. Daher kann ich nur wenige Exempel aus der neuern Zeit anführen, und begnüge mich, aus den ältern ſchon gedruckten Nachrichten folgende als Beweiſe zu geben:

Vor vielen Jahren iſt die Frau eines reichen, angeſehenen Mannes zu Sempach lebendig begraben worden. Der Todtengräber wußte, daß ſie goldene Ringe mit ins Grab nahm; dies war Lokung genug für ihn, den Sarg in der Nacht wieder zu öfnen, und die Fingerringe abzureiſſen. Hierüber erwachte die Frau. — Sie ſtieg ſelbſt aus dem Grab, und gieng heim, wo man ſie aber nicht einlaſſen wollte, indem man glaubte, es

ſey ein Geſpenſt. — Herr von Balthaſar erzählt dieſe Nachricht, und Cyſat will eine gleiche Geſchichte erlebt haben. Herr von Hertenſtein ſollte eben beerdiget werden, als ſeine Gemahlin nochmals mit wimmernder, ſchreyender Geberde vor den Sarg kam, den Leichnam küßte und drückte. — Das erhob den Sterbenden; er bekam Lebenskraft, und lebte noch einige Jahre. Eine junge Dame lag in Luzern auf dem Schragen; alle Anſtalten zu ihrer Beerdigung wurden gemacht; ſie hörte auch alles, wußte auch alle Reden, die die Lebenden über ihren Tod geführt hatten, und doch lag ſie in einer tiefen Ohnmacht, daß ſie kein Zeichen des Lebens von ſich geben konnte. — Sie hörte ſchon den Todtengräber kommen, das Maas vom Sarg nehmen, die Todtenwäſcherinnen legten ſie in die hölzerne Lade — und noch immer war ſie todtenähnlich, und doch noch am Leben! Man denke ſich die ſchrekliche Empfindung! Nur erſt in dem Augenblick brachte ſie eine Art von Bewegung hervor, als man ſie wegtragen wollte. — Viele Jahre hat ſie hernach noch gelebt. — Ein junger Student im Kanton Uri lag auch

ſchon in der Baare — das Einſchlagen eines eiſernen Nagels, der eine Nerve des vermeinten Todten traf, wekte ihn glüklicher Weiſe noch zu rechter Zeit vom ſchrecklichſten Martertod. — Er ward hernach Kaplan in der Peterskirche zu Luzern. Sein Namen iſt Rütimann!

Viele andere Beyſpiele auſſer der Schweiz übergehen wir. Aber wir würden auch bey uns eine ganze Kronik von ſolchen ſchreklichen Mordthaten liefern können, wenn die Todten im Grabe reden könnten; wenn ſie unter der verſchütteten Erde rufen könnten; im dumpfen Gewölbe, in dem erſtickten engen Raum, wo ſie mit Verzweiflung die Haut und Nerven zerkrazten, wüthend und mit aufgehobener Bruſt den lezten, ſchrecklichſten, bängſten Seufzer ausſtoſſen; und, wenn ſie noch Beſinnungskraft haben, denen, die ſie dem Grab ſo eilig überlieferten, den ſchrecklichſten Fluch zubrüllen! — —

Solche Unglücksfälle können geſchehen, wenn man alle Todten gleich behandelt; Perſonen die am Schlagfluß, an epileptiſchen Zufällen, an Gichtern ausathmen, eben ſo geſchwind wegſchaft, wie andere, die durch äuſſere Verlezung der Glieder,

durch Verblutung, durch langſame Auszehrung und Verfaulung, alſo durch einen offenbaren Tod, dahinſterben.

Auch neugebohrne Kinder fallen oft in einen Scheintod, beſonders nach einer ſchweren Geburt und in Gichtern. Alle alte und junge empfindliche Kranke, alle Krampfhafte, von Ohnmachten Ermüdete, alle vom Rauſch Betäubte, alle von einem ſtarken Falle Erſchreckte, alle Erſtickte, alle von Entkräftung dahin Geſunkene, ſind nicht auf den erſten Anblik tod; denn jede, nach groſſen Schmerzen endlich erfolgte Stille und Ruhe kann einen ſcheinbaren Tod veranlaſſen. Zwey und drey Tage lang dürfen ſolche Verſtorbene nicht aus ihren Bettern genommen werden; man muß ſie wie noch Lebende ſorgfältig bewachen, ihnen kräftige, geiſtreiche Waſſer unter die Naſe halten; die Ferſen der Füſſe beſtreichen; und wenn ſie ja keine Lebenswärme mehr an ſich ſpüren laſſen, ſo müſſen ſie doch noch auf einer Luftreichen Flur liegen bleiben; denn oft glimmt der Funke des Lebens noch unmerklich unter der Aſche — wie bey einem erſtorbenen Feuer ſo oft ſichtbar die Flamme wieder aufſchlägt, und ſich entzündet. —

Wir haben doch in der Schweiz faſt überall Todtenkapellen, warum ſezt man die Verſchiedenen nicht auf 8 oder 10 Tage dahin; wo ſie niemand im Wege ſtehen und keine Gefahr von Anſtekung iſt, wenn der Verſtorbene keine merkliche Fäulniß, keinen Brand im Leib hat; — denn wenn dieſe Kennzeichen da ſind, ſo braucht er nicht in die Todtenkapelle zu wandern, er iſt gewiß tod. Auch wer ſich verblutet hat, iſt gewiß tod. Auch wer ſtinkt und fault, iſt gewiß tod. Dieſe übergebe man deſto geſchwinder der Erde. Aber für jene Andere, wollte ich im Namen des Vaterlandes und der geſammten Menſchheit, um Aufſchub bitten!!!

Ausserordentlich eheliche Fruchtbarkeit.

Ein Bauersmann aus dem Emmenthal, der 9 Jahre verheurathet war, hatte in dieſer Zeit 15 Kinder erzeuget, die noch alle Leben, und wovon das älteſte acht Jahre alt iſt. Seine Frau brachte das erſte Mal 4, das zweyte Mal

3, das dritte und vierte Mal allemal 2, das fünfte Mal 3, und das lezte Mal 1 Kind, zur Welt.

Warum der Namen dieſes Mannes in dem Berner-Kalender, worinn dieſe Geſchichte, gedrukt ſtehet, nicht vorkommt, — kann ich nicht begreifen.

Seltſame Krankheit, der Veittanz.

Ao. 1614 hat der berühmte Medicus, Felix Platter, ſeine medizinische Beobachtungen im Druk herausgegeben; darinn meldet er, daß in ſeiner Kindheit eine Dienſtmagd in Baſel, mit einer wunderbaren Art von Krankheit, St. Vitz-Tanz genannt, behaftet geweſen. Aus obrigkeitlichem Befehl ward dieſe Elende durch die Stadtknechte auf das Geſellſchaftshaus zum Rupff, in die Eſchemer Vorſtadt geführt, wo mehrere ſtarke, junge Männer in rothen Kleidern und weiſſen Federn auf den Hüten, die Magd auf obrigkeitl. Befehl höflich empfangen mußten. Dieſe haben einer nach dem andern,

viele Täge und Nächte, faſt einen ganzen Monat lang, mit ihr getanzt, daß ihr faſt die Fußſohlen abgeſprungen; wenn gleich die kranke Perſon manchmal niederſizen mußte, um zu eſſen, oder ein wenig zu ſchlafen, ſo hat ſich ihr Körper doch immer noch beweget, und gehüpfet. Nachdem ſie recht abgemattet war, brachte man dieſelbe in das Spital, gab ihr erquickende und ſtärkende Mittel, worauf ſie gänzlich geſund und vernünftig geworden.

Die Schweizer = Landwirthſchaft.

Sie kann blühend und in groſſem Wohlſtand ſeyn, wenn rechtſchaffene Hände ſich damit abgeben. Wenn beſcheidene, ehrliche Leute, biedere Männer das Gemeinweſen zieren, und aufrecht halten; wenn Mäſſigkeit, Stille und Genügſamkeit den Reichen wie den Armen belebt, und alle ihre Pflicht thun — da gedeihet alles zehnfältig, und man wird des Lebens froh. — Was die Schweizer=Landwirthſchaft vor jedem andern Lande voraus hat, das ſind

ein alter Schweizer Baur.

die herrlichen, fetten Wieſen, die Waſſerquellen, die fruchtbaren Berge. — Das platte Land hat allerley Anbauer: anders betreibt der Berner ſeinen Aker- und Feldbau, anders der Luzerner, anders der Züricher. Alle aber können ſich etwas nüzliches zueignen, wenn ſie das Exempel von einigen verſtändigen Schweizerbauern befolgen, welche nachfolgende Landökonomie eingeführt haben; aber nur noch von Wenigen im ganzen Umfang ausgeübt wird.

Um im platten Lande Meiſter im Feldbau zu ſeyn, ſoll man die Erdarten wohl vermiſchen, und dadurch eine durch die andre tragbarer oder fruchtbarer zu machen wiſſen. Fleiß und Thätigkeit muß den Landmann beleben. Hier ſollen einige ſeyn die mergeln, dort einige die gypſen; wieder einige die Thon graben und ihn auf leichten Boden bringen; noch einige die den Kreideboden mit Ruß düngen; andere die auf tief gepflügtes Sandfeld Abfall von Thierhäuten, von Gerbereyen, Lederſchnizereyen, Schuſtereyen, Pferdehufen und dergleichen, ſonſt wenig geachteten Dingen, zuſammen fahren; dadurch, und durch Fleiß allein kann der Bauer

wohlhabend, und der Landbau geſegnet werden. Sonſt haben viele Gegenden noch Korn von Fremden kaufen müſſen, nun können uns dieſe brafe Leute von ihrem Ueberfluß mittheilen. Sonſt war die Schafzucht allgemeiner, jezt findet man ſie nur in dürren Landesgegenden; die Zucht des Rindviehes und der Schweine iſt vorzüglicher, ſo wie die Stallfütterung den Gemeinweiden vorgezogen wird; denn ohne guten Dung gedeihet keine Pflanzung wohl, und dieſen Vortheil erhält man nur durch die Stallfütterung und den Kornbau; lezterer macht, daß wir reichlich mit Stroh verſehen werden. —

Nach dem Geſtändniß der einſichtsvollſten Landleute kommt bey der Akerverbeſſerung alles auf 2 Hauptſachen an:

Die erſte iſt, daß in den meiſten Gegenden die Aeker eingeſchloſſen ſind, wodurch ſie wie ein Garten die Vortheile gewähren, daß man alles mit ſeinem Feld anfangen kann, was man will, eigener Herr und Meiſter iſt, ſäen und pflanzen kann, ohne die geringſte Hinderniß von dem Nachbar zu leiden. Ein jeder kann pflügen, wenn und ſo oft er will, und ſäen und erndten wenn, und was er für

gut findet, ohne ſich nach andern zu richten. Bey der Einhägung und Einſchlieſſung der Aeker ſind die Früchte vor allem Schaden gröſtentheils geſichert. Das Getreide iſt von der Nord- und Oſtſeite gegen die kalten Winde im Frühling ziemlich geſchüzt, denn ein eingeſchloſſenes Stük Land iſt immer ruhiger und wärmer, als ein offenes, die Mittagsſonne kann nicht ſo ſtark darauf brennen; und nicht bey jeder rauhen Luft unaufhörlich bewegt werden. Darum machen auch wohlhabende Bäuern die Einſchlieſſung eng zuſammen, um dieſe Vortheile gewiſſer zu erhalten. Die Erfahrung hat ſie gelehrt, daß der Dung auf einem ſolchen eingeſchloſſenen Felde auch mehr wirkt, als zweymal ſo viel im offenen; auch das Gras wächſt höher, als in offener Wieſe. Dieſe Zäune verſchaffen ihnen noch Holz; und alle 40 bis 50 Schritte iſt ein Fruchtbaum gepflanzt.

Die zweyte Hauptſache bey der Landwirthſchaft iſt die Sorge für die Futterkräuter — oder der künſtliche Wieſenbau. Um mehr Dung zu bekommen, deſto mehr muß der Viehſtand vermehrt werden; und wer die Viehzucht vermehren will, muß auch für die Nahrung ſorgen.

Nichts hat den Wohlſtand des Landes ſo ſchleunig verbeſſert, als die Abſchaffung der Braache, die Einführung der Stall=fütterung und die Wäſſerung der Wieſen. Alles dieſes erfordert zwar mehr Mühe, aber ohne Arbeit hat man nichts, und wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht erndten und gewinnen. Was mit Mühe errun=gen wird, das hat allein einen Werth; was gar leicht errungen iſt, kann auch den Beſizer nicht ſo erfreuen, als was ſeinen ganzen Fleiß und Anſtrengung erfordert hat. — So will es das Geſez der Na=tur! —

Die Erde giebt dem Fleiſſigen ih=ren Segen zehnfach, im Erndten und im Genuß. Der Faule ſammelt Stoppeln und Unkraut. — Er ſchneidet Gras — wo er Korn erndten könnte. Zwar der rei=che Geizhals ſammelt auch in ſeine Scheu=ren — aber er genießt die Wohlthat Gottes nicht, er bewacht ſie nur, wie der Hund die Schäze ſeines Herrn.

Der brafe Landmann.

Arbeitſamkeit, Liebe zum Eigenthum, aber nicht zum Reichthum — das macht glückliche Menſchen! Ich ſehe Landeigenthümer, die viele hundert tauſend Kronen im Vermögen haben, und die doch nicht glücklich noch froh ſind; ihre Kinder arten in faule Tagdiebe aus, — viele ſogar in melancholiſche, ſchwermüthige Träumer. Den mittelmäſſigen Landmann ſehe ich noch immer als den Vergnügteſten. Er iſt auch der Glücklichſte! (Armuth und Reichthum gieb mir nicht — aber meinen beſcheidenen Theil — das bitte ich dich o Gott der Freude! Denn ich möchte, wenn ich zu reich würde, dich verläugnen und von deinen Rechten abtrünnig werden; aber wenn ich zu arm würde, wäre Verſuchung da, mich an anderer ihrem Gut zu vergreifen; ich könnte in Schande und Knechtſchaft gerathen! Hilf mir — daß ich weder das eine noch das andre erlange, ſondern ſegne mein ehrliches, tägliches Auskommen, denn das allein bringt frohen Sinn.) Arbeit

macht die Speiſe ſchmakhaft, und ſtärket den Leib und die Seele. Wer im Schweis ſeines Angeſichts ſein Brod gewinnt, der hat auch den Segen dabey, und das Wenige gedeihet und ſchmeket ihm wohl. — Ihr fleiſſigen Landleute wiſſet, welch ein Seelenerquikendes Labſal es iſt — die Ruhe nach der Arbeit — und mit Hunger eſſen! —

Liebe Landleute, ſeyd brafe, arbeitſame Schweizer! und Gott wird ſtets mit euch ſeyn, ſo, wie er von jeher mit euern Vätern geweſen iſt. — —

Einfalt, Arbeit, ſollt ihr lieben,
Friedlich euch im Rechtthun üben!
Euer Herz und euer Arm
Bleibe für die Freundſchaft warm!
Weidet ſelbſt erzogne Heerden
Pflüget fleiſſig eigne Erden.
Eſſet froh nach altem Schrot
Käſe, Milch und ſtilles Brodt.
Sucht bey keinem fremden Heere
Sucht nur bey dem Landbau Ehre
Stärke bey der Arbeit nur,
Liebt die Einfalt der Natur. — —

Demuth bleibe euer Ruhm,
Frohſinn, Schweizer-Eigenthum.
Weh, wenn Wolluſt, Stolz und Pracht,
Sclaven aus den Freyen macht!
Unſer Staat ſoll Bundes-Staaten,
Gutes wünſchen, Gutes rathen,
Jeder von dem Neide rein
Alle nur ein Herze ſeyn. —

Schlußrede

an alle Schweizer, die es mit dem Vaterland wohl meynen *).

„Rechtſchaffenes, für dein Vaterland rüſtiges Volk! was deine heldenmüthige Altvordern über die Furcht vor überlegener Macht und über die Schrecken des Todes erhob, das glaube auch du, und laß dir dieſen Glauben von keinem Zweifler nehmen: Gott bewahret unſern Bund. Du kleines Volk ſollteſt gering von Macht ſeyn, auf daß du dich nicht überhebeſt; du ſollteſt in ſtiller Freyheit das Muſter der Freyen ſeyn; der verfolgten Unſchuld eine Freyſtätte geſtatten; — als eine bewafnete, zum Krieg geübte Nation, deiner Obrigkeit einen exemplariſchen Gehorſam leiſten, das iſt deine Pflicht; — und je gerechter und beſ=

*) Größtentheils mit den eigenen Worten des berühmten Schweizer=Hiſtorienſchreibers Müller von Schafhauſen.

beſſer du in allem biſt, je vaterländiſcher iſt dein Herz! So ein Volk ſollteſt du ſeyn, dazu ſezte dich Gott ſelbſt ein; denn hätte der Herr unſern Bund nicht gebilliget, hätte er die Umſtände nicht ſo vereiniget, du würdeſt wahrlich nicht ſeit fünfhundert Jahren eine freye Nation ſeyn. Wären unſre Väter gemeine Seelen geweſen, hätten ſie dieſe Umſtände ungenuzt vorbey gehen laſſen; hätten ſich unſre Väter nicht als Männer gezeigt — wo wären wir? — Oft verheert, längſt erſchöpft, meiſt vom Erdboden ausgelöſcht — namenlos verlohren. — Unſer wenige Zoll tiefes Erdreich wäre die Einöde eines bezwungenen, kriechenden Volkes. Eure Väter haben den Feind nicht geſtraft, nicht verfolgt, nur entfernt. — In ſtiller Freyheit mit Würde zu leben, oder für dieſelbe zu ſterben; mehr und anders wollten ſie nicht! Und ſie vollbrachtens!

Es iſt unermeßlich, wie viel der Menſch vermag, wenn er will — und wie hoch er ſich erhebt, wenn er ſich ein freyer Mann fühlt. Dazu aber muß die Obrigkeit Raum geben; — ſie muß unermüdet ſeyn, durch Rath und Selbſtbeyſpiel mit-

zuwirken, daß der gemeine Mann wirklich glaubt er ſey frey; dieſe Ueberzeugung iſt aber erſt wahrhaft edel und wahr, wenn die Häupter und Räthe ihre Perſon, ihre Familien, ihr Corps und alle Gewalt ſo ſelten und ſo beſcheiden zeigen, daß es alle Herzen gewinnt. Von Euch, ihr Vorſteher des Volks, fordert der Geiſt eurer Altvordern, auf deren Stühlen ihr ſizet, eben dieſe Staatskunſt, die ihnen die Herzen der Nation gewonnen!

Wer iſt ein guter Bürger?
Der iſts:
Der ſeinem Vaterland
Zu Kriegs und Friedenszeiten
Mit Rath und That behülflich iſt.

Aber es trägt ungemein viel zu dieſen Geſinnungen bey, daß nicht bloß der erſten Helden ehrwürdiges Andenken, ſondern auch die ſpätern Jahrhunderte, uns lebhaft vor Augen ſchweben; weil zu allen Zeiten hin und wieder groſſe Vorſteher und Bürger geweſen, deren Gedächtniß lehren kann, wie zum Ruhm nicht nur ein Weg offen iſt. Manche Familie, die im Anfang der Hiſtorie nicht vorkömmt,

zählt nicht minder edelmüthige Vorfahren, und Seelenhoheit hat ſich auch nach den Kriegen in unſrer Nation hervorgethan; nicht nur in Kriegs- ſondern auch in Friedenskünſten. Und dieſe leztere haben nicht weniger Anſpruch auf den Dank der Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Ein jeder brafer Patriot iſt ein Held! Ein jeder Bürger und Landmann, der ſeiner Stadt und Gegend eine brafe Familie erziehet, und ſelbſt ihr Anführer iſt — iſt des Heldennamens werth. —

Ihr alle, ihr Schweizer, habt die Pflicht, ein gegenſeitiges Vertrauen, Freundſchaft und Liebe bey euch in Städten, Flecken und Dörfern zu unterhalten; populär zu bleiben, und doch lebhaftes Freyheitsgefühl zu nähren; — dies ſchwere Amt kann euch jezt vor ganz Europa auszeichnen, es iſt euer einziger Ruhm, wenn ihr Ruhm verdienen wollet".

„Kein rechtſchaffener Mann muß bloß für ſich ſelbſt leben, ſondern jeder, ſo gut er kann, ſoll für die Ehre des gemeinen Weſens etwas thun — und ein freyes Volk iſt noch beſon-

ders andern und künftigen Völkern ſeine Rechtſchaffenheit und ſein Beyſpiel ſchuldig". —

Dieſes goldene Wort ſpricht Müller von Schafhauſen, in der Zueignungsſchrift ſeiner Geſchichte — an die Väter, Regenten, Gemeindsvorſteher, Amtleute, Bürgermeiſter und Räthe der ſämmtlichen Eidgenoßſchaft. — Und ich weihe meine Arbeit mit den gleichen Geſinnungen jedem brafen Mann, der für das Wohl des Vaterlands thätig bemühet und treu beſorgt iſt.

Wo Redlichkeit herrſcht
Wo Treue regiert;
Wo Menſchenlieb immer das Zepter geführt,
Da niſtet nicht Zwietracht noch Rebellion! —

Anhang
einiger Sittenſchilderungen, zur Kenntniß unſrer Nationalübel.
Von einem wahren Patrioten.

H. S. ein Maurer (aus dem Kanton Bern), zog, mit Willen ſeiner Frau, ſchamloſe Weibsbilder an ſeinen Tiſch, die mit der Unzucht ein Gewerb trieben; und da er ſahe, daß dieſe Mezen ziemlich Geld gewannen, beſtimmte er eines ſeiner eigenen Kinder, ein Mädchen von 15 Jahren, zu dieſem infamen Gewerb. — Ein Menſchenfreund, aus Mitleid bewogen, wollte daſſelbe, da es ſein 16tes Jahr zurückgelegt hatte, den Feſſeln dieſes Laſters entreiſſen und durch Unterricht im Leſen und Schreiben, ſo wie in nüzli-

chen Arbeiten ſeines Geſchlechts, ihm Geſchmack an einer beſſern Lebensart beybringen; allein unglücklicher Weiſe hatte der Hang nach Ausſchweifungen ſich ſchon zu ſehr ſeines Herzens bemächtiget: es entzog ſich dem Unterricht, ſchwärmte in den liederlichſten Häuſern herum, wurde endlich aus der Stadt verwieſen, und ſtarb ein paar Jahre nachher in einer andern Stadt (Genf), an den Folgen ſeiner fortgeſezten, elenden Lebensart in den traurigſten Umſtänden.

Die Eltern, durch dieſe traurige Erfahrung erſchreckt, da ſie ihre eigene Mühe, das Mädchen von dem Abgrund, dem ſie es entgegen führten, zu retten, an ihm verlohren ſahen, gaben, da es freylich zu ſpät war, ihren ſchamloſen Koſtgängerinnen Abſchied, führten die ihnen noch übrige jüngere Tochter zu einer beſſern Lebensart an, lieſſen ſie im Leſen und Arbeiten unterrichten; der tiefe Eindruk, den die traurige Erfahrung ihrer Schweſter auf ihr Gemüth gemacht hatte, und der nachher erfolgte Religions-Unterricht, brachte ihr einen ſolchen Abſcheu gegen die Unzucht bey, daß ſie auch die entfernteſte Gelegenheit mit der gröſten Sorgfalt

ausweicht — und als eine geſchikte und fleiſſige Näherin ihren Unterhalt in der gröſsten Eingezogenheit ehrlich und demüthig zu erwerben ſucht. —

Jacob U. ein Schreiner, der auf ſeiner Profeſſion, die er ſonſt ſehr gut verſteht, wenig arbeitete, die meiſte Zeit mit ſchlechter Geſellſchaft in den Schenkhäuſern verlohr, und dadurch ſich in Armuth ſtürzte, worunter ſeine Frau und Kinder am meiſten leiden muſsten, zog durch dieſe ſchlechte Lebensart ſich die unglücklichſte Ehe zu. Denn die Frau verlohr alle Achtung und Liebe zu ihm; ja täglich, wenn er aus der Schenke nach Hauſe kam, ſtieſs ſie alle Scheltworte gegen ihn aus, die der Unwille ihr eingab. Durch dieſes hizige, ungeſtümme Betragen ſeiner Frau kam es unter ihnen zu Thätlichkeiten, welche das Uebel immer ärger machten. Der älteſte Sohn konnte nicht mehr im Hauſe bleiben, und da er noch kein Handwerk erlernet hatte, ſuchte er in England ſein Glück, wo man beſorgt, daſs er gezwungen worden, Matroſendienſte zu thun, und bey dieſem das Leben eingebüſst habe.

weil man ſchon mehrere Jahre, aller Nachfrage ungeachtet, nichts von ihm vernehmen können. Die ältere Tochter trat in Dienſte. Der Vater zog öffentlich einer Hure nach, die Mutter diente um gleichen Preis dem erſten beßten. Der noch unerzogene junge Sohn war genöthigt zu Hauſe zu bleiben, und dem traurigen Leben ſeiner Eltern zuzuſehen. — Der Mann, der als Geſell arbeitete, wurde von ſeinem Meiſter nach einer benachbarten Stadt geſchikt, um dort eine von ihm übernommene Arbeit auf einem Landgut zu vollenden. Dort machte ſich eine lüderliche Frau, die eine Schenke hatte, und mit ihrem Mann ebenfalls in Zerwürfniß und abgeſondert lebte, ſein Mißverſtändniß mit ſeiner Frau zu Nuze, um ihn an ſich zu ziehen, und mit ihm noch andre in ihr Netz zu loken. Durch den Umgang mit dieſer ſchlechten Frau wurde nun vollends alles Gefühl von Ehre und Menſchlichkeit in ihm erſtickt; er ergab ſich den niedrigſten Ausſchweifungen ohne alle Schaam und Einſchränkung, bis endlich die Obrigkeit ſich genöthiget ſah, dem Unweſen ein Ende zu machen, der Frau die Stadt zu verbieten, und ihm unter Bedrohung der

gleichen Strafe alle fernere Ausſchweifungen zu unterſagen, zugleich zu beſſerer Beobachtung ſeiner Pflicht gegen ſeine Kinder alles Ernſtes anzuhalten.

Die Tochter dieſes ſchlechten Vaters iſt eine Perſon von ſehr geſundem Verſtand, gutem Herzen, und von mehr Lebensart, als von ihrer Erziehung nicht zu erwarten war. Fremde Leute thaten Elternpflicht an ihr, und ſo ward ſie gerettet. Die Hoffnung, daß ſie etwas zur Beſänftigung der Hize und Rache ihrer Mutter, zur Verminderung der Ausſchweifungen ihres Vaters, vorzüglich aber zur Erziehung und zum Unterhalt ihres Bruders beytragen könnte, machte, daß ſie aus dem Dienſt trat, wo ſie ſehr wohl ſtund, und ſich wieder nach Haus begab. Hier opferte ſie die Früchte ihres Fleiſſes ganz für ihre Mutter und ihren Bruder auf, weil der Vater nicht nur ſeinen ganzen Verdienſt in ſchlechter Geſellſchaft verſchwendete, ſondern noch dabey ſich in Schulden ſteckte, und ſie dennoch unter dem Vorwand, daß ſie von ſeinem Brod leben, ſchlecht behandelte, auch mit täglichen Vorwürfen quälte. Die Tochter hatte gleichwohl immer noch Hoffnung, ihren Vater zu gewin-

nen, wenn die unbändige Hize und erbitternden Schimpfwörter, deren die Mutter ſich gegen ihn nicht enthalten konnte noch wollte, ihrer Abſicht nicht unüberſteigliche Schwierigkeiten in Weg gelegt hätten; da ſie alſo ſah, daß ſie weder bey dem Vater noch bey der Mutter etwas zur Herſtellung eines beſſern Verſtändniſſes beytragen, und das Schikſal ihres Bruders auch nicht erleichtern konnte, und ihre ehemalige Herrſchaft durch öftere Briefe ſie zurück verlangte, ſo entſchloß ſie ſich wieder in Dienſt zu treten. Sie war aber genöthiget, ein Stük Geld zu entlehnen, um ſich wieder mit einer anſtändigen Kleidung verſehen zu können. Denn ſie hatte alles für ihre Eltern zugeſezt, und von da aus überſendet ſie nun alles, was ſie erſparen kann, ihrer ins Elend geſchickten Mutter zur Unterſtüzung. —

J. K. der Sohn eines Sägenfeilers von H. (Kant. Z.), hatte bis in ſein zehendes Jahr zur Verwunderung gut in der Schule gelernt. Er wußte ſeinen Vater ſo einzunehmen, daß dieſer einfältige Mann ihn ſchon in Gedanken zu einem

Wunderkind machte. Mit nichts als Gedächtnißvorrath verſehen, verließ der Knabe die Schul, zog mit ſeinem Vater im Land herum, beſuchte noch einige franzöſiſche Schulen in welſchen Dörfern und Städten, wo ſich ſein Vater aufhielt, und lernte auch dieſe Sprache ziemlich gut leſen und ſchreiben, jedoch ohne Orthographie. Er hatte einen kleinen Aufſaz niedergeſchrieben, worinn er ausführlich meldet, was er gelernt habe, den Wunſch äuſſert mehr zu lernen, und um Unterſtüzung bat. — Ein Pfarrer in einer welſchen Stadt, bey dem er ſich meldete, war von einem ſolchen guten Herzen, daß er wünſchte, die edle Lernbegierde des Knaben zu befriedigen, und ſeine Naturgaben ferner anzubauen. Er gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an edeldenkende Menſchenfreunde. Dieſes Schreiben fiel in die Hände eines Mannes, der es ſich zu einer angenehmen Pflicht machte, ihn auf ſeine Koſten zu einem nüzlichen Glied der menſchlichen Geſellſchaft erziehen zu laſſen. Allein der Verſuch ſchlug leider fehl! Die Lernbegierde war bey dem Jungen nur Eitelkeit und Bauernſtolz, und ein Vorwand, et-

was zu erbetteln und zu erſchleichen; ſobald er nicht mehr bewundert wurde, ließ ſein Fleiß nach. Des Herumſchweifens gewohnt, ward ihm die ruhige Lebensart zur Laſt; durch Geſchenke die ihm gegeben worden, hatte er ſich das Naſchen angewöhnt; und da er kein Taſchengeld mehr hatte, beſtahl er ſeinen Lehrer in Kleinigkeiten; aber eben dieſe zeigten nur zu entſcheidend ſein ſchlechtes und rohes Herz. Endlich wurde der Lehrer und der Junge der Zuſprüche ſo überdrüſſig, daß beyde von ſelbſt quittirten, und der Knabe ſein voriges Vagabundenleben wieder anfieng. Sein Vater wollte mit einem andern jüngern Knaben das gleiche Spiel treiben, man wies ihn aber mit ſeinem Gedächtnißkram nach Hauſe.

Joſeph G., ein Hafner (Töpfer), der ſonderheitlich in Verfertigung künſtlicher Oefen, ſo wie in andern Arbeiten von dieſer Art, die zur Verzierung von Zimmern und Gärten dienen, eine beſondere Geſchicklichkeit beſizt, auch ſich ein ziemliches Vermögen damit erworben, das er auf den Ankauf eines Hauſes verwendet hatte, ließ ſich einſchwazen, daß er ſein Haus

nicht beſſer benuzen könnte, als wenn er es in eine Schenke verwandelte, weil es in der Vorſtadt an der Hauptſtraſſe ſtund; damit, machte man ihn glauben, könne er mehr, als mit der Profeſſion, gewinnen. (Die Vermehrung der Wirths- und Schenkhäuſer, und ihre ſchon groſſe Menge — iſt leider! die Urſache groſſer Uebel bey uns.) Auch dieſer Mann fieng das Weinſchenken an; ſein Haus wurde bald zum Sammelplaz von Schurken und Tagdieben, die nicht nur des Sonntags ſchwelgten, ſondern die meiſten Tage in der Woche zu blauen Tagen machten. — Die Profeſſion blieb ſteken; mit ihr wich der Seegen weg, er bekam viele ſchlechte Schuldner, ſeine eigenen Schulden wuchſen an, er mußte in kurzer Zeit ſein Haus ſammt dem Geräth den Gläubigern überlaſſen, die es ſo ſehr herunter würdigten, daß ſeiner Frau und Kinder, während ſeiner Abweſenheit, nichts als Mangel und Elend blieb, und ſie, um ihm an den Ort, wo er ſich nieder zu laſſen willens war (bey Chur in Bündten), zu folgen, durch eine, von mitleidigen Perſonen geſammelte Steuer mußten unterſtüzt werden. — Seine älteſte Tochter fiel kurz

vorher in eine ſo groſſe Schwermuth, daß ſie ſich ertränkte. — Das neue Etabliſſement ſchlug ebenfalls fehl — die Frau ſtarb vor Kummer bey der traurigſten Ausſicht für das künftige Schikſal ihrer Kinder. —

Gottfried U., ein Kupferſchmied in einer kleinen Stadt, hatte vielen Credit und ein ordentliches Vermögen. Er verheurathete ſich mit der einzigen Tochter eines Mitbürgers, der ebenfalls durch Fleiß und gute Wirthſchaft ſich ein ziemliches Geld erſpart hatte. — Mit ſeinen eignen und den erheuratheten Mitteln kaufte er ein geräumiges Haus, mit einem guten Keller. — Da ein fremder Kupferſchmied angenommen wurde, der im Namen einer Witwe die Profeſſion trieb, und ihm dadurch etwas an ſeiner Kundſame abgieng, hielt er ſeine Profeſſion ſchon nicht mehr für zureichend, ſein ehrliches Auskommen zu erwerben, ſondern glaubte, er brächte es weiter, wenn er ſein Bürgerrecht und ſeinen Keller benuzen, und einen Weinhandel anfangen würde. (Ein Nationalübel bey uns iſt, daß kein Profeſſioniſt,

wenn er reich iſt oder nur einigermaſſen Credit hat, mehr arbeiten will, ſondern gleich auf Nebenſachen denkt! Der kleinſte Umſtand iſt hinlänglich, ihn ganz von der Profeſſion abzuziehen.) Er ſchafte ſich alſo Reben an, legte Wein ein, ſchenkte aus, und verwandelte ſein Haus ebenfalls in eine Schenke. Er hatte ſtarken Zulauf von allen durſtigen Brüdern, hielt einen ſchlechten Einzug von lüderlichen Weibern, und wurde ſelbſt aus einem fleiſſigen und guten Arbeiter zu einem Herumläufer, Säufer und liederlichen Mann. — Die Unfugen, die er duldete, und die öffentliche Aergerniſſe, die ſeine Saufgelage verurſachten, zogen ihm verſchiedene Mal eine obrigkeitliche Ahndung zu, die aber wenig geachtet wurden, und noch weniger die Warnungen eines Pfarrers, der als Pathe von ſeinem Knaben es ſich zur Pflicht machte, ihm vorzuſtellen, daß derſelbe unter ſo ſchlechten Beyſpielen nothwendig ſo wie ſeine Schweſtern, deren drey waren, verderbt, und zum Böſen erzogen werden würde. Mit der Hintanſezung aller gutgemeinten Warnungen und gänzlicher Vernachläſſigung alles öffentlichen und Haus-Gottesdienſtes, wich von ihm aller Segen. —

Frau und Kinder wurden mit ſchweren Krankheiten befallen, die eheliche Eintracht ward geſtört, die Ausgaben überſtiegen die Einnahme, und da der Elende endlich augenſcheinlich ſehen mußte, daß er bey ſeinem Weinſchenken nicht mehr zurecht komme, fieng er einen Handel mit gebrannten Waſſern an, und da auch dieſer fehlſchlug, trieb er den Fruchthandel, auf den er ſich aber eben ſo wenig verſtund, und darum immer tiefer in Schulden fiel. —

Endlich, da er alle Luſt zur Arbeit verlohren, und ſich aus einem unvernünftigen Stolz ſchämte, ſeine Profeſſion wieder anzufangen, nahm er ſich vor, den kleinen Reſt ſeines Vermögens zu retten, mit demſelben an einem andern Ort etwas anzufangen. Seine Frau machte deswegen mit dem Knaben die Reiſe dahin; fand aber, daß dort noch weit weniger etwas unternommen werden könnte; nachdem ſie daſelbſt eine Zeitlang mit dem Knaben in groſſem Mangel zugebracht, kam ſie mit demſelben wieder zurück. — Inzwiſchen hatte der Mann ſich durch das Herumziehen und die ſchlechte Lebensordnung ganz ruinirt, und mit ſeinem Ver=

mögen auch beynahe den Verſtand verlohren; halb im Kopf verrükt gieng er von hier weg, der Armee zu, wo er wahrſcheinlich einem traurigen Loos entgegen gegangen iſt. — Man weiß nichts mehr von ihm. Seine beyden älteſten Töchter ſtarben an einer auszehrenden Krankheit. — Der Sohn, an welchem die Folgen einer ſchlechten Erziehung nur zu ſichtbar ſind, gegen welche ſein Pathe noch immer zu arbeiten hat, und beſorglich mit ſeiner Arbeit zu ſpät kommt, wurde auf obrigkeitl. Unkoſten in die Lehre gethan, und ſeine Profeſſion könnte mit der Zeit, wenn er darauf den gehörigen Fleiß verwendet, und ſich nicht durch ſchlechte Sitten im Wege ſtehet, noch ein Mittel zur Wiederherſtellung ſeines, durch den Leichtſinn ſeiner Eltern verſcherzten, Wohlſtandes werden. — Die Mutter nährt ſich mit ihrer jüngern Tochter, wiewohl kümmerlich, durch ihre Handarbeit.

J. S., aus dem Bernergebiet, ein Kübler (Bötcher), würde durch ſeine Profeſſion ſich ein hinlängliches Auskommen erworben haben, um ſo mehr, da er ein

paar Vöſtgen (Aemter) zu verwalten hatte, denen er warten konnte, ohne in ſeiner Profeſſion gehindert zu werden; allein er überließ ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen, und abermals dem allgemeinen Landübel — dem Trunk; — ſo mißhandelte er ſeine Frau, eine ſtille, fromme Perſon, die ſeine Laſter, da ſie ihn nicht davon abhalten konnte, mit einer auſſerordentlichen Geduld ertrug, und ſo viel möglich verhütete, daß ſie keinen ſchlimmen Eindruk auf die Kinder machten; dieſe beſcheidene, ſtille, gelaſſene Frau, die beßte Mutter an ſeinen Kindern, mißhandelte er auf eine ſo grobe, unmenſchliche Art, nicht nur mit ſchnöden Worten, ſondern mit Thätlichkeiten, daß ſie an den Folgen derſelben ſtarb. Den Kindern zum Verdruß verheurathete er ſich mit einer an Sitten und Geſtalt gleich häßlichen Perſon, mit der er gleichwohl ein Kind zeugte. Nachdem er das wenige Geld, das ſie ihm zubrachte, verſchwelget, fieng er dieſe auf den gleichen Fuß zu behandeln an, weil er nichts weiter von ihr erpreſſen konnte. Zum Glück ſtarb ſie ſchon im zweyten Jahr ihrer Dienſtbarkeit.

Was dieſen Mann vor andern Ungeheuern ſeiner Art auszeichnet, war ſeine ſataniſche Verſtellung und blendende Heucheley, womit er jeden, der ihn nicht kannte, zu hintergehen im Stande war. Er wußte die Stellung, Sprache und Miene des ehrlichen, ſanften, guten, frommen Mannes ſo meiſterhaft an ſich zu nehmen, in Gegenwart andrer Leute, an der Seite ſeiner Frau ſo ſehr den gutherzigen, mitleidigen, ſanften Mann zu ſpielen, und ſogar den Religioſen zu agiren, daß keiner, der ihn ſahe und hörte, hätte denken und vermuthen ſollen, daß er ſeiner Frau nur ein böſes Wort gegeben, vielweniger Hand an ſie gelegt hätte. — Endlich trieb er, nachdem er ſich auch ſeine zweyte Frau vom Hals geſchaft, das ſchändlichſte Leben doch ſo offenbar, daß er ſeiner Aemter entſezt, und die Obrigkeit genöthiget wurde, ihn als einen für die Geſellſchaft gefährlichen Mann zu banniſiren.

Dieſer erzſchlechte Vater hat indeß einen hauptbrafen (ſehr rechtſchaffenen) Söhn — den er aber nicht erzogen hat. — Er hatte das Glück, ſchon als ein junger Knabe von einem Handelsherrn

zu verſchiedenen häuslichen und Handlungsgeſchäften gebraucht und angeführt zu werden. — Dieſer Herr fand an dem Knaben einen guten Verſtand, einen noch beſſern Willen, Treue, Verſchwiegenheit und unermüdete Thätigkeit. Er ſelbſt gewöhnte ihn an Pünktlichkeit und Ordnung. Der Knabe wußte ſich ſo wohl in die Weiſe ſeines Herrn zu ſchiken, und nach ſeinem Willen zu bequemen, daß er ganz ſein Zutrauen gewann. Er machte ihn zu ſeinem Kammerdiener, zu ſeinem Geſellſchafter auf ſeinen Reiſen, zu ſeinem Geſchäftsmann. So wurde er zu einem ſehr arbeitſamen, vorſichtigen, treuen, verſchwiegenen, Fleiß und Ordnung liebenden Arbeiter gebildet, und vorzüglich zu einer guten Haushaltung angeführt, womit er ſich etwas nahmhaftes erſpart hat. — Nachdem er ein Alter von 26 Jahren erreicht hatte, entließ ſein Herr ihn der Dienſte auf ſein Begehren. Er ehelichte in Holland eine Hannoveranerinn, die daſelbſt in Dienſten ſtand, und ihm, ſeinen weſentlichſten Eigenſchaften nach, ziemlich ähnlich war. Mit derſelben ließ er ſich in einer kleinen Landſtadt nieder; da aber ſein Herr ihn noch nicht entbehren konnte,

mußte er mit ihm verſchiedene Reiſen machen, bis er jemand fand, der ſeine Stelle vertreten konnte. —

Seitdem nun der Vater genöthiget worden, das Land zu quittiren, fährt dieſer edeldenkende Sohn immer fort, denſelben zu unterſtüzen; das mit ſeiner lezten Frau erzeugte Kind hat er ganz zu ſich genommen, und erzieht es mit den ſeinigen. — Für dieſe ſeine Großmuth iſt er aber auch augenſcheinlich geſegnet. — Er bekam durch die Empfehlung ſeines Herrn, und weil er ſich durch ſeine eignen perſönlichen Verdienſte ſelbſt empfahl, das Amt eines Güter-Verwalters. — Auch handelt er glücklich in Geſellſchaft eines verſtändigen Mannes mit Früchten. Er beſizt ein artig Stück Land zum Eigenthum, und ſein Vermögen vermehrt ſich zuſehends, durch ſeinen und ſeiner eben ſo thätigen Frau unermüdeten Fleiß und gute Wirthſchaft. Er steht durch ſeine Rechtſchaffenheit in allgemeiner Achtung und Liebe. —

Alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet, und in ſeinen Wegen wandelt!

Unter allen Landübeln iſt aber wohl folgendes das ſchädlichſte und verderblichſte, wir meynen die Prozeßſucht der Landleute. Und dieſe zerſtörende moraliſche Seuche graſſirt vorzüglich im Kanton Bern, wo der Wohlſtand die Leute ſo glücklich und vergnügt machen könnte, da die Regierung einer weiſen und guten Obrigkeit, zum Beßten des Landvolks vorzüglich wachſam und thätig iſt. Aber wenn die Leute reich werden, ſo werden ſie auch hochmüthig und trozig; denn nur eine gute Erziehung, und ein ſanftes, natürlich edles Herz kann vor dieſer Ausartung ſchüzen; auch die Religion kann nur bey denen wirkſam bleiben, die ſich in der Demuth und Beſcheidenheit üben, und darinn thätig ſind. Wir könnten ein dikes Buch von Prozeßgeſchichten, wie ſie täglich bey uns vorkommen, geben, wodurch verlaſſene Hausmütter, arme Wayſen, verjagte Bauern, Diebe, Mörder und Mordbrenner entſtanden ſind, auch wie die hölliſchen Praktiken vieler Landagenten, die Leute hintereinander hezen, — wie viele Verrückte, närriſch gewordene, ſieche und ſchwindſüchtige Leute ſich durch die Prozeſſe ihr tiefes Elend zuge-

zogen haben, oder mit Gewalt von ihren mißgünſtigen, boshaften, ſtolzen Nachbauern darein ſind geſtürzt worden. Denn daß der reichere Bauer ſeinen ärmern Nachbauern drükt, iſt leider eine gemeine Sache, und die Erfahrung lehrt, daß eine Gegend viel glücklicher ſey, die mehr von mittelmäſſig begüterten, als von ganz reichen Bauern bewohnt wird, und wo die Gleichheit und Freymüthigkeit auch eher ſtatt haben kann. Der Kanton Luzern gefällt allen Fremden ſehr wohl, weil der Landbau ſehr vertheilt iſt, weil die Aeker und Kornfelder mit groſſem Fleiß angebaut ſind; wenn hingegen von den reichen Bauern der Wiesbau vorgezogen wird, weil ſie weniger Hände, Knechte und Arbeiter halten wollen, und doch den reichen Genuß für faſt keine Mühe finden, da iſt ſchon mehr Reichthum neben vieler Armuth; und damit ein Einziger recht reich ſeyn kann, müſſen viele Hundert arm ſeyn. — Landleute aber, die ſtark arbeiten, haben nicht Zeit an Prozeſſe zu denken, und der Wirthshaustaumel benebelt auch ihre Köpfe nicht zum Streit, Zank und Chikane. Auch der Haus- und Landesfriede und die Kinderzucht gedeihen dabey beſſer.

Störriſche, meiſtens vom Trunk erhizte Köpfe, die einen mäſſigen oder vorzüglichen Wohlſtand fühlen, ſezen leicht alles aufs Spiel, und wagen die größten Weitläuftigkeiten um geringe Dinge, die oft nicht werth ſind, daß man ein Lichtſtümpchen dafür anzündet. In ſolcher peſtilenzialiſchen Meutmacherey werden ſie von gewiſſenloſen Anſtiftern und Aufhezern unterrichtet, die es ums Geld thun, und ihr ganz eigenes Geſchäft daraus machen. Der Arme oder Mittelmann wird in Streit gleichſam mit Haaren hinein gezogen; — auch dieſe gewöhnen ſich dabey ſtatt zu arbeiten, bey Advokaten, Procuratoren und Landagenten herum zu ziehen, und das Hausweſen zu verſäumen; allerley Nebenhändel werden aufgejagt; die meiſten thun das auch ſo ſchlau und tückiſch, bis die Hauptſache in einem Schwall von Irrlichtern verlohren gehet. — —

Knechte, Kinder und Weiber werden liederlich, ſchweifen auch aus, verſäumen die nöthigen Arbeiten, weil der Hausvater den Tröhlern nachgehet, mit elendem Geſchwätz und Gezänk die beßten Stunden des Jahres tödtet, und dadurch ein

un-

unwilliger, gewiſſenloſer Geſchäftsmañ und falſcher, meineidiger Menſch wird. So leben viele Familien zertrümmert, die in gutem Wohlſtand waren, und die Gemeinden werden mit Bettlern und Armen überſchwemmt. Man ſiehet es auch einem Dorfe ſogleich an, wo reiche, prozeßſüchtige Bauern wohnen; die Geſichter ſehen fataler aus, als wenn der Hagel in die Erndte geſchlagen hat.

Eine ſolche krebsartige, Land und Leut verderbliche Seuche macht zulezt ſehr böſe Einwohner. Es ſollte ein Sprüchwort werden, daß, wenn man einen ſchlechten Menſchen bezeichnen will, man bloß ſagen ſollte: Das iſt auch ein Prozeßhund. — Aber dem beſſern Theil unſrer lieben Landleute bringe ich in Erinnerung, was Salomon ſchon vor 3 tauſend Jahren geſagt hat: „Es iſt dem Mann eine Ehre, vom Hader bleiben; aber die gerne hadern, ſind allemal Narren".

Ein Bauerngeſpräch im heutigen Ton.

Bauer (begegnet mir auf der Straſſe von Nidau nach Biel ziemlich betrun-

ken, geht auf mich zu, bietet mir die Hand.) Guten Abend, wie gehts?

Ich. Ganz gut, Gottlob! Wo kommt ihr her?

Bauer. Kennt ihr mich denn nicht?

Ich. Nein, guter Freund! Ich erinnere mich nicht euch jemals geſehen zu haben.

Bauer. Aber ich kenne euch, ihr ſeyd der Pfarrer von Biel *).

Ich. Mag ſeyn — wo gedenkt ihr noch hin ſo ſpät? (Es war Abends um 8 Uhr.)

Bauer. Nach Nidau, einen Schoppen zu trinken.

Ich. Ich dächte, guter Freund, ihr thätet beſſer nach Haus zu gehen, ſonſt dürftet ihr den Heimweg ſchwerlich finden.

Bauer. Da hat mir kein Pfarrer nichts zu befehlen, wiſſet ihrs, ich trinke für mein Geld, und da hat er viel darnach zu fragen, ob ich noch 3 oder 4 Schoppen trinke. (Er taumelte weg.)

*) Dieſer war es nicht. Der Mann ſprach ſchon im Rauſch.

Regiſter
der merkwürdigſten Sachen.
A.

Seite.

Aberglauben zu Bern. 267
— — unter den Reformirten. 313
Abgaben der Bauern an die katholiſche Geiſtlichkeit. 285
Abkunft der erſten Schweizer. 476
Abſchilderung der urſprünglich ſogenannten Schweizer. 476
— — ihre erſte Grundverfaſſung. = 482
Aemter = Beſazung durch Kourtiſane, bey Lebensſtrafe verboten. = 365
Das Aargäu kommt an Bern. 120
Peter Amſtalden, ein Entlibucher, ſtiftet eine Rebellion. 302
Ankunft der Reformirten aus Italien. = 468
Appenzeller, wie ſie ſich frey gemacht. = 228=456
Arnold von der Halden. 15
Aufkommen des Bürgerſtandes, und Verfall der Handwerker. 340

Seite.
Aufnahme der Hugenotten oder verjagten reformirten Franzoſen. = = 462
Aufruhr im Oberland, (Hasli). 153
Ausartung der Sitten, nach den Burgunderkriegen. 300
Ausserordentlicher Blizſtrahl. 566
— — Comet. = 572
Ausserordentliche Sturmwinde. 573
— — eheliche Fruchtbarkeit. 614
Auswanderung nach Penſilvanien. 531
Auszug aus einem alten Betrachtungsbuch. = 249

B.

Balm, Vogt zu Büren. 267
Bärenjagd, und Kampf eines Bauern mit einem Bären. 568
Der Stadt Baſel Schickſale. 194
Batzen. = = 510
Bauernſöhne widmeten ſich der Kanzel. = = 295
Belagerung von Grandſon. 137
— — von Solothurn. 39
— — von Greifenſee. 450
— — von Zürich. 441
— — von Zürich durch die Eidgenoſſen, 1444 = 489
Beobachtung über die Gletſcher. 547

Seite.
Bergfall im Wallis. 544
Allerley Schikſale der Stadt Bern, ſeit der Erbauung. 201
Die Stadt Bern blokirt. 29
Berner ziehen mit den Eidgenoſſen nach Italien. 148-152
— — ziehen ins Waatland. 161. Erſter Friede, und Abtretung des ganzen Welſchlandes an Bern. 168. Zweyter Friede mit Savoyen. 175. Lezter Friede mit Savoyen. 177
— — Sittengeſeze. - 268
Bern ſoll älter ſeyn, als von Berchtold V. - 207
— wird reformirt. - 203
Die Reformation in Bern ſoll durch Luther zu Stand gekommen ſeyn. - 207
(NB. Das Reformationsjahr iſt 1528; zwar iſt auch ſchon im Jahr 1523 und 1525 ein Theil reformirt worden.)
Heutiger Zuſtand vom Kanton Bern. - - 378
Die Berner erhalten einen Brief vom Bruder Claus. 391
Der Stadt Biel Schickſale. 242

Seite.
Biel wird vom Biſchof verbrannt. 112
Bilgeri von Landenberg. 14
Bittſchrift der vertriebenen Hugenotten an die Kantone. 463
Bliz und Feuer zu Bern gefallen. 567
Blutbad in Bündten über die Reformirten. = 458
Landammann Bodmer, ein Pfaffendiener. = 529
Bruder Berchtolds Feldpredigten. 259
Bruder Claus. = 56. 389
Brugg wird verbrannt. 123
Die Brüche, eine Landkrankheit. 604
Adrian Bubenbergs Tod. 360
Buchdrukereyen kommen in die Schweiz. = 507
Die Büſſende im 14ten Jahrhundert. = = 262
Bündtner=Kriege. 67=68
Bündniſſe mit fremden Mächten, was ſie gefruchtet. 252
Bürger=Annahme. = 502
Die Bürger von Bülach. 427
Bürgerrechte. = 335
Bürgerzahl in Zürich. = 194
Bundesbrief der erſten Eidgenoſſen. = = 19
Bundesbrüder (drey und dreyſſig). 410

Seite.

Burgdorf kommt an Bern. 115
Burgundiſche Kriege. = 45

C.

Cappelerkrieg. 76. — Auszug der Züricher mit Zwingli. 402
Catholiſche Kirchenbuß. 515
Der Catholiken und Reformirten Gerechtſame. = 374
Erſte Chriſten in Helvetien. 246
Joh. Cloos, der Tauſendteufel. 432

D.

Davidiſche Sekte zu Baſel. 284
Denkungsart der katholiſchen Schweizer. = = 530
Der deutſchen Sprache Anfang in der Schweiz. 245
Dominikaner-Mönche in Bern. = = 447
Ein Dorf wird voller Spizbuben. 537
Duelle oder Zweykampf. 321
Niclaus Dut von Zofingen. 426
Martin Duvoiſin, wird in Surſee verbrannt. = 525

E.

Edelleute (ihre Unwiſſenheit.) 422
Der Eidgenöſſiſche Bund. 9
Ehebruch, wie ſolcher beſtraft worden. = = 337

Seite.
Einſiedeley bey Freyburg. 220
Elephant. = = 571
Erasmus. = = 419
Sonderbares Erbrecht in Nidau. 340
Die Erdbeben. = = 579
Erdbruch im Kanton Bern. 545
Ermahnung eines alten Schweizerpoeten an ſeine Nation. 306
Erſte Eroberung der Waat, im Jahr 1475. 132 — Wird zurückgegeben an den Herzog von Savoyen im J. 1478.

F.

Faßnacht und Kirchweyh zu Uri im Jahr 1486 = 300
Feuersbrunſt zu Bern hat die wichtigſten Urkunden verzehrt. 205
Hans Franklin, Sekelmeiſter von Bern. = 396
Frankreich garantirt den Bernern das eroberte Welſchland. 175
Franzöſiſche Koloniſten, was ſie uns und Deutſchland genüzt haben. 347
(Auf dieſer Seite iſt ein Druckfehler, da neben Deutſchland auch die Schweiz ſtehen ſollte, die in gleichem Falle war.)
— — Geldbeſtechungen. 316

Seite.

Französiſche Volks-Werbung in Bern. - - 317
Fremde Kriegsdienſte, was ſie den Schweizern genüzt. - - 252. 292.
Der Stadt Freyburg Schickſale. - - 218.
Sekelmeiſter Friſchings Anrede an die Truppen bey Vilmergen. - - 180.

G.

St. Galler-Unruhen. - - 454.
Stadt St. Gallen, allerley Schickſale. - - 221
Geldſorten in Bern. 207
Gelehrtes Kind zu Baſel. 516.
Allerley Gelehrte. - 422.
Geſeze gegen das Tabakrauchen. - - 323.
Glarner-Helden. 41 — Schickſale des Glarnerlandes. 226.
Der Gugler Plünderungen. 34.
Guſtaf Adolph, König von Schweden, iſt auch den Schweizern ein Freyheitsretter. - - 375.

H.

Felix Hämmerlin. - 400.

Seite.
Handelsgeiſt in der Schweiz. 349
Die Hasler ſuchen Hülfe bey Bern. = = 105
Hedwig ab Burghalden. 441
Heini von Uri. = 523
Das Heimweh. = 606
Das heiſſe Jahr. = 548
Hexen und Unholde. 264 — Wenn ſie aufgehört haben. 265 — Wie viele Hexen in der Schweiz verbrannt worden. 281 — Hexenprozeſſe ſind ſehr gemein geweſen. 256
Vom Heyrathen alt-deutſche und alt-ſchweizeriſche Sprüchwörter. = = 515
Hochzeitfeyer vor 200 Jahren. = = 326
Hungersnoth in Graubündten. 67
Groſſe, allgemeine Hungersnoth. = = 555

J.

Das Jahr 1795. — Erdrutſch im Luzerniſchen. = 575
Jetſer, Dominikaner zu Bern. 447
Italieniſche Kriege. 79 — Heimkunſt der Truppen aus Italien. = 352

Seite.
Groſſes Jubeljahr zu Bern. 269
Von den Juden. = 352
K.
Die 13 Kantone. = 84
Kaufleute machen Bankerot. 348
Kezer verbrannt. = 260
Die Kinderpocken, oder Blatternkrankheit. = 592
Kindsmörderinnen, wie ſie gerichtet worden. = 338
Die erſten Kindtaufen in deutſcher Sprache. = 291
Kirchengebräuche. = 358
Kirchenreformatoren. = 290
Vorgänger derſelben. = 471
Kirchenviſitation im Welſchland. = 279
Kirchenſchatz aus dem Münſter zu Bern geſtohlen. = 268
Der Bauer Kleinjogg. 435
Klöſter in der Schweiz. 256
Kloſtergeiſtliche haben die Regierung geführt. 295. 423
Die erſten Komödien geſpielt. 514
Kreuzzug nach dem gelobten Land. 265 — auch = 592
Krieg um einen Plappert. 449
Kriegsordnung im Schwabenkrieg. = = 62

Seite.
Kriegsthaten der Berner. 99 bis 177

L.

Landesgeſez der Eidgenoßſchaft, bey Aufruhren. 367
Der brafe Landmann. = 621
Landrecht gegen die Aufrührer = = 370
Neue Landſtraſſen. = 510
Oeſterreichiſche Landvögte werden aus dem Lande geführt. = = 25
Leben, Tod und Krankheiten. 588
Lebensart der alten Schweizer. 249
Von Lebendig-Begrabenen. 610
Leibeigenſchaft aufgehoben von den Bernern. 274
Leo, ein Kirchenreformator. 292
Liebe der alten Schweizer zu ihren Hunden. = 519
Der Lungern-See wird in Wieſen verwandelt. = 236
Luthers Brief an die reformirten Kantone. = 308
Der Stadt Luzern Schickſale. 208
Luzern verbietet den Pfaffen ſich zu vermehren. 257 — Hält einen jährlichen Kriegsumzug. 304 — Aufrühriſcher

Seite.

Pfarrer in einem Luzerner-Dorf. = = 528

M.

Die Mazze, ein alter Landesgebrauch. = = 339
Merkwürdigkeiten am Firmament. = = 560
Mezger-Umzug in Zürich. 191
Der Mezger Ungehorſam zu Baſel. 518
Miſſethäter zum Geſtändniß gebracht. = = 320
Mordbrenner nach der Reformation. = = 275
Der Stadt Mühlhauſen Schickſale. = = 244
Muſter alter Städte-Verbindungen. = = 427

N.

Natur-Merkwürdigkeiten. = = 541
Naturhiſtoriſche Ereigniſſe. 563
Nidau wird erobert. 117

O.

Oekonomie der Alten und der Neuern. = 297
Pays de Vaud kommt im Jahr 1536 an Bern. 161 — Wird von den Bernern aufgeklärt und veredelt. 278. 289

Seite.
Das groſſe Peſtilenzjahr. 553 — Siehe auch die Urſachen erklärt. = = 550
Pietiſten, Separatiſten. 363
Pilgerzeche. = 359

R.

Raſende Hunde. = 558
Reformation in Baſel von den Bürgern eingeführt. 197
Der Reformation Anfang. 292
Erſtes Reformationsfeſt zu Bern. = = 271
Zweytes — — — 273
Reißläufer oder Soldatenknechte. = 252
Religion der alten Schweizer. = = 247
Falſcher Religionseifer. 525
Religionsfreyheit. = 372
Religionskriege. 75 — S. 401
Ob die Religionstrennung der Schweiz Unglük gebracht habe? 276 — Wie dieſe Religionsveränderung vernünftig anzuſehen ſey. 372
Religions- und Kirchengeſeze (ſonderbare), noch vor der Reformation. = 471

Seite.
Rheinbrücke zu Schafhauſen. 226
S.
Sacconai bekömmt das Bürgerrecht in Bern. 181
Salis von Bündten Denkſpruch über den franzöſiſchen Dienſt. 467
Salzhandel. 508
Der Stadt Schafhauſen Schickſale. 224
Schlacht zu Dornach. 63
— — bey St. Jakob. 43 — auch S. 200
— — bey Laupen. 31
— — bey Murten. 48 u. 142
— — bey Sempach. 523
— — zu Nancy. 51
— — bey Granſon. 46
— — am Donnerbühl bey Bern. 206
Schüzengeſellſchaften. 354
Schulmeiſterbeſoldung. 359
Schuppach, der Landarzt. 439
Der Schwabenkrieg. 61. 490
Schwärmerey in der Schweiz. 314
Schweizertruppen in Neapel empfangen die veneriſche Seuche. 496
Die Schweiz vor 15 hundert Jahren. 481

Seite.

Schweizer Kriegsglück. 483
Schweizerhelden. 485 — ihre Kriegskleidung und Armatur. 486
Die heutigen Schweizer. 86 — und fortgeſezt. 297. — ferner 382
Von den groſſen Schweizerhoſen. = = 503
Die Schweizer-Landwirthſchaft. = = 616
Des Kanton Schwyz Schickſale. 233
Seltſame Krankheit, der Veittanz. 615
Sempacher Schlacht. 37. — Siehe auch = = 116
Sieg bey Morgarten. = 27
Solothurn von einer Verrätherey errettet. = 114
Der Stadt Solothurn Schickſale. = = 215
Solothurn war ſchon halb reformirt. = = 216
Speiſen und Getränke der alten Schweizer. 249-250 — fortgeſezt = 589
Stadler von Zürich. = 434
Stadtbewohner waren aus Landbauern. = 337
Stadtgeſeze und Landesgebräuche. = 333

Seite.
Stärke der alten und heutigen Schweizer. = 599
Werner Stauffacher. 12
Deſſen Frau. = 443
Strafe gegen die, ſo Penſionen nehmen. = 318
Straſſenräuber in der Schweiz. 255
Streit unter den Eidgenoſſen. 56
Stufenfolge des Schweizerruhms. = = 89
Stuhlinger, verglichen mit Winkelried. = 413
T.
Wilhelm Tell. = = 16
Thalleute in Piemont kommen nach der Schweiz. 460
Theophraſtus Paracelſus. 407
Die groſſe Theurung. . 577
Der Todtentanz in Baſel. 196
Todſchläger, einer wird vom Tode erbeten. = 517
Toggenburger=Unruhen. 454
Treffen bey Freyburg. = 109
— — am Donnerbühl. 101
— — an der Galtern. 126
— — am Lobeggſtalden. 111
U.
Uhrmacherkunſt kommt ins Land. 505

Seite.

Unglücksfälle am St. Gotthardsberg. = 232
Untergang der Stadt Plürs. 541
Des Kantons Unterwalden Schickſale. 234 — Ein Ungeheuer wird daſelbſt erſchlagen. = = 429
Unwiſſenheit der Alten. = 294
Urſachen der öftern Peſten. 550
Des Kantons Uri Schickſale. 229 — L. Stands Uri Antwort wegen Raynals Denkſäule. 412
Urtheil gegen die Kurtiſane (Schmarozer). = 365
Das Vater Unſer in der alten Schweizerſprache. = 245
Veneriſche Seuche kommt nach der Schweiz. 255 — S. auch 496
Verbannung der Tyrannen. 25
Viehſeuchen und Kurart. 559
Vilmergerkrieg. 76 — ferner 173 bis 180
Vorgänger der Reformatoren. 471

W.

Wälder verſinken. = 543
Hans Waldmann Leben und Tod. 415 — Deſſen Reiſe nach Frankreich. = 498
Rechte der Wallfahrter. 342
Walo von Glarus. = 492

Seite.
Warnung gegen die Wolluſt, von einem Alten. = 331
Weiber- und Jungfrauenzucht der Alten. = 327
Weisheit der Alten. = 293
Peter Wendſchaz, ein Bernerheld. = 111
Der Weſtphäliſche Friede verſichert der Schweiz ihre Unabhängigkeit. 375
Wie das Glück dem Narren zu allen Zeiten gut war. 420
Wiedertäufer. = 360
Strut von Winkelried. 428
Arnold von Winkelried. 37
Vergl. auch damit Stuhlinger. (413)
Das groſſe Winterjahr. 549
Feiner Witz der Alten. 332
Wölfe in der Schweiz. 570
Würmer werden vor Gericht geladen. = = 289

Z.

Zehend- und Lehenforderungen. 285
Von den Zeughäuſern. 357
Zigeuner in der Schweiz. 451
Zölle. = = 510
Zofingen, eine Hofſtadt. 522

Seite.
Der Stadt Zürich Schickſale. 183 — Einführung des Bürgerregiments daſelbſt. 188 — Wie Zürich eine ſo groſſe Menge Klöſter erhalten. 257=258
Zürich wird reformirt. 187 — S. auch = = 292
Züricher Handelſchaft wächſt an. 193
Kanton Zug, Schickſale. 237
Der Zuger Landsgemeinde=Streit mit der Stadt. = 238
Alte Zunftrechte. = 343
Zwingli zieht in Krieg, und ſtirbt auf dem Kampfplatz. 401 — Vergl. auch ſeine Lehrmeynungen. = 292
Schlußrede an alle Schweizer, die es mit dem Vaterland wohl meynen. = 624
Anhang einiger Sittenſchilderungen, zur Kenntniß unſrer Nationalübel. = 629

Bern,
gedrukt und zu haben bey der Typographiſchen Geſellſchaft.

B S B
MÜNCHEN

M

Heinzmann, Johann Georg, 1757-1802

Kleine Chronick für Schweizer

Bd.: [1]

Bern [1795]

Helv. 922 z-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10454911-6
VD18 80227112-001